Lehrbuch
der
Weltgeschichte.

Vierter Theil.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Bürger- und Gelehrtenschulen.

Mit besonderer Berücksichtigung

der

deutschen Geschichte.

Von

Friedrich Nösselt,

Professor in Breslau.

Dritte, sehr vermehrte und viel verbesserte Auflage, mit vier Stahlstichen.

Vierter Theil.

Leipzig, bei Ernst Fleischer.

1850.

Inhalt.

Neueste Geschichte.

Vom Anfange der französischen Revolution bis auf unsere Zeit, 1789 — 1849.

Erste Periode.

Vom Anfange der französischen Revolution bis zur Erhebung Bonaparte's zum Consul, 1789 — 1799.

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Consul, bis zum Wiedererwachen Europa's, 1799 — 1813.

Dritte Periode.

Vom Wiedererwachen Europa's bis auf die zweite französische Revolution, 1813—1830.

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die großen Volksbewegungen in Europa, 1830—1848.

Die neueste europäische Bewegung.

Neueste Geschichte.

(Vom Anfange der französischen Revolution bis auf unsere Zeit, 1789 — 1849.)

Erste Periode.

Vom Anfange der französischen Revolution bis zu Erhebung Bonaparte's zum Consul, 1789 — 1799.

101. Ausbruch der französischen Revolution.

(Ursachen der französischen Revolution. Ludwig XVI. 1774—1792 und seine Familie. Versammlung der Notabeln 1787. Necker. Die Reichsstände 1789. Nationalversammlung. Unruhen in Paris 12. Juli 1789. Zerstörung der Bastille. Fortgang der Revolution. Neuer Aufstand in Paris und Versailles 5. und 6. October 1789; Maillard und la Fayette. Ludwig und die Nationalversammlung in Paris. Jakobiner. Assignaten. Auswanderungen. Bundesfest 14. Juli 1790. Vereidigung der Priester. Flucht des Königs 21. Juni 1791. Club der Feuillans.)

Gott läßt von Zeit zu Zeit durch Erdbeben, Vulcane, Ueberschwemmungen und andere Naturerscheinungen einzelne Orte, oder ganze Gegenden verheert oder ganz zerstört werden. Wir Menschen sehen dann mit Schauder die Verwüstung an, erkennen aber nachmals, daß er seine weisen Absichten dabei hatte. So ist es auch in der moralischen Welt. Nach dem ruhigen Gange der Begebenheiten schreitet der Mensch nur langsam vorwärts; er bleibt gern im breiten Gleise der Gewohnheit, und behält die gewohnten Einrichtungen bei, die wohl für frühere Zeiten gut waren, für spätere aber nicht mehr passen, bis ihn Gott durch ungewöhnliche Ereignisse aus seiner Unthätigkeit aufschreckt, und ihn in wenigen Jahren weiter bringt, als er sonst in Jahrhunderten nicht gekommen wäre. Freilich geht dabei der Wohlstand und das Leben vieler Menschen zu Grunde, und die aufgeregten Leidenschaften scheinen Alles mit Verwirrung zu erfüllen. Aber durch Nacht führt uns Gott zum Licht; die Leidenschaften werden besänftigt, die Verwirrung löst sich in Ordnung auf, und eine bessere Zeit geht aus der Zerrüttung hervor.

Eine solche Begebenheit war **die französische Revolution**, unheilbringend für die Gegenwart, aber überaus nützlich durch ihre Folgen, und eine neue Bestätigung der Wahrheit, die wir auf allen Blättern der Weltgeschichte lesen können: daß ein weiser und gütiger Gott über dem einzelnen Menschen wie über der Menschheit waltet.

In früherer Zeit war auf die Ausbildung des Adels die meiste Sorgfalt gewendet worden. Aber in neuerer Zeit hatte sich das geändert. Die mittleren Stände waren im Besitze einer größeren Bildung, und doch sahen sie sich zurückgesetzt; der Adel wurde von den Fürsten vorgezogen, wollte die alten Vorrechte nicht fahren lassen, und sah mit Geringschätzung auf den Bürgerstand herab, der die unverdiente Behandlung mit Erbitterung vergalt. Ganz besonders war dies in Frankreich der Fall. Die größeren Gutsbesitzer hatten sich an den Hof angeschlossen, und während sie in Paris und Versailles große Summen leichtsinnig verpraßten, erlagen die Bürger der kleinen Städte und die Landleute unter dem Drucke schwerer Abgaben, die sie allein aufbringen mußten. Diese Armen schienen allein da zu seyn, durch saure Arbeit das zu erwerben, was der hohe Adel in Schwelgereien verthat. Nicht viel besser ging es dem ärmern Landadel und der niedern Geistlichkeit. Während am Hofe die größte Ueppigkeit herrschte, war in den Provinzen die bitterste Armuth und Noth. Der reiche Adel hatte sich allein in den Besitz der einträglichen Aemter gesetzt; die reichsten Pfründen waren nur in seinen Händen, und längst wurde bei Besetzung der bürgerlichen, geistlichen und militairischen Stellen nicht mehr nach dem Verdienste der sich Meldenden gefragt, sondern alle einträgliche Aemter wurden verkauft; nur solche, mit denen mehr Arbeit als Lohn verbunden war, wurden dem Bürgerstande überlassen. Wie konnte da Erbitterung ausbleiben? — Und doch wurden im dritten Stande (tiers état) — so wurden in Frankreich die mittlern Stände genannt — die größte Bildung und die vorzüglichsten Talente gefunden. Mußten sich nicht die ausgezeichnetsten Männer nach einer Veränderung sehnen, die ihren Geistesgaben einen größeren Spielraum gestattete? Dazu kam, daß das gemeine rohe Volk leichtsinnig und sittenlos war, und leicht gebraucht werden konnte, die bisherige Ordnung zu stürzen, sobald nur ein kühner Anführer sich fand, der sein Vertrauen zu gewinnen wußte. — Nicht wenig trugen auch zu der revolutionären Stimmung mehrere Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bei. Rousseau, Voltaire und Andere hatten ausdrücklich gelehrt, daß jeder Mensch gewisse Rechte habe, die kein Fürst ihm ungestraft nehmen könne, daß der Fürst um des Volkes willen, nicht aber das Volk um des Fürsten und des Adels willen da sey, und daß es eine Gränze gebe, bis wohin der Unterthan seinem Fürsten gehorchen dürfe. Das Beispiel der nordamerikanischen Provinzen, die sich von England erst kürzlich losgerissen, und in Frankreich so viele Theilnahme gefunden hatten, wirkte auch nicht wenig, jenen Grundsätzen in den Köpfen der Franzosen Eingang zu verschaffen. Während nun Freiheit und Gleichheit in dem Munde des Volks war, gaben die Minister Gesetze, welche diesen Ideen gerade entgegengesetzt waren, z. B. daß nur Adlige Offizierstellen bekleiden sollten, und zwar nur solche, die wenigstens vier Ahnen aufführen könnten. An Brennstoff fehlte es also nicht; es kam nur darauf an, daß ein Funke hinein fiel, um eine Explosion zu bewirken.

Zu diesen allgemeinen Ursachen kamen noch besondere. Frankreich befand sich in großer Geldnoth. Die Kriege Ludwigs XIV. und seine kostbaren Bauten hatten große Summen gekostet, und den Staat in Schulden gestürzt. Ludwig XV. hatte noch schlechter gewirthschaftet, und mit vollen Händen die

öffentlichen Gelder unter seine Günstlinge ausgetheilt. Sein Enkel Ludwig XVI., der 1774 den Thron bestiegen hatte, war zwar ein höchst braver und gutmeinender Mann, aber es fehlte ihm an Erfahrung, Thätigkeit und Selbstvertrauen, und darum verließ er sich zu sehr auf das, was ihm die Minister sagten. Frei von allem Stolz, war er kein Freund von äußerlichem Prunke; aber so viele Ehre ihm dies auch machte, so verlor er dadurch das so nöthige Ansehen bei den Franzosen, welche ihren König nicht anders als in königlicher Majestät zu sehen gewohnt waren. Seine Gemahlin, Maria Antoinette, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia, war anfangs ihrer großen Liebenswürdigkeit wegen von den Franzosen angebetet worden; aber sie war vergnügungssüchtig, vermied zu wenig den bösen Schein, und das Volk glaubte den Verleumdungen, welche der Herzog von Orleans, ein Seitenverwandter der königlichen Familie, über sie ausstreute. Dieser Herzog war einer der bösesten Menschen, die je gelebt haben, und da die Königin ihm unverholen ihren Abscheu gezeigt hatte, so haßte er sie aus dem Grunde seines Herzens, und suchte sich dadurch an ihr zu rächen, daß er die schlechtesten Handlungen von ihr erzählte, die ihr zu thun nicht eingefallen waren. Dadurch verlor sie die Achtung und die Liebe ihrer Unterthanen. Ebenso wenig waren die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und von Artois, beliebt. Jener war zwar ein Mann von gutem Herzen und richtigem Verstande, aber er hatte nicht die Gabe, zu glänzen, und das verlangten die Franzosen von ihrem Königsstamme. Artois aber war schwelgerisch und lasterhaft, und trieb eine unsinnige Verschwendung.

Vor Allem aber erregte die große Schuldenlast der Regierung das Murren des Volks. Trotz der schweren Auflagen reichten die Staatseinkünfte doch nicht zu den Ausgaben hin, weil die zu zahlenden Interessen den größten Theil jener verschlangen, und der Hof — nicht der gute König, welcher der einfachste Mann am Hofe war — die unsinnigste Verschwendung trieb. Der König, der zu glauben schien, daß die Schuld nur am Finanzminister liege, ernannte bald diesen, bald jenen zu dieser wichtigen Stelle; aber keiner konnte Rath schaffen, und einer derselben (Calonne) vermehrte gar die Schuldenlast während seiner dreijährigen Verwaltung um 1000 Millionen Franken. Wo sollte das endlich hinaus? In dieser großen Noth rieth der Minister, die Notabeln zu versammeln. Darunter verstand man einen Ausschuß der drei Reichsstände, der aber vom Könige ernannt wurde. Seit 1624 waren die Notabeln nicht versammelt gewesen. Jetzt traten sie 1787 zusammen. Vor ihnen erklärte der Minister gerade heraus: man könne nichts mehr aufleihen; eben so wenig könne man Staatseinkünfte im Voraus aufnehmen, und der öffentliche Credit sey dahin. Nun bleibe nichts übrig, als auf alle Grundstücke Abgaben zu legen, auch auf die des hohen Adels und der Geistlichkeit, die bisher davon frei gewesen waren. Aber dies wollten die Notabeln nicht zugeben, und so wurden sie, ohne Hülfe geschafft zu haben, entlassen. Ein neuer Minister (Brienne) wurde ernannt, der eben so wenig wie alle vorhergehende Rath zu schaffen vermochte, und immer lauter wurde der Wunsch des Volks nach Zusammenberufung der Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren. Dazu konnte sich aber der König nicht gleich entschließen; denn es ließ sich voraussehen, daß

sie über die schlechte Verwaltung Klage führen, und Manches an der Verfassung würden verändern wollen. Dagegen ernannte er zum Finanzminister einen Mann, der schon früherhin Minister gewesen war, und das ganze Vertrauen des Volks besaß, Necker aus Genf. Da dieser Mann die Volksliebe sich zu erhalten wünschte, so brachte er es dahin, daß der König die Reichsstände zusammenzurufen öffentlich versprach. Darüber entstand im ganzen Königreiche ein allgemeiner Jubel. Sogleich setzte eine Menge von Schriftstellern ihre Federn in Bewegung, um dem Volke zu beweisen, wie nöthig es sey, daß eine neue Regierungsform eingeführt werde. Der böse Orleans suchte insgeheim das Mißvergnügen gegen die Regierung zu vermehren, und die Gemüther Aller waren in der äußersten Spannung, welche Wirkungen die Reichsstände hervorbringen würden. Wie hochgespannt aber auch die Erwartungen Vieler waren, so ahnte doch Keiner die ungeheure und gänzliche Umwälzung, die durch die Reichsstände nachher eingeleitet wurde.

Schon die Anzeigen, die der Eröffnung der Versammlung vorangingen, waren beunruhigend. Es wurde bestimmt, daß der dritte Stand so viele Deputirte stellen sollte, als der Adel und die Geistlichkeit zusammen. Diese beiden Stände hielten ihre Vorrechte schon im Voraus für verloren, und ließen den Muth sinken, während der dritte Stand voll Kühnheit sich rüstete, den Adel und die Geistlichkeit zu demüthigen. Zu Deputirten waren meist Leute ohne Grundeigenthum gewählt, die also bei einer Umwälzung nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hatten, meist Advocaten, Leute von Talent und Beredtsamkeit, begierig, sich durch kräftigen Widerstand gegen die Regierung Ruhm zu erwerben. An sie schlossen sich der Landadel und die niedere Geistlichkeit an, die auch nur durch eine Umänderung der Verfassung eine Verbesserung ihres Zustandes erwarten konnten. Daß das Alte abgeschafft werden müßte, war allgemeine Ueberzeugung; aber was man an dessen Stelle setzen wollte, wußte fast Keiner recht; auch fehlte es den meisten dieser Leute an Erfahrung und Geschäftskenntniß, und es ist leichter einzureißen als neu aufzubauen.

Am 5. Mai 1789 versammelten sich die Reichsstände zum ersten Male, und zwar in Versailles, wo seit Ludwigs XIV. Zeit die königliche Residenz war. Gleich anfangs entstanden Streitigkeiten, besonders über die Frage, ob nach Ständen oder nach Köpfen gestimmt werden sollte. Darauf kam sehr viel an; denn im ersten Falle hatten die Deputirten des dritten Standes zusammengenommen nur eine Stimme; im letztern Falle dagegen hatten sie deren eben so viele, als die beiden andern Stände zusammen. Endlich wurde das Letztere beschlossen, und dadurch das Uebergewicht des dritten Standes entschieden. Nun that dieser immer kühnere Schritte. Auf den Vorschlag des Abbé Sieyes, eines höchst verschmitzten Kopfes, erklärten sich die Deputirten dieses Standes für eine Nationalversammlung; mehrere der niederen Geistlichen gingen zu ihnen über, und nun schritten sie schnell dazu, in der bisherigen Verfassung Veränderungen zu treffen. Der König erschrak; er glaubte nur in einer schnellen Auflösung der Versammlung eine Rettung zu finden, besonders da immer mehr Geistliche, ja selbst einige vom Adel sich mit der Nationalversammlung vereinigten. Darum erschien er am 23. Jun. selbst in derselben, bezeigte sein

Mißfallen über die Zwistigkeiten und über die eigenmächtigen Verbesserungen der Deputirten, und befahl, daß sie sogleich auseinander gehen, und daß sich am folgenden Tage jeder Stand besonders versammeln sollte. Der König verließ den Saal, mit ihm der Adel und die Geistlichkeit; die Deputirten des dritten Standes aber — blieben sitzen, unschlüssig, ob sie gehorchen wollten, oder nicht, und als der Großceremonienmeister (Marquis von Dreux-Brezé) erschien, und ihnen im Namen des Königs ankündigte, sich sogleich zu entfernen, so trat Graf Mirabeau, ein sehr kluger, aber höchst verdorbener Mensch, auf, und antwortete: sie wären alle durch den Willen des Volks versammelt, und nur durch die Gewalt der Bajonette würden sie sich von ihrem Platze vertreiben lassen. Jetzt hätte Ludwig sogleich Soldaten anrücken, und die Ungehorsamen streng strafen lassen sollen; denn wie kann Ordnung bestehen, wenn der Wille des Vorgesetzten nicht mehr beachtet wird?! Aber der gute König war zu gewaltsamen Maßregeln nicht zu bewegen; die Deputirten erkannten daraus, was sie ihm bieten könnten, und sein Ansehen war unwiederbringlich dahin.

Orleans und ein Theil des höhern Adels vereinigte sich nun mit der Nationalversammlung, die ohne alle Rücksicht die bisher bestehende Verfassung Stück für Stück niederriß. Zwar ist nicht zu leugnen, daß unerhörte Mißbräuche eingerissen, und eine gänzliche Umwandlung nöthig war; aber die Deputirten hatten nicht Erfahrung genug, um zu wissen, daß jede plötzliche Umänderung mißlich ist, und daß eine Verfassung, an welche das Wohl und Weh so vieler Menschen geknüpft ist, nur nach und nach und mit äußerster Vorsicht abgeändert werden müsse. Bald gab der König einen neuen Beweis seiner Schwäche: er befahl dem Adel und der Geistlichkeit, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen, also gerade das, was er früherhin verboten hatte. Darüber war nun die Freude allgemein, aber nun war auch die Revolution entschieden. Das Volk sah nun, daß man dem Könige Alles abtrotzen könne. Ganz Frankreich theilte sich in zwei Parteien: Aristokraten oder Freunde der alten Ordnung, und Demokraten oder Freunde der Revolution. Der Pöbel sprach ganz laut von Plünderung und Mord der Aristokraten, und überall zeigte sich die fürchterlichste Erbitterung gegen die Adeligen und hohen Geistlichen. Um Ordnung und Ruhe zu erhalten, hatte der König 30,000 Mann in der Nähe von Paris versammelt. Darüber aber schrieen die ärgsten Demokraten, und sprengten aus, Ludwig wolle die Nationalversammlung gefangen nehmen lassen, und als er gar den Minister Necker, den er für den ersten Urheber aller dieser Unruhen hielt, abdankte, entstand in Paris am 12. Jul. 1789 ein greulicher Tumult. Die Sturmglocke wurde geläutet, der Pöbel bewaffnete sich, und beging viele Ausschweifungen; selbst französische Garden nahmen daran Antheil; die anrückenden Soldaten hieben zwar mehrere nieder, konnten aber nicht des Pöbels Herr werden. Der Aufruhr währte mehrere Tage. Die Bastille, eine alte Festung im östlichen Theile von Paris, und früherhin ein fürchterliches Gefängniß, wurde von dem rasenden Haufen erstürmt, und die Besatzung, die aus Schweizern und einigen Invaliden bestand, nebst ihrem Commandanten ermordet. Erst als der König befahl, daß sich die Truppen aus der Nähe von Paris entfernen sollten, kehrte die Ruhe einigermaßen zurück. Jetzt ahnten Viele am Hofe noch größere Un-

ruhen, und verließen schnell das Reich, unter ihnen der Graf von Artois, der Prinz Condé und viele Höflinge. Die Auswanderungen der Edelleute und Geistlichen nahmen nun überhand, und der König stand plötzlich ohne Rathgeber da. Der Pöbel in Paris hatte den Wunsch geäußert, daß sich der König in Paris zeige. Er entschloß sich sogleich dazu. Es war ein trauriger Zug. Der königliche Wagen wurde am 17. Jul. von zahlreichen Volkshaufen und von dem größten Theil der Nationalversammlung begleitet, und am Wege waren 200,000 bewaffnete Bürger aufgestellt, zwischen denen der Wagen langsam hinfuhr. Vor und hinter ihm fuhren Kanonen, voran wurde die aus der Bastille geraubte Fahne getragen, und nirgends hörte man einen andern Ruf, als: „Hoch lebe die Nation!" Ueberall erblickte der König feindselige Gesichter; keinen Augenblick war er vor Ermordung sicher. Als er am Stadthause ausstieg, und die Stufen hinaufging, überreichte ihm der Maire (Bürgermeister) eine dreifarbige Cocarde, das Abzeichen der Revolutionsfreunde. Ludwig steckte sie auf seinen Hut, und nun erst schrie das Volk aus voller Kehle: „Hoch lebe der König!" Am Abend kehrte er nach Versailles zurück, und hoffte, nun würde Alles ruhig bleiben.

Aber darin irrte er sich sehr. Der schändliche Orleans wußte insgeheim den unruhigen Pöbel immer wieder in die Waffen zu bringen. Mehrere dem Volke verhaßte Männer wurden auf öffentlicher Straße ermordet, und es wurde seitdem etwas Gewöhnliches, daß Leute, schuldig oder unschuldig, die den Verdacht des Pöbels auf sich gezogen hatten, fortgeschleppt und an einen Laternenpfahl aufgehängt wurden. Fast an allen Orten wurden die bisherigen Obrigkeiten abgeschafft, und Bürgermilizen oder, wie sie genannt wurden, Nationalgarden, errichtet; denn was Paris zuvorthat, ahmte das ganze Land nach.

Die Nationalversammlung machte, ehe sie zu der Ausarbeitung einer neuen Verfassung schritt, eine Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte bekannt, welche dieser zum Grunde liegen sollten. Sie enthielten Alles, was jeder Mensch und Bürger mit Recht von dem Andern, namentlich auch von der Obrigkeit fordern könne. Das war zwar recht gut gemeint, wurde aber von dem unwissenden Volke gemißbraucht, sich frei von jeder Pflicht des Gehorsams zu dünken. Die meisten Mitglieder der Nationalversammlung waren von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, dem Volke eine es beglückende Verfassung zu geben; nur einige Wenige suchten absichtlich alle Ordnung zu untergraben. Am 4. August trat der Vicomte von Noailles, aus einer vorzüglich bevorrechteten alten Familie, auf, und verlangte, daß die Versammlung die Abschaffung aller persönlichen Vorrechte aussprechen möchte. Er selbst entsagte den seinigen auf eine edelmüthige Weise. Die Versammlung stimmte ihm, wie vom Schwindel ergriffen, augenblicklich bei, ohne zu bedenken, welche große Veränderung das im ganzen Lande hervorbringen müsse. Es wurde beschlossen, daß von nun an Alle gleich seyn sollten, und nun war Freiheit und Gleichheit im Munde eines Jeden. Das Volk weigerte sich nun, der Obrigkeit zu gehorchen; denn Alle wären ja frei und einander gleich, und wehe dem Lande, wo der Pöbel nicht mehr gehorcht! Bewaffnete Banden zogen, vom Herzoge von Orleans

aufgemuntert, im Lande umher, plünderten die Schlösser der Edelleute, und begingen andere Gewaltthätigkeiten, während er selbst ausbreitete, der Hof sey an dem Allen Schuld. Zugleich ließ er die Felder verwüsten, damit bei dem eintretenden Getreidemangel der Haß gegen die königliche Familie noch größer werde. Ludwig bat die Nationalversammlung, den täglich wachsenden Unordnungen Einhalt zu thun; aber zu spät sah diese nun ein, daß sie zu voreilig gewesen sey, und nicht mehr den einmal losgelassenen Strom aufhalten könne. Damit aber das Uebel noch größer werde, entstanden selbst in der Nationalversammlung mehrere Parteien, die sich tödtlich haßten; die eine suchte die Monarchie zu vertheidigen, die andere aber bekämpfte dieselbe, und wollte dem Volke allein die Herrschaft verschaffen. Die letzte bestand aus den talentvollsten und kühnsten Männern; darum siegte sie auch zuletzt ob. An Abstellung der Unordnungen dachte keine, wohl aber wurde eifrig an der Auflösung der bisher bestehenden Rechte gearbeitet. Die niedere Geistlichkeit hatte bisher von dem Zehnten gelebt, den ihnen die Gemeinden geben mußten. Jetzt wurde er aufgehoben, aber dafür sorgte Keiner, daß die Geistlichen entschädigt würden; wovon sollten sie nun leben? —

Wenn auch die Anzahl der Bösewichter in der Nationalversammlung nur klein war, so war doch ihre Partei die gefährlichste, weil der steinreiche Orleans an ihrer Spitze stand, der durch sein Geld den Pöbel in die Waffen bringen konnte, sobald er wollte; denn in den Vorstädten von Paris, besonders in der Vorstadt St. Antoine, gab es so vieles armes Volk, besonders unter den Fabrikarbeitern, daß er für Geld Tausende finden konnte, die zu allen Verbrechen bereit waren. Schon bei dem Tumult am 17. Jul. hatte Orleans gehofft, der König würde vom Pöbel ermordet werden, und dann hätte er vielleicht den Thron besteigen können. Jetzt streute er wieder Geld und Schmähschriften gegen den König, besonders aber gegen die Königin aus, um den Pöbel zu wüthendem Haß gegen sie zu entflammen; seine Absicht war unstreitig, durch die Ermordung der Königin seine Rache zu befriedigen, und durch einen neuen Aufruhr die Nationalversammlung zu zwingen, ihren Sitz nach Paris zu verlegen, um sie dann durch den Pöbel ganz beherrschen zu können. Der König wußte recht gut, daß dieser Tumult am 5. October stattfinden sollte. Man redete ihm zu, eilig nach Metz zu entfliehen, und dort sich an die Spitze der Truppen zu stellen; aber er war nicht zu bewegen, von seinem Posten zu weichen. Orleans hatte an den ausgestreuten Verleumdungen nicht genug; er ließ durch seine Leute die nach Paris fahrenden Kornwagen aufhalten, und als nun Brotmangel in der Stadt entstand, sprengte er aus, der König wolle Paris aushungern. Schon am 4. October wurden in Paris Geld und Waffen ausgetheilt. Volksredner und Rednerinnen hielten im Garten des Palais Royal von Tischen herab Reden an das Volk, und forderten es auf, am folgenden Tage nach Versailles zu ziehen, um den König und die Königin zu fragen, woher der Brotmangel entstanden sey.

Als der 5. October (1789) anbrach, war ganz Paris in unruhiger Bewegung. Männer in Frauenskleidern und betrunkene Weiber, unter denen sich die Fischweiber (die sogenannten Damen der Halle) auszeichneten, zogen

schreiend durch die Straßen, und rissen Alle, die ihnen begegneten, mit sich. Die Sturmglocken läuteten, die Trommeln wirbelten. Alles strömte nach dem Greveplatze, auf welchem das Stadthaus steht, und schrie laut nach Brot. Die Nationalgarde, die Ordnung hätte stiften sollen, weigerte sich, die Waffen gegen den tobenden Haufen zu gebrauchen. Einige stürmten das Stadthaus, drohten den ganzen Bürgerrath an die Laternen zu hängen, und plünderten die Cassen und Waffenmagazine. Endlich stellte sich Maillard, ein Kerl in einem abgeschabten schwarzen Kleide, der schon bei der Erstürmung der Bastille voran gewesen war, an die Spitze des Haufens, und führte ihn nach Versailles ab. — Gleich darauf füllte sich der Greveplatz aufs Neue. Die französische Garde, die längst von Orleans und Mirabeau dem Könige untreu gemacht worden war, marschirte auf. Nationalgardisten, Pöbel, Weiber, Meuchelmörder, Leute von jedem Schlage drängten sich dazwischen, Alle erfüllt vom Durste nach Mordthaten, wenigstens nach Gewaltthätigkeiten. Mehr als 40,000 Menschen schrieen: „nach Versailles! nach Versailles!" Der Marquis de la Fayette, derselbe, der an dem amerikanischen Freiheitskriege so thätig Antheil genommen hatte, jetzt Befehlshaber der Nationalgarde, sollte sie führen. Lange weigerte er sich, und machte ihnen Vorstellungen; endlich setzten die Garden ihm die Bajonette auf die Brust, wenn er sich nicht augenblicklich an ihre Spitze stellte. Er mußte gehorchen, und um 5 Uhr Abends brach auch dieser Haufen, trotz eines heftigen Regenschauers, mit 22 Kanonen unter wildem Freudengeschrei nach Versailles auf.

Der König war auf diesen Besuch so wenig vorbereitet, daß er sich auf der Jagd befand, von der er eilig zurückgerufen wurde, als um Mittag die erste Nachricht vom Anzuge der Weiber nach Versailles kam. Um vier Uhr stürzten diese nach dem Saale der Nationalversammlung. Maillard und 12 Weiber wurden eingelassen, und schrieen laut nach Brot. Die Versammlung suchte sie zu beruhigen, und der Präsident führte sie zum Könige ins Schloß. Dieser gab ihnen die besten Versprechungen; ja er umarmte sogar eines der Weiber, weil sie ihm sonst nicht glauben wollten. Den Soldaten hatte Ludwig ausdrücklich jeden Gebrauch der Waffen verboten; daher wurden die Gardes du Corps, Alles junge Leute aus den vornehmsten Familien, mit Steinwürfen und selbst mit Flintenschüssen ungestraft verfolgt; denn diese Truppen waren als treue Anhänger des Königs dem Pöbel verhaßt. Am späten Abend traf nun auch das Pariser Heer unter La Fayette ein. Dieser Mann war zwar ein Freund der Freiheit, aber voll Rechtlichkeit und Ehrliebe. Er suchte jede Gewaltthätigkeit zu hindern, und hatte den Haufen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben, und vor der Wohnung desselben Achtung zu haben. Endlich trieb ein starker Regen Alles aus einander; ein Jeder lagerte sich so gut er konnte, die Straßen wurden still, und La Fayette gab dem Könige die Versicherung, daß er für die Ordnung Bürge seyn wolle. Aber Orleans, Mirabeau und die andern Verschworenen hatten sich indessen in Weiberkleidern unter die Soldaten gemischt, und durch Austheilung von Geld und Branntewein die, welche noch an ihrer Pflicht hielten, vom Könige abwendig gemacht, und mit Sehnsucht erwarteten die Bösewichter den Anbruch des folgenden Tages, um ihre Verbrechen auszuführen.

Am 6. October früh um 5 Uhr schlief noch die königliche Familie, als sich vor dem Schlosse ein fürchterliches Mordgebrüll erhob. Die Mörder fielen über die treuen Gardes du Corps her, hieben mehrere derselben nieder, und verlangten laut den Kopf der Königin. Ein andrer bewaffneter Haufen drang indessen durch eine von der Nationalgarde absichtlich unbesetzt gelassene Hinterthüre in das Schloß ein, und wandte sich, von Mitgliedern der Nationalversammlung, unter denen Orleans und Mirabeau gewesen seyn sollen, geführt, nach dem Schlafzimmer der Königin. Ein Garde du Corps (Miomandre de St. Marie), die Gefahr der erlauchten Frau bemerkend, opferte sein Leben auf, das ihrige zu retten. Er lief eilend nach der Thüre ihres Zimmers, und rief durch dieselbe: „Um Gottes Willen! retten Sie sich! sonst sind Sie verloren!" Sie hatte nur noch Zeit, aus dem Bette zu springen, und, in einen Morgenmantel gehüllt, durch eine verborgene Treppe nach dem Zimmer des Königs zu entfliehen, als schon die Mörder vor ihrem Zimmer erschienen, den treuen Garde du Corps ermordeten, die Thüre aufsprengten, und wüthend auf ihr Bette losstürzten. Als sie es leer fanden, stießen sie wilde Flüche aus, und durchbohrten es aus Wuth mit unzähligen Stichen. Die Grenadiere der königlichen Garde nahmen nun die königliche Familie in Schutz, und trieben die Mörder aus den Zimmern. Aber mit neuer Wuth wandte sich der Pöbel gegen die überall fliehenden Gardes du Corps. Vorzüglich zeichnete sich ein Mensch von ungeheurer Länge aus, der mit einem langen Barte, einer hohen Mütze und aufgestreiften blutigen Armen umherging, und das gräßliche Geschäft trieb, den Ermordeten, noch ehe sie ganz todt waren, die Köpfe abzuhacken, die dann der Pöbel auf Stangen steckte und umhertrug. Den Bemühungen La Fayettes gelang es, einige Gardes du Corps zu retten.

Ludwig selbst begab sich auf einen Balcon, um zu dem untenstehenden Pöbel zu sprechen. „Gnade für meine Leibgarde!" rief er mit ausgebreiteten Armen hinab. — „Hoch lebe der König!" war die Antwort des begeisterten Haufens, der noch vor einer Stunde ihn ermordet hätte, wenn er in seine Hände gefallen wäre. Man holte die gefangen gehaltenen Gardes du Corps herbei, und umarmte sie vor den Augen des Königs. „Die Königin! die Königin!" schrie dann der Pöbel. Mit sichtbarer Bangigkeit trat die erhabene Frau auf den Balcon, an der einen Hand den vierjährigen Dauphin, an der andern die zehnjährige Tochter. „Weg mit den Kindern!" wurde ihr von unten zugerufen. Sie führte sie sogleich fort, und stand nun allein da, die wehrlose Frau, vor einem wildempörten, sie hassenden Pöbel. Ein Kerl zielte mit der Flinte nach ihr, wagte aber nicht abzudrücken, von der stillen Majestät der ruhig dastehenden Frau bezwungen. Der König wurde noch einmal verlangt. Er kam; ein zerlumpter Kerl schrie ihm, den Hut auf dem Kopfe, zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen!" — „Ja!" schrieen Alle, „der König soll nach Paris!" — „Meine Kinder!" antwortete Ludwig, den seine Gefühle kaum sprechen ließen, „ihr verlangt mich nach Paris? Ich will gehen, aber nicht anders, als in Begleitung meiner Frau und Kinder." — Der Pöbel willigte ein, und brüllte laut: „Hoch lebe der König!" Die Königin war zu bewegt, um sprechen zu können; sie öffnete den Mund, aber sie brachte kein Wort hervor. La Fayette

redete an ihrer Statt: „Die Königin ist sehr betrübt über das, was sie sieht. Sie ist hintergangen worden; sie verspricht, sich nicht mehr hintergehen zu lassen, und das Volk zu lieben." Zwei Mal hob sie mit thränenden Augen die Arme gen Himmel, als Zeichen, daß dies ihre Meinung sey. Aber so verhaßt war sie, daß der Pöbel kein Zeichen des Beifalls hören ließ.

Um 1 Uhr setzte sich Ludwig mit seiner Familie in den Wagen. Es waren die Königin, ihre beiden Kinder, der Graf von Provence und des Königs Schwester, Elisabeth, bei ihm. Der Zug ging so langsam, daß man 6 lange Stunden zubrachte, ehe man Paris erreichte. Aber welch ein Zug! Nie ist gewiß der Wagen eines Königs auf gleiche Weise begleitet worden. Voran wurden die gefangenen Gardes du Corps geführt; unmittelbar vor dem Wagen trug man auf hohen Stangen die abgehauenen Köpfe der Ermordeten; jener Kopfabhacker schritt dazwischen einher, das blutige Beil schwingend, und rufend: „Seht her! das ist die wahre Nationalcocarde!" Neben dem Wagen zogen scheusliche, berauschte Weiber, die bald schadenfroh nach der Königin hingrinsten, bald Verwünschungen ausstießen und drohend die Fäuste ballten. Man hörte, wie diese Weiber den Kopf der Königin zum Spielball, und ihre Eingeweide zur Nationalcocarde verlangten. „Seht da!" schrieen sie, „seht den Bäcker, die Bäckersfrau und den Bäckerjungen!" Dies bezog sich auf das Versprechen des Königs, der angeblichen Brotnoth der Pariser ein Ende zu machen. Einige Male prallten Kugeln gegen den Wagen, und jeden Augenblick mußte die erhabene Familie erwarten, von dem wilden Pöbel ermordet zu werden. Endlich langte der Wagen bei dem Stadthause in Paris an. Als der König ausstieg, hörte man mehrere Stimmen rufen: „An die Laterne! an die Laterne mit ihm!" Er entfärbte sich, stieg aber festen Schritts die Stufen hinan, wo ihn der Maire empfing, und den schönen Tag pries, welcher den König in die Mitte seiner treuen Pariser führte. Der König erwiederte, er sey mit Vergnügen gekommen, und die Königin äußerte, sie trete mit Vertrauen in diese gute Stadt. So suchte man sich gegenseitig durch schöne Worte zu betrügen. Darauf würde der königlichen Familie das Schloß der Tuilerien zur Wohnung angewiesen; aber hier war man so wenig darauf eingerichtet, daß sie in der ersten Nacht auf geborgten Betten schlafen mußten.

Von der Zeit an war der König ein Gefangener seiner Hauptstadt, und hatte keinen Willen mehr. Die Nationalversammlung verlegte nun auch ihren Sitz nach Paris; aber mehr als 300 Deputirte, gerade die gemäßigtsten, verließen die Versammlung, weil sie wohl sahen, daß sie künftig nicht mehr mit Freiheit würden berathschlagen können. Das war aber den Freunden der Unordnung gerade recht; nun hatten sie desto freiere Hand. Der Ort der Versammlung war eine Reitbahn, die im Garten der Tuilerien lag, und in der Geschwindigkeit mit rundlaufenden Bänken in Form eines Amphitheaters, und oben mit einer Gallerie für die Zuschauer versehen wurde. In der Mitte des Saals stand der Stuhl des Präsidenten. Die Freunde der Revolution hatten sich auf die linke Seite gesetzt; die Gemäßigteren nahmen die rechte Seite ein. Auf den höchsten Bänken der linken saßen die wüthendsten Verfechter der Volkspartei, und führten daher späterhin den Namen „der Berg." Die Gallerie

wurde von solchen Leuten eingenommen, welche sich über die sichtliche Zunahme der Unordnung freuten. Sie klatschten den heftigsten Volksrednern Beifall zu, und zischten dagegen die Reden der Vernünftigeren aus. Dafür wurden sie von den Revolutionsfreunden reichlich mit Speise und Trank versehen. Orleans hatte sich in den Tagen des 5. und 6. Octobers so augenscheinlich niederträchtig benommen, daß er selbst in den Augen seiner Partei verächtlich erschien, und auf einige Zeit nach England ging, um seine Schandthaten etwas aus dem Gedächtniß zu bringen. Aber seine Partei blieb zurück, und setzte ihre Schritte fort, die königliche Familie bei dem Volke herabzusetzen, so viele Mühe sich dieselbe auch gab, die Liebe des Volkes zu gewinnen. Ohne Widerspruch fügte sich Ludwig in alle Beschlüsse der Nationalversammlung, so sehr er auch sie im Herzen mißbilligen mußte; aber auch dadurch gewann er die Achtung des Volkes nicht.

Die heftigsten Revolutionsmänner unter den Deputirten hatten einen Club eingerichtet, wo sie zusammen kamen, und vorher das besprachen, was sie in der Nationalversammlung durchsetzen wollten. Dadurch erhielten sie eine große Ueberlegenheit über die Gemäßigten, die nicht so fest zusammenhielten. Da nun jener Club sich in einem Saale des ehemaligen Jakobinerklosters versammelte, so wurde er der Jakobinerklub, und die dazu Gehörigen **die Jakobiner** genannt. Sie waren durchgängig vom Schwindel eines wilden Revolutionsgeistes ergriffen, und bestanden größtentheils aus elenden Schauspielern, verdorbenen Aerzten, Winkelschriftstellern, nahrungslosen Advocaten und dergleichen Menschen, zum Theil vollendeten Bösewichten. Schon damals zeichneten sich unter ihnen als die ärgsten Schreier zwei Menschen aus, die späterhin als Ausgeburten der Hölle ihre Freude an Vernichtung aller Ordnung und an Hinrichtungen fanden, **Robespierre** und **Marat**. Robespierre war ein magerer, dürrbeiniger Mensch, von widrigen Gesichtszügen, und mit Augen ohne alles Feuer, die nur dann von boshafter Freude glänzten, wenn er Todesurtheile unterschrieb. Aber ob er gleich wenige Talente hatte, so gelang es ihm doch, einen großen Einfluß auf seine Partei zu gewinnen. Marat war sonst Arzt im Dienste des Grafen von Artois gewesen, und suchte durch Pöbelhaftigkeit und schmutziges Aeußere die Gunst des Volks zu erwerben. Er war von zurückschreckender Häßlichkeit, mit affenartigen Zügen. Durch ein Volksblatt, welches er unter dem Titel: „der Volksfreund" schrieb, forderte er unaufhörlich den Pöbel zu Empörung und Mord auf.

Was von der alten Verfassung noch übrig war, wurde nun mit rascher und unbesonnener Hand umgestürzt. Die Güter der Geistlichkeit wurden für ein Eigenthum der Nation erklärt, die alte Eintheilung des Königreichs in Provinzen aufgehoben, und dafür das ganze Reich in 83 Departements getheilt, eine Eintheilung, die noch jetzt besteht, und da durch die Aufhebung fast aller bisherigen Steuern die Cassen sich in der äußersten Noth befanden, so wurde ein Papiergeld geschaffen, **Assignaten** genannt. So nützlich eine mäßige Summe von Papiergeld ist, weil dadurch der tägliche Geldverkehr sehr erleichtert wird, so schädlich ist es, sobald so viel davon ausgegeben wird, daß es nicht jeden Augenblick gegen klingendes Geld umgesetzt werden kann. Der letztere

Fall trat bald ein; denn die Männer, die in den ersten Jahren der Revolution die größte Macht hatten, vermehrten es zu so ungeheurer Menge, daß es nach und nach am Werthe verlor, und zuletzt fast gar nichts mehr galt.

Die Auswanderungen nahmen immer mehr zu. Diese Emigrirten waren meist Edelleute, die mit den neuen Umänderungen unzufrieden waren, und sich vorzüglich in Coblenz an den dorthin geflüchteten Grafen von Artois anschlossen. Sie suchten überall der Revolution Feinde zu erwecken, und hofften durch Hülfe der fremden Fürsten einst siegreich in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Aber sie richteten wenig aus; denn überall im Auslande zeigte sich eine große Vorliebe für die französische Revolution. Viele Schriftsteller, getäuscht durch einzelne lobenswerthe Einrichtungen, priesen sie als eine äußerst wohlthätige Erscheinung, und als den Anfang einer herrlichen Zeit. Wohl ist eine schönere Zeit nachmals aus ihr hervorgegangen, aber wahrlich nicht durch jene überspannten Menschen in Frankreich, sondern durch die Alles zum Besten der Menschheit leitende göttliche Vorsehung, die sich auch der Thorheit und Verbrechen verblendeter Menschen bedient, um Gutes zu stiften. Diese guten Folgen der Revolution waren damals noch weniger vorherzusehen, als die entsetzlichen Greuelthaten, mit welchen sie sich befleckt hat. Durch jene Lobpreiser verbreitete sich nun immer mehr ein Haß gegen die bevorrechteten Stände, und die Idee, daß das Volk gewisse Rechte habe, die ihm die Fürsten nicht vorenthalten dürften. Auch hierbei zeigten sich die Deutschen als die Vernünftigsten. Fast nirgends zeigten sich hier gewaltsame Auflehnungen gegen die Obrigkeit, wogegen in Holland und England der revolutionäre Geist kaum mit Waffengewalt niedergehalten werden konnte.

So endigte sich das erste Jahr der Revolution. Das Jahr 1790 brach unter trüben Aussichten an. Der König, den es betrübte, daß man allgemein in seinen guten Willen Mißtrauen setzte, begab sich am 4. Febr. in die Nationalversammlung, ohne alles Gepränge, und nur von wenigen Ministern begleitet, und hielt eine herzliche Rede, in welcher er seinen Wunsch aussprach, daß die Versammlung recht bald die neue Verfassung vollenden, und mit ihm vereint Alles anwenden sollte, das Volk über seinen wahren Vortheil aufzuklären; er gelobe zugleich, treu die Verfassung zu beobachten. Die Rede wurde mit oft wiederholtem Jubel angehört, und sein guter, redlicher Wille anerkannt; aber — die Jakobiner arbeiteten schnell der allgemeinen Rührung entgegen, stellten das Benehmen des Königs als ausgesuchte Heuchelei dar, und setzten ihn in den Augen des Volkes wieder herab.

Nun wurden auch alle geistliche Orden aufgehoben, eine Menge Nationalgüter, d. i. solche, welche sonst der Geistlichkeit gehört hatten, verschleudert, dem Könige eine bestimmte jährliche Summe (Civilliste) ausgesetzt, und der gesammte Erbadel abgeschafft. Die Benennung Monsieur wurde in Citoyen verwandelt, die Wappen und die Bedientenlivreen verboten, die Sclavenfiguren an der Bildsäule Ludwigs XIV. weggerissen, und überhaupt Alles, was an Auszeichnung und an Knechtschaft erinnern konnte, zerstört. Indessen waren alle edle Empfindungen in den Herzen der Franzosen noch nicht untergegangen. Sie waren zwar von einem Schwindelgeiste ergriffen, aber für erhabene und rührende

Scenen noch empfänglich. Dies zeigte sich besonders bei dem sogenannten großen Bundesfeste, durch welches am 14. Jul. 1790 das Andenken an die vorjährige Zerstörung der Bastille gefeiert wurde. Das Marsfeld, ein ungeheurer Platz am westlichen Ende von Paris, war zu dieser Feierlichkeit geebnet worden, und mit Wetteifer hatten Vornehme und Geringe, Männer und Frauen, ohne Unterschied daran gearbeitet, um zu zeigen, daß sie sich Alle als Mitglieder einer großen Familie betrachteten. Am Tage des Festes zog die Nationalversammlung, die Nationalgarde und alle Behörden von Paris in langen Zügen nach dem Platze, und eine endlose Menschenmasse bedeckte die Gegend, so weit das Auge reichte. In der Mitte stand ein hoher Altar; ein Bischof hielt die Messe, und segnete die Fahnen der 83 Departements ein. La Fayette stieg die Stufen hinan, und leistete auf die Fahne von Paris im Namen der Nationalgarden von ganz Frankreich den Eid der Treue dem Gesetze und dem Könige. Zuletzt schwur der König mit ausgestreckter Hand, alle Macht, die ihm anvertraut sey, zur Erhaltung der neuen Verfassung anwenden zu wollen. Die Königin nahm in diesem Augenblicke den kleinen Dauphin auf den Arm, um ihn dem Volke zu zeigen. Alle Anwesende waren tief gerührt über die feierliche Handlung, und sprachen, gewiß die Meisten aus voller Ueberzeugung, die Worte: „Ich schwöre!" nach. „Es lebe der König und die Königin!" rief die Menge mit Begeisterung, und der Hall des Geschützes kündigte auch den Entfernteren an, was eben geschehen sey. Es war ein großer Augenblick. Der König schloß die Königin und seine Kinder in seine Arme; auch unter den andern Anwesenden überließ sich Jeder seinen überströmenden Gefühlen. Man sah, wie Leute aus den verschiedensten Ständen, ohne sich vorher gekannt zu haben, sich umarmten; es schien eine einzige zahlreiche Familie zu seyn, die hier feierlich vor Gott sich Friede, Liebe und Freundschaft geschworen hatte. — Aber leider zeigte sich bald, daß bei Franzosen auf die Beständigkeit solcher Gelübde und Rührungen nicht zu rechnen sey. Schnell wird diese leicht bewegliche Nation von einem Gefühle ergriffen, und ist in dem Augenblicke der Rührung für die edelsten Empfindungen empfänglich; aber es ist ein Rausch, der schnell vorübergeht, während wir Deutsche weniger lebhaft empfinden, aber nur solche Gefühle in uns aufnehmen, die unserer Denkungsart gemäß sind.

Einige Tage vor dem Feste war Orleans aus England zurückgekehrt, von seinen Anhängern mit lauter Freude empfangen worden, und eilte nun auch gleich, neue Ränke anzuspinnen. Nur mit Mühe hielt La Fayette den Pöbel im Zaum, und verhinderte zunächst neue Gewaltstreiche. Aber sichtbar war eine große Gährung in Paris, und im übrigen Reiche entstanden bald hier bald da Meutereien gegen die Obrigkeit. Das war eben die unselige Folge der Revolution, daß Jeder befehlen und Keiner gehorchen wollte. Auch gegen den guten König erhob sich wieder Mißtrauen. Die Nationalversammlung hatte nämlich beschlossen, daß die Geistlichen fortan nicht mehr unter dem Papste stehen, und daß sie, bei Strafe des Verlustes ihres Amtes, dem Gesetze, dem Könige und der neuen Verfassung Treue schwören sollten. Anfangs weigerte sich der König, diesen Beschluß zu bestätigen; endlich that er es mit den widerstrebendsten Gefühlen, nur um Unruhen zu verhüten. Aber die meisten Geistli-

chen bewiesen größere Festigkeit; sie verweigerten den Eid, weil er gegen ihr Gewissen sey, und so entstanden unter ihnen zwei Parteien, die beeidigten und die unbeeidigten Priester, und wenn jene allein vor den Beleidigungen des Pöbels sicher waren, so wurden diese allein vom Papste Pius VI. für ächte Priester anerkannt, und die beeidigten von ihm für abgesetzt erklärt.

Am Ende des Jahres 1790 hatte die Revolution große Fortschritte gemacht. Das Ansehen des Königs war neuerdings wieder mehr gesunken, indem Orleans und seine Freunde ausbreiteten, Ludwig gehe mit geheimen Planen um, die Freiheit zu unterdrücken (Réactionaires), und die vorige Unumschränktheit seiner Gewalt wieder einzuführen; nur darum sey er so nachgiebig gegen alle Beschlüsse der Nationalversammlung. Die Lage des armen Mannes wurde von Tage zu Tage peinlicher. Wenige meinten es gut mit ihm, und diese Wenigen hatten keine Macht. Ein Mann nur hätte ihn retten, und der Vermittler zwischen ihm und dem Volke seyn können, Mirabeau, und wirklich war dieser in der letzten Zeit auf die Seite des Königs getreten, weil Ludwig ihm große Belohnungen versprochen hatte, und weil jener wahrnahm, daß die Revolution einen unbändigen Charakter annahm. Aber mitten in seinen Bemühungen starb er plötzlich, und sein Tod beraubte den König der letzten mächtigen Stütze. Von nun an gab der König dem Rathe seiner Freunde, sich durch die Flucht der unwürdigen Behandlung, die er so oft erfuhr, zu entziehen, Gehör. Seine Basen, die Prinzessinnen Adelaide und Victoire, verließen Paris und Frankreich, und wurden nicht ohne Widerstand aus dem Lande gelassen. Sie gingen nach Rom, um hier ihre letzten Tage in Ruhe zu verleben. Ihre Abreise bestärkte das Gerücht, daß die übrige königliche Familie nächstens heimlich abreisen werde, und der Pöbel und die Volkshäupter beobachteten daher jede Bewegung in den Tuilerien mit Argwohn. Am 18. April 1791 wollte Ludwig nach dem nahe bei Paris liegenden Schlosse St. Cloud fahren, um dort den Sommer, wie im Jahre vorher, zuzubringen. La Fayette, als Befehlshaber der Nationalgarde, und der Maire Bailly waren davon unterrichtet worden, und hatten nichts dagegen. Die gesammte Dienerschaft war schon vorausgegangen, das Mittagsessen war dort bereitet, und der König stieg um 1 Uhr mit den Seinigen in den Wagen, als sich der zusammengelaufene Pöbel, der sich einbildete, die Fahrt nach St. Cloud sey nur ein leeres Vorgeben, und der König wolle entfliehen, der Abfahrt durchaus widersetzte. Die Nationalgarden, die im Schlosse die Wache hatten, sollten, auf La Fayette's Befehl, dem Wagen Luft machen; aber sie hörten weder auf seine Bitten noch Drohungen, sondern erklärten sich für das Volk. Ein Grenadier rief, mit einem verächtlichen Blick auf die Königin, dem Könige zu: „Das Volk liebt nur Sie!" und Jeder gab sich Mühe, der Königin die ganze Fülle des Hasses und der Verachtung zu zeigen, die sie doch so wenig verdiente. Nachdem zwei Stunden lang viel vergebens hin und her geredet und gestritten war, wollte endlich La Fayette Gewalt gebrauchen; da legte die Wache das Gewehr auf ihn an; seine Befehle wurden verspottet, und seine Erklärung, er werde das Commando niederlegen, wurde mit Lachen erwiedert. Dem Könige blieb nichts Anderes übrig, als auszusteigen und die Fahrt nach St. Cloud aufzugeben. Am andern Tage begab sich

zwar Ludwig in die Nationalversammlung, und beklagte sich über die erlittene Beleidigung; aber er erhielt nichts als schöne Worte, und mußte in Paris bleiben; denn die Deputirten wollten ihm nicht helfen, und konnten es auch nicht, weil sie selbst vom Pöbel und dessen Häuptern beherrscht wurden. So geht es, wenn einmal die Bande des Gehorsams gelöst sind! Und dennoch mußte Ludwig an alle französische Gesandte an auswärtigen Höfen ein Schreiben erlassen, in welchem er versicherte, daß er vollkommen frei sey; ja er mußte den bereits geflohenen Prinzen von Condé auffordern, zurückzukehren, „um im Vaterlande das Glück zu genießen, welches es ihm darböte."

Die schnöde Behandlung, die der König erst kürzlich erfahren hatte, befestigte in ihm den Entschluß, durch eine schleunige Flucht sich aus seiner unangenehmen Lage zu retten. Der schwedische Gesandte, Graf Axel Fersen, übernahm es, die nöthigen Anstalten zu treffen, und in der Nacht vom 20. zum 21. Jun. (1791) vor dem Thore von Paris mit einem besonders zu dieser Reise gebauten großen Reisewagen zu warten. Auch hatte er einen Paß besorgt, der auf eine russische Dame lautete. Nur einige treue Gardes du Corps waren von dem Plane unterrichtet, und sollten, als Couriere verkleidet, auf dem Kutschbocke die Reise mitmachen. Dieselbe sollte nach der Festung Montmedy, unweit Luxemburg, gehen. Von hier aus wollte der König, von den ihm getreuen Regimentern umgeben, einen höhern Ton gegen die Nationalversammlung annehmen. Unterwegs sollte der Marquis von Bouillé, einer der treuesten Offiziere des Königs, Reiterhaufen aufstellen, um die Reisenden von Ort zu Ort sicher zu geleiten.

Der Anfang versprach einen glücklichen Erfolg. Um Mitternacht verließen der König, die Königin, die beiden königlichen Kinder, Madame Elisabeth und einige Kammerfrauen das Schloß der Tuilerien; sie gelangten, unerkannt und ohne aufgehalten zu werden, zu einigen Fiakres, die ihrer unweit des Schlosses warteten, und fanden vor dem Thore den Reisewagen, den Fersen selbst hinausgefahren hatte. Ein zweiter, mit den Kammerfrauen, folgte nach. Ludwig hielt sich für so sicher, daß er recht heiter war, öfters unterwegs aus dem Wagen stieg, und sich mit diesem und jenem unterhielt. Indessen war das schon ein übler Umstand, daß eine am zweiten Wagen nöthige Ausbesserung sie am ersten Tage um zwei Stunden aufhielt; denn dadurch wurden die aufgestellten Truppen, deren Erscheinung schon unter dem Volke Verdacht erregt hatte, irre, und entfernten sich zum Theil wieder von ihren Posten. Am Abend des 22. kam der König nach St. Menehould (sprich St. Menu). Hier war das Volk mißtrauisch geworden durch die Erscheinung der Soldaten, und als die Wagen wieder abfahren wollten, widersetzte es sich dem Abmarsche der die Wagen begleitenden Dragoner. Ludwig legte sich aus dem Wagen heraus, um den Streit zu beschwichtigen, und wurde dabei von dem Postmeister Drouet, einem wilden Republikaner, nach der Aehnlichkeit mit seinem Brustbilde auf den Assignaten erkannt. Zwar fuhren die Wagen endlich ab, aber schnell warf sich Drouet auf ein Pferd, und jagte der königlichen Familie vor bis nach der nächsten Station, Varennes. Hier machte er Lärm, rief die Nationalgarde in die Waffen, und stürzte einen Wagen auf der Brücke um, damit die Abfahrt des Königs aufgehalten würde. Die Gardes du Corps stiegen ab, um das Hinder-

niß auf die Seite zu schaffen; da trat Drouet an den Wagen, verlangte, daß die Abfahrt aufgeschoben würde, und als jene Gewalt gebrauchen wollten, verbot der gute, aber schwache Ludwig jede Gegenwehr. Der Lärm und Zusammenlauf wurde immer größer. Drouet drang darauf, daß die Reisenden ausstiegen, damit man die Pässe genauer untersuchte. Er führte sie in das Haus des Lichtziehers Sausse, des Gemeindevorstehers. Ludwig leugnete anfangs, daß er der König sey. Da man aber darauf bestand, rief er endlich aus: „Ja, es ist in der That euer König und Vater, der in seinen Provinzen einen Zufluchtsort suchen muß. Die Beleidigungen, die ich und meine Familie in Paris erduldet haben, und die Unmöglichkeit, in welche man mich versetzt hat, meinem Volke Gutes zu thun, haben mich gezwungen, Paris zu verlassen. Sie wünschen meine Befehle zu vernehmen? So eilen Sie, meine Herren, daß man meine Wagen anspanne, damit ich meine Reise nach Montmedy fortsetzen kann." Sausse wurde durch die Worte des Königs gerührt und die Königin ließ sich herab, die Frau desselben flehentlich zu bitten, Alles bei ihrem Manne anzuwenden, daß ihnen die Abreise gestattet würde. Schon wollte auch Sausse darein willigen; aber Drouet hatte indessen das Volk aufgewiegelt, und dies widersetzte sich entschieden der Abfahrt. Zwar stellte sich die zur Begleitung bestimmte Reiterschaar vor dem Hause auf, und der Offizier wollte den König mit Gewalt befreien; aber die Reiter selbst gehorchten ihm nicht, und als die Nachricht kam, daß Bouillé selbst mit einem treuen Regimente heranrücke, befahl der König, damit ja kein Bürgerblut vergossen würde, ausdrücklich, daß er sich sogleich zurückziehen solle. So viele Ehre auch diese Gesinnung dem Herzen des Königs macht, so ist gerade dadurch, daß er zu ängstlich sich scheute, seine ihm rechtmäßig verliehene Gewalt gegen die Widerspenstigen zu gebrauchen, späterhin eine Zeit herbeigeführt worden, wo das Bürgerblut in Strömen vergossen wurde. Nachdem man sich einige Stunden lang herumgestritten hatte, trafen drei von der Nationalversammlung abgeschickte Commissäre ein, die den Befehl überbrachten, den König sofort nach Paris zurückzuführen. Das geschah auch sogleich. Von 5—6000 Nationalgarden begleitet, und von einem Haufen von 15—20,000 Menschen, welche die erlauchte Familie mit Schmähungen und Drohungen überhäuften, umgeben, fuhr er nach Paris zurück, wo er am 5. Tage nach seiner Abreise eintraf. Absichtlich führte man die Wagen langsam durch die Hauptstraßen der Stadt. Eine unermeßliche Menschenmasse umgab sie von allen Seiten, und ließ aufrührerisches Geschrei hören. Dabei war eine erstickende Hitze, und die königliche Familie wurde von den dicken Staubwolken gar sehr belästigt. Auf dem Bocke hatte man die Gardes du Corps mit Stricken festgebunden, und der Pöbel konnte kaum zurückgehalten werden, sie in Stücke zu zerreißen. Hinterher fuhr ein Triumphwagen, auf welchem Drouet, mit Palmen und Bürgerkronen geschmückt, saß, und ein wieherndes Freudengeschrei scholl ihm überall entgegen. Der König und seine Familie waren in beständiger Gefahr, vom Pöbel gemißhandelt zu werden; aber die Nationalgarde verhütete glücklich das große Verbrechen. — Der Graf von Provence, der eine Stunde später als der König von Paris abgereist war, war auf einer andern Straße glücklich entkommen.

Von nun an war der letzte Rest von Ansehen des unglücklichen Königs dahin. Er wurde nur noch geduldet, und schon jetzt verlangten die Jakobiner, daß er abgesetzt würde. „Herr Ludwig Bourbon" — so nannten sie ihn — „habe durch die Flucht alle Verhältnisse mit der Nation zerrissen; man könne ja die 25 Millionen Francs, die er jährlich koste, ersparen." Aber die Gemäßigten verhinderten dies für jetzt noch; ja einer der wüthendsten Jakobiner, Barnave, war durch das große Unglück und liebenswürdige Benehmen der Königin auf der Rückreise so entzückt worden, daß er völlig umgestimmt war. Die übrigen Jakobiner dagegen beschlossen nun, das, was ihnen jetzt nicht gelungen war, durch Aufruhr des Pöbels durchzusetzen. Ludwig wurde jetzt als ein Gefangener gehalten, und da er selbst zu jeder Spazierfahrt der Erlaubniß und einer begleitenden Wache bedurfte, so verurtheilte er sich lieber selbst zur Gefangenschaft, und verließ seitdem das Schloß nicht mehr freiwillig. Diejenigen Jakobiner, welche noch einiges Gefühl für Ehre hatten, verließen den Jakobinerclub, und nur die verruchtesten Menschen, Robespierre, Marat, Pethion und Andere blieben darin zurück. Dagegen bildete La Fayette aus den Gemäßigten, meist solchen, die eine eingeschränkte Monarchie, wie in England, einführen wollten, eine neue Verbindung; diese Männer versammelten sich im ehemaligen Kloster Feuillans, und darum hieß die Verbindung der Club der Feuillans. Sie und die Jakobiner waren erbitterte Feinde, und begannen einen Kampf auf Tod und Leben, indem jene die Ordnung aufrecht zu erhalten, diese aber sie gewaltsam zu zerstören suchten.

102. Gesetzgebende Versammlung, vom September 1791 bis August 1792.

(Ende der constituirenden Nationalversammlung. Gesetzgebende Versammlung 1791—1792. Girondisten. Sansculottes. Angriff auf die Tuilerien 20. Jun. 1791. Föderirte.)

Endlich war die neue Verfassung zu Stande gebracht, und damit die Bestimmung der constituirenden Nationalversammlung beendigt. Sie beschloß noch zuletzt, daß keins ihrer Mitglieder zu der neuen, gesetzgebenden, gewählt werden dürfe. Dann legte sie die Verfassung dem Könige zur Bestätigung vor. Er bestätigte sie, um Ruhe und Frieden zu erhalten, begab sich mit seiner Familie in die Versammlung, wurde mit Freudengeschrei empfangen und entlassen, und es schien, als wenn das Vertrauen wieder hergestellt sey. Am 30. September ging die Versammlung auseinander, und am 1. October versammelte sich die gesetzgebende Versammlung zum ersten Male. Sie bestand aus 747 Mitgliedern, meist jungen Männern, ohne Vermögen, ohne Erfahrung, vom revolutionären Schwindelgeiste ergriffen, die bei einer allgemeinen Verwirrung nichts verlieren, wohl aber zu Vermögen und Ansehen gelangen konnten. Auch hier zeigten sich bald zwei feindselige Parteien. Auf der rechten Seite saßen die Freunde der Verfassung und des Königs, auf der linken die, welche auch die neue Verfassung wieder umstürzen wollten, um eine Republik einzuführen. Die Letzteren wieder theilten sich in zwei Theile; die Einen, die Girondisten genannt — weil besonders die Deputirten des Departements der Gironde zu ihnen gehörten — wollten nach und nach dahin gelangen, die

Andern dagegen durch Gewaltmittel schnell die Monarchie stürzen. Von Anfang an suchte diese Versammlung den König herabzuwürdigen; die Anrede „Herr" und „Majestät" wurde ihm abgesprochen; man wollte ihn sitzend und mit bedecktem Kopfe anhören, und ihm keinen besseren Sitz, als ihn der Präsident habe, anweisen. Alle Aemter, selbst die Ministerstellen, wurden mit wüthenden Jakobinern besetzt, und die gemäßigten Männer, wie La Fayette, Bailly und Andere, zogen sich gern von dem Schauplatze der wildesten Leidenschaften zurück. Die Versammlung befahl, daß alle Ausgewanderte, die nicht alsbald zurückkehrten, des Todes schuldig wären, und ihre Güter verlieren sollten; auch sollten diejenigen Geistlichen, die nicht die neue Verfassung beschwören wollten, nicht nur sogleich ihre Aemter verlieren, sondern als der Empörung verdächtig betrachtet werden. Als man beide Beschlüsse dem Könige vorlegte, versagte er ihnen seine Bestätigung; eben so dem Beschlusse, daß bei Paris ein Lager von 20,000 bewaffneten Gesindels aus allen Departements errichtet werden sollte. Täglich wurden die Jakobiner frecher, und die äußerste Geduld und Ruhe, die ihnen der König entgegensetzte, wirkte nichts, weil man sie für Schwäche hielt. Wer als ein recht eifriger Freund der Freiheit und des Vaterlandes gelten wollte, mußte recht zerlumpt einhergehen. Solche Lumpenkerle nannte man Sanscülottes (Ohnehosen), und dies galt ihnen für einen hohen Ehrentitel. Besonders wurde von den Jakobinern eine rothe spitzige Mütze, die lang an der Seite herunterhing, als Abzeichen getragen, und eine Freiheitsmütze genannt.

Da der König dabei beharrte, jene Beschlüsse nicht zu bestätigen, so nahmen sich die Jakobiner vor, ihn durch einen Volkstumult dazu zu zwingen, und gelänge ihnen auch dies nicht, so hofften sie, daß er entweder die Flucht ergreifen oder abdanken würde, und in beiden Fällen waren sie ihn los. Einer ihrer thätigsten Mitglieder, der Maire Pethion, theilte unter die Bewohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau Piken aus. Damit noch nicht zufrieden, wurden aus verschiedenen Gegenden von Frankreich, besonders aus Marseille, wo jener Kopfabhacker bisher einen Mörderhaufen angeführt hatte, die schändlichsten, zu jedem Verbrechen aufgelegten Menschen, Galeerensclaven, Diebe, Räuber u. dgl. nach Paris verschrieben, und nachdem sie unter dem Freudengeschrei des Pöbels eingezogen waren, — „die freien Männer des Südens sind erschienen, um die Freiheit zu beschützen," hieß es, — wurde ein Angriff auf die Tuilerien gleich auf den folgenden Tag beschlossen. Schon am Abende waren die Straßen unruhig; vor den Tuilerien sammelte sich der Pöbel, der laut rief: „Fort mit dem Vielfraße, der 25 Millionen verschlingt!"

Am Morgen des 20. Jun. setzten sich die Marseiller und der Auswurf der Bewohner jener beiden Vorstädte in Paris in Bewegung; der Schwarm wuchs unterwegs durch die Hinzuströmenden immer mehr an, und wandte sich zunächst nach dem Garten der Tuilerien, wo sich der Saal der Nationalversammlung befand. Der Bierbrauer Santerre, ein wüthender Königsfeind, damals Anführer eines Bataillons von St. Antoine, verlangte vor die Versammlung gelassen zu werden. Man ließ ihn ein, und er hielt eine pomphafte Rede voll Unsinn. „Die Stunde hat geschlagen," hieß es darin; „Blut wird fließen,

aber der Baum der Freiheit wird herrlich grünen. Das französische Volk will sich von den Tyrannen befreien, die sich gegen dasselbe verschworen haben" u. s. w. Dann wälzte sich die ganze Pöbelmasse unter dem Schalle von Trommeln und Pfeifen und dem Zujauchzen der Gallerien durch den Saal. Voran trug ein zerlumpter Kerl auf einer Pike ein Paar zerrissene Beinkleider; ein Anderer hatte, gleichfalls auf einer Pike, ein blutiges Rinderherz, und darunter eine Tafel mit der Inschrift: „Aristokratenherz!" Nun ging der Zug nach dem Schlosse. Hier war man von der Gefahr bereits früher unterrichtet worden. Einige Bataillons Nationalgarden hatten es besetzt, die Thore waren geschlossen und durch Kanonen verwahrt; im Innern aber hatten die Schweizer die Wache. Sobald die Rotte erschien, öffnete ein treuloser Stadtbeamter ein Gitterthor, und augenblicklich stürzte sich die Masse in den Hof, die Treppe hinauf, nach den königlichen Zimmern hin, sprengte die Thüre auf, und drang in die Gemächer ein. Es war eben vier Uhr; Ludwig saß an der Tafel. Er eilte sogleich den Aufrührern entgegen; ihm folgte seine Schwester, die treue Elisabeth. Bei seinem Anblicke blieben die Vordersten, betroffen von unwillkürlicher Ehrfurcht, bestürzt stehen; aber die Hintern drängten sich bald vorwärts. Mit wildem Geschrei drangen die zum Theil trunkenen Menschen auf ihn ein, und überhäuften ihn mit den gräßlichsten Schmähungen und Verwünschungen. Sie verlangten durchaus, daß er die Beschlüsse gegen die Priester und Ausgewanderten bestätigen sollte; er aber verweigerte es aufs Bestimmteste, und setzte ihrer Wuth den größten Gleichmuth entgegen. Nur 6 Schweizer vertheidigten ihn. Einer derselben wehrte einen auf den König gerichteten Pikenstoß ab, und rief ihm zu: „Fürchten Sie sich nicht, Sir!" Da antwortete Ludwig: „Das Gewissen eines rechtlichen Mannes, der sich keinen Vorwurf zu machen hat, ist ruhig; lege deine Hand auf mein Herz, und du wirst fühlen, ob ich Furcht habe." Ein Lumpenkerl reichte ihm seine schmutzige Jakobinermütze, und verlangte, er solle sie aufsetzen. Ludwig that es, um die Wuth nicht noch mehr durch Widerstand zu reizen. So hielt er ganzer fünf Stunden den Andrang des wildesten Pöbels aus, während ein anderer Haufen, der meist aus Frauen bestand, in das Zimmer der Königin gedrungen war. Die Wüthenden gossen ihren ganzen Haß vor der unglücklichen Frau aus, und hielten ihr ein Beil und eine Ruthe hin mit der Aufschrift: „Einen hölzernen Galgen für Antoinetten!" Sie blieb ruhig und sagte nur: „Ich bedaure die Verirrung des französischen Volks." Es erschienen mehrere Deputirte, und thaten, als wollten sie dem Unfuge steuern, aber sie wurden verlacht. Endlich, als es bereits dunkel geworden war, kam Pethion, der Anstifter des Tumults. Der Pöbel machte ihm ehrerbietig Platz; zwei Grenadiere trugen ihn auf ihren Schultern herein; alle Mützen flogen von den Köpfen, und Jeder horchte auf seine Rede. „Bürger," sprach er, „ihr habt mir versprochen, euch mit Würde und Anstand zu betragen; ihr habt Wort gehalten. Geht nun nach Hause, und besudelt den schönen Tag nicht durch gesetzwidrige Aufführung." Sogleich gehorchte der Haufen seinem Führer, und Abends zehn Uhr erst waren die königlichen Gemächer leer. 40—50,000 Menschen waren darin gewesen.

Der Plan der Jakobiner war also dies Mal an der Festigkeit des Königs

gescheitert. Aber darum gaben sie ihre Absicht nicht auf, und beschlossen nun, durch einen neuen Aufstand ihn entweder zu ermorden oder abzusetzen. Uebrigens äußerte sich am folgenden Tage in Paris, und darauf auch in den übrigen Theilen des Reichs ein allgemeiner Unwille über den schändlichen Auftritt. Alle bessergesinnte Franzosen verlangten laut die Bestrafung der Anstifter, und diese hielten es für gerathen, sich fürs Erste aus Paris zu entfernen, kehrten aber bald genug wieder zurück, und setzten ihre Pläne zum Umsturze des Thrones fort. Immer lauter beschuldigten sie den König der Verrätherei, und dieser war zu unentschlossen, um den Rath seiner Freunde, die zu einer schleunigen Flucht riethen, zu befolgen. Indessen hatten die Verschwornen einen neuen Haufen von Föderirten — so nannte man die aus Marseille und anderwärts herkommenden Mörder — verschrieben, der am 30. Jul. seinen Einzug in Paris hielt; diese Menschen sollten bei dem bevorstehenden Tumult die Hauptrolle spielen. Eine Menge von Bittschriften, die auf Absetzung des Königs drangen, wurden bei der Nationalversammlung eingereicht, und Pethion trug geradezu darauf an.

103. Absetzung Ludwigs XVI., am 10. August 1792.

(Der 10. August 1792. Gefangennehmung und Entsetzung des Königs. Frankreich eine Republik. Nationalconvent.)

Der 10. August wurde von den Jakobinern zur Ausführung ihres Planes festgesetzt. Ludwig wußte dies; aber seine Vertheidigungsmaßregeln waren zu schwach; auch waren die meisten Nationalgarden schon von den Jakobinern gewonnen worden. Einige 1000 Nationalgarden nebst 8—900 Schweizern besetzten am 9. August das Schloß, und der Commandant der Nationalgarden, Mandat, ein rechtlichgesinnter Mann, nahm seine Anstalten so gut, wie es die Umstände erforderten. Aber während der Nacht, nachdem die rechtlichen Bürger und Nationalgarden sich auf ihren Posten begeben hatten, entsetzten die Jakobiner eigenmächtig den Bürgerrath, mit Ausnahme dreier ihres Gelichters, Pethion, Danton und Manuel, und ernannten einen neuen Rath aus den schändlichsten Blutmenschen. Derselbe forderte noch in der Nacht den braven Mandat, der in den Tuilerien Alles zur Vertheidigung anordnete, aufs Rathhaus. Hier wurde er mit Schmähungen empfangen, nach dem Gefängniß abgeführt, aber, ehe er noch dasselbe erreichte, von dem Pöbel ermordet, so daß nun die Vertheidiger der Tuilerien sich selbst überlassen blieben. An seine Stelle wurde — Santerre ernannt.

Um 6 Uhr des Morgens am 10. August setzte sich das bewaffnete Rebellenheer gegen die Tuilerien in Bewegung, zu jeder Schandthat entschlossen. Um 8 Uhr trafen die ersten Haufen vor dem Schlosse ein, und es erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Der König und seine Familie erwarteten in ruhiger Ergebung den Ausgang der Dinge, während der größte Theil der Nationalgarden, Schweizer und einige Hundert Edelleute, die dem Könige zu Hülfe gekommen waren, sich zur Vertheidigung rüsteten. Aber der gute Ludwig zeigte hier wieder zu wenig Entschlossenheit. Er verbot jeden Angriff auf den Pöbelhaufen, damit man ihm nicht Schuld gebe, den Anfang des Blutvergießens gemacht zu

haben. Während er noch schwankte, was er thun sollte, trat Röderer, eine Magistratsperson, herein, und schilderte ihm die Gefahr als äußerst dringend. Der Pöbel sei nicht mehr zurückzuhalten; die Kanoniere verweigerten den Gehorsam, und hätten vor seinen Augen die Ladung aus den Kanonen gezogen; der König sey in Gefahr, mit seiner Familie ermordet zu werden, wenn er sich nicht augenblicklich in den Saal der Nationalversammlung rette. Die Königin widersetzte sich diesem Ansinnen, weil sie merkte, daß man nur die Absicht habe, ihren Gemahl von seinen treuen Dienern zu trennen. Da trat Röderer vor sie hin, und sprach mit funkelnden Augen: „Madame, die Augenblicke sind kostbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, so kann ich nicht für das Leben des Königs, für das Ihrige und das Ihrer Kinder stehen." — „Nun gut!" rief die Königin, „so müssen wir denn auch noch dies letzte Opfer bringen." — „Laßt uns gehen!" fügte der König hinzu. Dann wandte er sich zu dem Haufen seiner Getreuen, und sprach: „Hier, meine Freunde, giebt es nichts mehr zu thun." Er und die Seinigen gingen, ohne Widerstand zu finden, erst durch die Reihen der Nationalgarden, dann durch den im Tuilerien-Garten dicht gedrängt stehenden Pöbel, von Schweizern und Nationalgarden umgeben, bis vor die Thür des Versammlungssaales. Hier mußten sie warten, und waren den Beleidigungen der sie umgebenden Menge eine lange Weile ausgesetzt. „Wir wollen keine Tyrannen mehr!" schrie man von allen Seiten; „bringt sie um! bringt sie um!" Nach langem, ängstlichem Harren wurde ihnen die Thüre geöffnet.

„Meine Herren!" redete der König die Nationalversammlung an, „ich komme hierher, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen. Ich habe geglaubt, daß ich nirgends sicherer seyn könnte, als unter den Stellvertretern der Nation." Er hatte sich auf einen Stuhl neben den Präsidenten gesetzt; aber als ein Mitglied bemerkte, daß die Versammlung nicht in Gegenwart des Königs berathschlagen könnte, erhob sich ein wildes Geschrei: „Vor die Schranken! auf die Bank der Minister!" Ludwig gehorchte; aber auch hier duldete man ihn nicht, und verwies ihn in die mit einem Gitter versehene Loge eines Zeitungsschreibers. Hier wurde er mit seiner Familie verwahrt, und mußte mit anhören, wie die Versammlung über seine Absetzung und die gänzliche Abschaffung der Monarchie berathschlagte. Was mußte er, was mußte die Königin dabei empfinden! —

Indessen ging es in dem Schlosse der Tuilerien mörderisch zu. Die treuen Edelleute hatten sich gleich nach der Entfernung des Königs zerstreut, und die Nationalgarden vermischten sich mit den Föderirten. Aber die Schweizer blieben zurück, um ihren Posten zu vertheidigen. Als treue Diener des Königs waren sie beim Pöbel verhaßt. Ein Haufen Marseiller riß am Fuße der großen Treppe fünf derselben hervor, und schlug sie mit Keulen todt. Die Andern gaben nun Feuer, und augenblicklich floh der feige Pöbel auseinander; in wenigen Minuten war Schloß und Hof von Menschen leer. Ludwig hörte das Schießen, und sandte sogleich den Befehl an die Schweizer, nach der Nationalversammlung zu kommen. Zweihundert, die den Befehl vernahmen, gehorchten sogleich. Durch das nun unbesetzte Thor drangen die Marseiller ein, und

fielen über die noch zurückgebliebenen Schweizer her, die jämmerlich ermordet wurden. Ebenso ging es allen andern, zur Hofhaltung gehörigen Personen. Dann wurden die königlichen Gemächer geplündert und gräßlich verwüstet.

In der Versammlung erschienen nun einzelne Haufen Pöbels, welche laut die Absetzung des Königs verlangten. Endlich traten Abgeordnete des jakobinischen Bürgerrathes ein, und erklärten: derselbe habe jetzt die höchste Macht in den Händen, und erkenne keinen andern König über sich, als das französische Volk. Die Versammlung, der dadurch der Gehorsam aufgekündigt wurde, ertheilte aus Furcht dieser neuen Anordnung die größten Lobsprüche, und beschloß, es solle durch das Volk ein Nationalconvent gewählt werden; eines Königs bedürfe man aber nicht mehr. Das Alles mußte Ludwig mit anhören. Auch hier blieb er gleichmüthig, im Bewußtseyn seines redlichen Willens, und ertrug die Schmähungen seiner Feinde mit christlicher Gelassenheit. Einer der Deputirten, ein ehemaliger Capuziner, schrie, indem er auf den König hinwies: „Alles heute vergossene Blut, alles Elend des Landes, verdanken wir dem Meineid und der Treulosigkeit jenes Verräthers." Sechzehn bange Stunden, in der ängstlichsten Ungewißheit, was aus ihren zurückgelassenen Freunden und treuen Dienern geworden sey, brachten hier die Glieder der königlichen Familie bei großer Hitze und ohne alle Nahrung zu. Für die Nacht führte man sie in ein nahes Haus, wo sie auf der Erde schliefen; am andern Morgen aber wurden sie in die Loge zurückgeführt, weil sie während des fortdauernden Mordens nur hier sicher waren. Am vierten Tage wurden sie, fast aller treuen Diener und jeder Bequemlichkeit beraubt, nach dem sogenannten Tempel, einem alten Gefängnißthurme im östlichen Theile der Stadt, gebracht. Nun wurde schleunig Alles zerstört, was an die Königswürde erinnern konnte. Es wurden nicht nur die nach Königen benannten Plätze, Brücken und Straßen anders benannt, sondern man zertrümmerte selbst die schöne Bildsäule des guten Heinrichs IV., die Ludwigs XIV.; ja ein toller Haufen von Revolutionsmännern rannte nach dem eine Meile entfernten St. Denys, um die Königsgräber aufzuwühlen, und die hier längst modernden Gebeine zu entweihen. Hier wurden die bleiernen Särge der ältesten, wie der letztverstorbenen Könige geöffnet, die Gebeine in zwei große Gruben geworfen, und das Blei zu Kugeln gegossen.

Das Königthum war also seit dem 10. August abgeschafft, und Frankreich eine Republik.

104. Erste Coalition, von 1792 bis 1797.

(Zusammenkunft in Pillnitz Jul. 1791. Ausbruch des Revolutionskrieges. Erste Coalition 1792—1797. La Fayette. Die Preußen in der Champagne. Treffen bei Valmy 20. Sept. 1792. Cüstine in Mainz. Schlacht bei Jemmappes 5., 6. Nov. 1792.)

So wie ein speiender Vulcan das umliegende Land erschüttert und verheert, so war es auch nicht anders möglich, als daß die Revolution in Frankreich die benachbarten Länder Europa's, ja diesen ganzen Erdtheil erschüttern mußte, besonders da die französischen Machthaber ganz und gar nicht auf die Rechte fremder Staaten Rücksicht nahmen. Der erste Anlaß zur Unzufriedenheit war, daß bei der neuen Eintheilung Frankreichs alle diejenigen Besitzungen, welche

deutsche Fürsten auf dem linken Rheinufer hatten, ohne weitere Umstände weggenommen, und zu Frankreich geschlagen wurden, und als der Kaiser Leopold II. (1790 – 1792), der seinem Bruder Joseph II. gefolgt war, sich darüber beschwerte, so erhielt er von der Nationalversammlung die trotzige Antwort, daß das ihn gar nichts anginge, und daß man schon deshalb mit den deutschen Fürsten, die es beträfe, unterhandeln würde. Ferner fühlten sich alle Fürsten Europa's durch die schändliche Behandlung empört, welche der gute Ludwig XVI. von seinen Unterthanen erfuhr; aber alle Vorstellungen, die sie machten, blieben unbeachtet, und wurden mit Hohn beantwortet. Besonders nahmen innigen Theil an seinem Schicksal sein Schwager, der Kaiser Leopold, und der König von Preußen Friedrich Wilhelm II. Sie hielten deshalb (Jul. 1791) eine Zusammenkunft in dem Schlosse Pillnitz bei Dresden, zu der sich auch ungerufen der Graf von Artois einfand, um die beiden Monarchen zu bereden, einen Krieg gegen Frankreich anzufangen. Auch die Kaiserin Katharina II. und Gustav III. von Schweden versprachen Beistand, ja Gustav wollte sich gar an die Spitze des verbündeten Heeres stellen. Und in der That hatten auch die Fürsten nicht Unrecht, wenn ihnen das Treiben in Frankreich nicht gleichgültig war. Die Jakobiner lehrten ja ganz laut, man müsse alle Monarchien umstürzen, alle Fürsten absetzen und ermorden. Ueberall fanden sich Leute, welche diesen Grundsätzen Beifall gaben, und wer stand denn den Fürsten dafür, ob nicht am Ende eine allgemeine Empörung gegen jede rechtmäßige Gewalt entstände?

Wie unzuverlässig die schönen Redensarten der Nationalversammlung waren, zeigte die Wegnahme von Avignon und Venaissin im südlichen Frankreich, die seit dem 14. Jahrhunderte dem Papste gehörten; und doch hatte jene erst kurz vorher erklärt, daß Frankreich nie einen Eroberungskrieg führen wolle. So lange noch die constituirende Nationalversammlung beisammen war, wurde gegen die auswärtigen Mächte doch noch einige Schonung gezeigt; aber sobald die gesetzgebende Versammlung erst aufgetreten war, und von den Jakobinern beherrscht wurde, verlangten diese durchaus Krieg, um bei der dadurch entstehenden allgemeinen Verwirrung den französischen Königsthron umstürzen zu können. Daher nahmen sie gegen die fremden Mächte einen unverschämten Ton an, beleidigten sie in ihren gehaltenen Reden, und forderten sie so recht muthwillig zum Kriege heraus. Es wurden französische Heere nach dem Rheine gesandt, und die Rüstungen mit Eifer betrieben. Vergebens gab sich Ludwig Mühe, den Frieden zu erhalten; die Jakobiner zwangen ihn, am 20. April 1792 den Krieg gegen Oestreich zu erklären.

Als diese Erklärung nach Wien kam, war Kaiser Leopold II. eben gestorben. Ihm folgte sein Sohn Franz II. (1792 – 1835), der sogleich zu Eröffnung der Feindseligkeiten Befehl gab. Mit Preußen hatte sich Oestreich bereits verbunden, und es entstand nun ein Krieg, der zwar mehrmals durch kurzdauernde Friedensschlüsse unterbrochen worden ist, im Ganzen aber bis 1815, also 23 Jahre gedauert, und Europa so viele Menschenleben, so unendliches Geld und so vieles Familienglück gekostet hat. Wie viel leichter ist es doch, ein Feuer anzuzünden, als es zu löschen!

Jeder Nichtfranzose war der Meinung, die verbündeten Fürsten würden

mit dem in sich selbst so zerrütteten Frankreich bald fertig werden, um so mehr, da die Ausgewanderten versicherten, daß die meisten ihrer Landsleute sehnlichst auf die Erscheinung der fremden Heere warteten. Das war aber nicht so. Der größte Theil des Volks war von der sogenannten Freiheit so begeistert, daß es mit Begierde auf die Gelegenheit wartete, für dieselbe gegen ihre Feinde kämpfen zu können. Daher sah man auch in diesem Kriege mit Staunen, daß die krieggeübten Heere der Deutschen, von erfahrenen Generalen angeführt, durch die jungen, eben erst angeworbenen französischen Soldaten aus dem Felde geschlagen wurden; sehr natürlich, da die Revolutionstruppen auf eine ganz neue Art den Krieg führten, ohne Gepäck und Magazine, also viel beweglicher waren, und vor Allem von einer Begeisterung beseelt wurden, die sie trieb, mit Lust und Freude den offenen Kanonenrachen entgegen zu gehen, und je mehr von ihnen zu Boden geschossen wurden, desto mehr strömten herbei, den Tod der gefallenen Brüder zu rächen. Die Deutschen ferner wurden zwar von erfahrenen Generalen angeführt, aber diese waren alt und abgelebt, daher langsam und ohne Kraft; die Franzosen dagegen erhielten diejenigen zu Anführern, die sich am meisten auszeichneten. Bei ihnen wurde nicht auf Alter, Rang und Fürsprache, sondern allein auf Muth, Verstand und Besonnenheit gesehen, und mit Verwunderung sah man Männer, die noch kurz vorher Advocaten, Handwerker, Köche oder wer weiß was gewesen waren, mit Muth und Geschick Heere anführen und den Feind schlagen. Was den Franzosen ferner den Sieg verschaffen mußte, war die ungeheure Zahl ihrer Soldaten. Die Nationalversammlung erklärte, daß jeder Bürger gehalten sey, das Vaterland zu vertheidigen, und der Drang dazu war so groß, daß die jungen Leute zum Theil mit Gewalt abgehalten werden mußten, weil sonst fast Niemand zu Hause geblieben wäre. In große Schlachten ließen sich die Franzosen selten ein, aber fast täglich kam es zu einzelnen unregelmäßigen Gefechten, durch welche die dessen ungewohnten Verbündeten ermüdet wurden. Auf Menschenleben kam es den französischen Generalen nicht an. Blieben auch Tausende ihrer Soldaten, so standen ja neue Tausende zu ihrer Verfügung. Auch an Lebensmitteln und andern Heeresbedürfnissen fehlte es ihnen nicht. Sonst hatte man einem Heere alles Nöthige nachgeführt und Magazine angelegt, und die Deutschen thaten das noch. Nicht so die Franzosen. Was sie bedurften, wurde von der Provinz, in welcher sie standen, mit Gewalt gefordert; das nannten sie das Requisitionssystem. Freilich war dies für sie bequemer, weil sie nun nichts mitzunehmen brauchten, und sie waren schlau genug, den Krieg bald nach dem Auslande hinüberzuspielen, damit dies alle Kriegslasten tragen müßte.

Langsam, wie gewöhnlich, zogen die östreichischen, etwas schneller die preußischen Truppen nach dem Rheine. Oberbefehlshaber über beide Heere war der Herzog von Braunschweig, ein Neffe dessen, der sich im siebenjährigen Kriege gegen die Franzosen am Rhein so ausgezeichnet hatte. Unter den französischen Generalen war der oft erwähnte La Fayette. Als dieser von den am 10. August gegen Ludwig verübten Greueln gehört, hatte er seine Soldaten gefragt, ob sie lieber den verfassungsmäßigen Ludwig oder Pethion zum König haben wollten, und da alle sich für Ludwig erklärten, war er mit

ihnen gegen Paris aufgebrochen. Aber schon am andern Tage änderte sich die Stimmung der Soldaten; sie äußerten sich günstig für die Jakobiner, und La Fayette hielt es für gerathen, sich durch die Flucht zu retten. Mit einigen seiner Freunde wollte er durch Holland und über England nach Amerika gehen; aber er wurde von den an der Gränze bereits stehenden Oestreichern aufgefangen, und nach Wesel, Magdeburg, zuletzt nach Olmütz in die Gefangenschaft geführt, aus welcher er erst 1797 durch des Generals Bonaparte Verwendung befreit wurde.

Der Herzog von Braunschweig erließ (20. Jul. 1792), als er sich der französischen Gränze näherte, ein Manifest an die Franzosen, in welchem er ganz Paris in einen Aschenhaufen zu verwandeln drohte, wenn man nicht sogleich die alte Ordnung wieder einführte. Allein eher hätten sich die meisten Franzosen selbst verbrennen lassen, ehe sie die alte, ihnen so verhaßte Verfassung sich wieder hätten gefallen lassen, und dies Manifest bewirkte daher eine allgemeine Erbitterung gegen die Verbündeten, und den festen Entschluß, Alles daranzusetzen, die geliebte Freiheit zu vertheidigen. Erst am 19. August überschritt das preußische Heer die Gränze. Anfangs ging Alles gut. Die Festungen Longwy und Verdun*) wurden erobert, und in der Champagne trafen die Preußen auf die Franzosen unter Dumouriez und Kellermann. Mit Letzterem kam es zu einem Treffen bei Valmy unweit St. Menehould (20. Sept. 1792), welches zwar unentschieden blieb, aber doch die Preußen bewog, sich wieder zurückzuziehen. Dieser Rückzug war für die Preußen höchst unheilbringend. Der lehmige Boden der Champagne war durch die häufigen Octoberregen so aufgeweicht, daß Menschen und Pferde stecken blieben, und viele Kanonen versanken. Mit jedem Tage wurde das Elend größer. Die feuchte Kälte, der nasse Boden, und besonders auch der Genuß der halbreifen Trauben, die von den Soldaten statt des fehlenden Brotes in Uebermaß genossen wurden, erzeugten eine bösartige Ruhr. Unzählige Leichen von Menschen und Pferden lagen am Wege, und ein Glück war es, daß die Franzosen nicht mehr drängten; sonst wäre kein Mann entkommen.

Nicht viel besser erging es den Oestreichern am Mittelrhein. Der französische General Cüstine nahm die Festung Mainz (22. Oct. 1792) weg, ohne nöthig zu haben, eine Kanone abzubrennen, und ein Haufen schwärmerischer Köpfe richtete hier sogleich die Verwaltung nach dem Muster der Pariser ein. Ein Freiheitsbaum wurde aufgerichtet, ein Jakobinerklub versammelt, und republikanische Feste gefeiert. Es war ein Rausch, der diese Deutschen ergriffen hatte.

Dumouriez ging indessen mit seinem Heere auf die im jetzigen Belgien stehenden Oestreicher los, und traf sie bei dem Dorfe Jemmappes unweit Mons verschanzt. Zwei Tage dauerte die Schlacht. Als ginge es zum Tanze, so rückten die französischen Soldaten auf die östreichischen Batterien los, und wenn die vordersten Linien niedergeschmettert waren, so rückten die hintern mit

---

*) Beim Einzuge der Preußen in Verdun hatten einige Mädchen Blumen gestreut, und nachher einen Ball, den die Offiziere veranstalteten, besucht. Dafür ließ der Nationalconvent die armen Kinder nach Paris schleppen, und hier enthaupten; nur zwei wurden wegen ihrer zarten Kindheit verschont.

derselben Todesverachtung, revolutionäre Lieder singend, vor, bis die Anhöhen erstürmt waren. Die Schlacht dauerte zwei Tage, den 5. und 6. November 1792, und wurde von Dumouriez durch die Ueberzahl gewonnen. Die Folge war, daß ganz Belgien von den Franzosen besetzt wurde, und für die Oestreicher unwiderbringlich verloren war. Auch dem Könige von Sardinien, der sich an die Verbündeten angeschlossen hatte, ging es übel. Ein französisches Heer fiel in sein Land ein, und nahm ihm ohne Schwierigkeit Savoyen und Nizza weg.

105. Greuel auf St. Domingo.

(Ausbruch der Unruhen auf St. Domingo März 1790. Neue Unruhen durch Ogé in Cap François November 1790. Aufstand der Sclaven 23. August 1791. Brand in Port au Prince November 1791 Metzelei in Cap François 21. Jun. 1793. Freilassung der Neger. Ermordung der Weißen. Toussaint Louverture 1801. Französische Expedition unter Leclerc 1802. Dessalines Generalgouverneur Jan. 1804. Christoph (Heinrich I.) in Cap François 1805—1820. Petion Präsident in Port au Prince 1805—1818. Boyer 1818 Präsident, Beherrscher der ganzen Insel seit 1822—1844. Pierrot 1845.)

Ehe wir die Erzählung der Begebenheiten in Europa fortsetzen, müssen wir auf ein in der Geschichte einzig dastehendes Ereigniß, die Errichtung eines Negerstaates auf St. Domingo, einen Blick werfen. Die Insel St. Domingo oder Haiti gehörte theils (westlich) der französischen, theils (östlich) der spanischen Regierung. Bei ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit lieferte sie außer vielen andern schätzbaren Producten den meisten Kaffee und Zucker nach Europa, und die dortigen Plantagenbesitzer erwarben sich große Reichthümer, weil ihnen die Bearbeitung selbst wenig kostete; denn diese wurde durch Negersclaven verrichtet, und diese Unglücklichen wurden mit empörender Härte behandelt. Außer den Weißen und den Sclaven gab es hier noch eine dritte Klasse von Menschen, freie Schwarze und Mulatten. Letztere waren Kinder von Weißen und Schwarzen, und zum Theil wohlhabende, begüterte Leute. Aber dessenungeachtet wurden sie von den Weißen tief verachtet und oft selbst gemißhandelt; kein Farbiger durfte ein Amt bekleiden, als wenn die weiße Farbe allein ein Zeichen von Verstand sey.

Als nun die Revolution in Frankreich ausbrach, die Nationalversammlung die Menschenrechte bekannt machte, und dies in Domingo bekannt wurde, entstand eine allgemeine Gährung auf der Insel. Die Weißen, aus Besorgniß, daß sie nun den Farbigen mehr Rechte würden einräumen müssen, verdoppelten ihre Strenge gegen dieselben, und suchten die Bekanntmachung der Menschenrechte zu verhindern; die Farbigen dagegen wurden erbitterter als je gegen ihre Peiniger, und verlangten den Genuß derjenigen Rechte, die jeder französische Unterthan nun genießen könnte. So wurden täglich die Leidenschaften heftiger aufgeregt, bis im März 1790 die Sache zum Ausbruch kam. Die Farbigen zweier Ortschaften griffen zu den Waffen; aber die Nationalgarden eilten schnell herbei, unterdrückten den Aufstand, und die Thäter wurden grausam hingerichtet. Ueberhaupt sah nun die Nationalversammlung wohl ein, daß zwischen Frankreich und St. Domingo ein Unterschied zu machen wäre, und erklärte daher, es sey ihr nicht eingefallen, daß die französische Verfassung auch auf die Colonien angewendet würde. Indessen nahm die Verwirrung auf der Insel immer mehr

zu; es wütheten unter den Weißen selbst Parteien gegen Parteien; einige hielten es mit dem Könige, andere mit der Nationalversammlung, noch andere wollten von beiden unabhängig seyn, und während einige das Schicksal der Farbigen erleichtert haben wollten, protestirten wieder andere dagegen. Die Neger blieben noch ruhig, aber sie horchten aufmerksam auf die Wörter Freiheit und Gleichheit, die jetzt überall gehört wurden, und merkten recht gut, daß man vor einem Aufstande der Sclaven bange war. Die Weißen stritten so lange gegen einander, bis die Vernünftigsten auf den Einfall kamen, eine Deputation nach Frankreich zu schicken, und die Nationalversammlung um Entscheidung zu bitten.

Ehe sie diese aber noch erhielten, stellte sich im November 1790 der Mulatte Ogé, von den französischen Jakobinern aufgehetzt, an die Spitze der Farbigen, und verlangte drohend gleiche Rechte für alle freie Einwohner der Colonie. Mit einem bewaffneten Haufen Mulatten zog er gegen die Stadt Cap François, wurde hier aber von den Weißen, die bei der drohenden Gefahr für den Augenblick ihre Streitigkeiten vergessen hatten, angegriffen, und seine Leute zerstreut. Er selbst flüchtete auf den spanischen Antheil, wurde aber von den Spaniern späterhin an die Franzosen ausgeliefert, und von diesen lebendig gerädert, Andere aber aufgehängt. Die Mulatten blieben nun zwar für den Augenblick ruhig, aber die Gährung dauerte fort, und auch die Parteiungen unter den Weißen erneuerten sich mit verstärkter Wuth, als jene Deputirten, nach einer von der Nationalversammlung erhaltenen unfreundlichen Aufnahme, auf die Insel zurückkehrten.

Am 15. Mai 1791 endlich erklärte die Nationalversammlung, daß alle freigeborne Bewohner der Insel, Weiße und Farbige, völlig gleiche Rechte haben sollten. Darüber geriethen die weißen Pflanzer in eine gränzenlose Wuth gegen das Mutterland; sie traten die Nationalcocarde mit Füßen, und erklärten laut, daß sie jenes Decret durchaus nicht vollziehen lassen würden. Die Mulatten dagegen wurden nur noch erbitterter gegen die Weißen, die ihnen die Rechte verweigern wollten, welche ihnen doch das Mutterland zuerkannt habe, und da sie selbst zu schwach waren, so suchten sie die Negersclaven in ihr Interesse zu ziehen. Es befanden sich aber deren damals gegen 500,000 auf der Insel, während die Zahl der Weißen nur auf etwa 30,000, und der freien Farbigen auf 24,000 sich belief.

Am 23. August 1791 brachten noch vor Tagesanbruch einzelne Flüchtlinge die erschreckliche Nachricht nach Cap François, daß sich in der Nacht alle Sclaven in der Umgegend empört hätten. Mit Angst erwartete man den anbrechenden Tag. Die Sonne beleuchtete ein entsetzliches Schauspiel. Alle Pflanzungen, so weit das Auge reichte, standen in Flammen; alle Weiße, mit Ausnahme weniger Flüchtlinge, waren ermordet worden. Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigte sich der weißen Einwohner der Stadt. Alle griffen bestürzt zu den Waffen, und verrammelten die Thore; was wollten aber die Wenigen gegen so Viele machen! Die Empörung griff immer weiter um sich, und schon in den ersten zwei Monaten waren mehr als 2000 Weiße von jedem Alter und Geschlecht ermordet, über 10,000 Neger und Mulatten durch das Schwert und

durch Hunger umgekommen, 180 Zucker=, 900 Kaffee=, Baumwollen= und Indigopflanzungen waren zerstört, und 1200 reiche weiße Familien an den Bettelstab gebracht worden. Wie viel entsetzlicher sind doch die Greuel eines Sclavenaufstandes als selbst eines Bürgerkriegs!

Als die Nationalversammlung von dem Vorgefallenen Nachricht erhielt, säumte sie nicht, augenblicklich das Decret vom 15. Mai zurückzunehmen. Aber jetzt war das zu spät; die Freiheitsliebe hatte einmal die Mulatten und Negersclaven ergriffen, und beide hatten ihre Kräfte kennen gelernt. Im November 1791 wurde bei einem Streite in Port au Prince (auf der Westküste) ein Mulatte erschlagen, und dies gab Veranlassung zur Erneuerung der Unruhen. Wüthend schlugen die Weißen und Farbigen auf einander los. Die endlich fliehenden Mulatten zündeten die Stadt an; 400 Häuser verbrannten mit unermeßlichen Reichthümern, und nun begann ein allgemeiner Krieg, der mit allen Greueln der Grausamkeit verbunden war. Noch jetzt hätten vielleicht, da Truppen aus Frankreich angekommen waren, die Farbigen zur Ruhe gebracht werden können, wenn die Weißen einig gewesen wären. Aber hier wollte Keiner der gesetzlichen Gewalt gehorchen. Ja im Jun. 1793 kam es so weit, daß zwei nichtswürdige Parteihäupter, um sich an ihren Feinden zu rächen, Boten an die empörten Neger sandten: „Kommt! kommt nach Cap François! Wir sichern euch Straflosigkeit für eure Verbrechen und Anerkennung eurer Freiheit zu; die Stadt steht euch zur Plünderung offen!" Am 21. Jun. brachen die wilden Banden ein. Mit Geheul stürzten sie mord= und raubgierig durch die Straßen, öffneten die Gefängnisse, rissen die Befreiten mit sich fort, und augenblicklich war die ganze Stadt ein gräßlicher Schauplatz der unerhörtesten Schandthaten. Alle Weiße, die in ihre Hände fielen, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, wurden ermordet; selbst die Anstifter der That sahen mit Entsetzen, was sie angerichtet hatten, und flohen angstvoll auf die im Hafen liegenden Schiffe. Eine Feuersbrunst, die den größten Theil der Stadt verzehrte, vermehrte den Schrecken, und der Schaden war so ungeheuer, daß man ihn auf 500 Millionen Franken schätzte.

Keine Gewalt vermochte nun den wildempörten Negern Einhalt zu thun. Es blieb nichts Anderes übrig, als die Freiheit aller Sclaven anzuerkennen. Dies gab das Signal zu den blutigsten Greueln. Aller Orten erhoben sich die Neger, um fürchterliche Rache an ihren bisherigen Peinigern zu nehmen. Was irgend fliehen konnte, verließ diese Insel des Schreckens, und ließ lieber Vermögen und Güter fahren, um nur das Leben zu retten. Wehe den Weißen, die in die Hände der Schwarzen fielen! Sie wurden nicht blos ermordet, — dies war der glühenden Rachsucht der wilden Afrikaner nicht genug — sondern zu Tode gequält, und dabei wurde mit teuflischer Erfindungskraft gehandelt. Viele wurden lebendig geschunden, Andere zwischen zwei Bretter gebunden und zersägt, noch Anderen Glied für Glied langsam abgelöst, oder die Augen mit glühend gemachten Pfropfenziehern ausgerissen, u. dgl. mehr.

Um nicht noch einmal von Domingo späterhin sprechen zu müssen, wollen wir hier gleich kürzlich die folgenden Ereignisse bis auf unsere Zeit erzählen.

Nachdem der größte Theil der Weißen theils vertrieben theils ermordet war, richteten die Mulatten und Neger das ihnen überlassene Land nach ihrer Weise ein. Unter ihren Anführern that sich vorzüglich der Neger Toussaint Louverture hervor, ein Mann, der unter den unmenschlichen Negern als einer der menschlichsten erscheint. Er war mild, erkannte dem Namen nach die französische Regierung als Beherrscherin der Insel an, und suchte das ganz verwüstete Land wieder in Aufnahme zu bringen. 1801 entwarf er für Domingo eine eigene Verfassung, nach welcher er sich zum lebenslänglichen Statthalter der Insel ernannte, die Sclaverei auf ewig abschaffte, und die Insel zwar dem Namen nach als einen Theil der französischen Republik erklärte, aber sie doch in der That als einen ganz unabhängigen Staat regierte. Da nun die vertriebenen Pflanzer die französische Regierung unaufhörlich baten, ihnen wieder zu ihrem Eigenthume zu verhelfen, so wurde 1802 ein französisches Heer unter General Leclerc hingeschickt. Mit der den Franzosen eigenthümlichen Schmeichelrede suchte dieser die Negergenerale Toussaint und Christoph zur Unterwerfung zu bewegen. Ja er schickte die Söhne Toussaints, die zu dem Ende aus Frankreich, wo sie der Vater erziehen ließ, mitgebracht waren, zu ihm, und selbst die Mutter, durch ihre Liebe zu den Kindern bewogen, bat ihn, lieber die Herrschaft der Franzosen anzuerkennen, um nur nicht die Söhne sich wieder entrissen zu sehen. Vergebens! Der edle Toussaint Louverture wankte nicht. Er drückte die Söhne ans Herz, und sandte sie mit einer entschieden abschlägigen Antwort in das französische Lager. Nun begann der Krieg, der wieder mit großer Grausamkeit geführt wurde, aufs Neue, und Toussaint und Christoph wurden von den Franzosen für vogelfrei erklärt. Mehr als durch Gewalt richtete Leclerc durch List aus. Durch seine heuchlerischen Versprechungen bewog er viele Neger, selbst Christoph, zu ihm überzugehen, und zuletzt mußten sich Toussaint, der sich von den Meisten verlassen sah, und Dessalines, ein anderer Negerhäuptling, den Franzosen unterwerfen. Toussaint wurde dann plötzlich auf seinem Landgute, wohin er sich zurückgezogen hatte, mit seinen treuesten Anhängern heimtückischer Weise festgenommen, nach Frankreich geschickt, in das feste Schloß Jour bei Besançon eingesperrt, und hier im folgenden Jahre (1803) vergiftet.

Diese empörende Handlung erbitterte die Neger so, daß sie wieder zu den Waffen griffen, und den Krieg mit einer Wuth und Verzweiflung führten, die bei einem Kampfe auf Leben und Tod immer gefunden wird. Zugleich raffte das gelbe Fieber die Franzosen schaarenweise hin, und sie mußten 1803 froh seyn, daß Dessalines dem Ueberreste den Abzug gewährte.

Am 1. Januar 1804 wurde nun der grausame Dessalines zum lebenslänglichen Generalgouverneur von Haiti ernannt; so nannten die Neger ihren neuen Staat. Er fing damit an, daß er einen blutigen Aufruf mit der Losung: Freiheit oder Tod! erließ, in welchem er die Neger aufforderte, alle Franzosen zu ermorden. Ungesäumt fielen die Kannibalen über alle Weiße her, und mordeten über 4000 Europäer auf die grausamste Weise. Noch in demselben Jahre ließ sich Dessalines zum Kaiser von Haiti ausrufen. Aber sein Blutdurst empörte seine Unterfeldherren. Es entstand 1805 eine Empörung gegen ihn; er wollte fliehen, wurde aber auf der Flucht erschlagen, und nun forderte man

Christoph auf, die Regierung zu übernehmen. Das that dieser zwar auch, und nahm anfangs nur den bescheidenen Titel eines Präsidenten an. Aber ein Theil der Neger sonderte sich von ihm ab, und wählte den Mulatten Petion zum Oberhaupt, so daß nun zwischen beiden Parteien ein wüthender Bürgerkrieg ausbrach. Christoph war in Cap François, also im nördlichen Theile; Petion in Port au Prince, also im südwestlichen. Nach einem mehrjährigen Kriege söhnten sich beide Theile aus; jeder blieb für sich, und es wurde beschlossen, daß zwischen ihren Gebieten ein breiter Strich Landes unbebaut bliebe, damit es zu keinen Reibungen käme. Christoph machte sich 1811 unter dem Namen Heinrich I. zum König, und richtete Verfassung und Hofstaat nach französischem Muster ein. Er beförderte Handel und Cultur, und stellte deshalb viele Ausländer auf der Insel an; aber er war launisch und herrisch. Darum empörten sich 1820 seine Unterthanen, und er erschoß sich, um nicht in ihre Hände zu fallen. — In dem republikanischen Antheil hatte indessen Petion unter dem Namen eines Präsidenten mild regiert, und als er 1818 starb, trat der menschenfreundliche und vernünftige Boyer an seine Stelle. Er nahm nach Christophs Selbstmorde auch den nördlichen Theil ein, und regierte nun, seitdem er 1822 auch den spanischen Antheil mit dem Negerstaate vereinigt hatte, die ganze Insel als Präsident. Nachdem er bis 1844 regiert hatte, vertrieb man ihn aus der Insel; jetzt wird diese von einem Präsidenten Pierrot regiert (1845).

Die Insel bildet also — ein einziger und sonderbarer Fall — eine Negerrepublik, die nach französischem Muster eingerichtet ist. Sprache, Sitten, Lebensart, Kleidung, Alles ist französisch, weil diese Neger alles dies von ihren ehemaligen Herren angenommen hatten. Im Laufe so vieler Jahre haben sie durch Schulen eine bewunderungswürdige Bildung erreicht — bewunderungswürdig darum, weil sie anfangs völlig roh waren. Es giebt unter ihnen bereits Buchdruckereien und Schriftsteller, und die Cultur geht mit raschen Schritten vorwärts, seitdem ihre Häfen den Schiffen aller Nationen offen stehen.

106. Hinrichtung Ludwigs XVI. — Schicksal der königlichen Familie.

(Ludwig XVI. im Tempel. Mordscenen in Paris 2—7. Sept. 1792. Prinzessin Lamballe. Nationalconvent. Robespierre, Danton, Marat u. s. w. Jakobiner, Cordeliers und Girondisten. Prozeß Ludwigs. Hinrichtung des Königs 21. Jan. 1793, der Königin 18. Oct. 1793, der Prinzessin Elisabeth 10. Mai 1794. Schicksal des Dauphins; sein Tod 8. Jun. 1795.)

Wir kehren nach Europa zurück, um zu erzählen, was in Frankreich geschah, nachdem der unglückliche Ludwig am 13. August 1792 in den Tempel eingeschlossen war. Die Jakobiner frohlockten, daß ihr Plan gelungen war; dabei wollten sie aber nicht stehen bleiben. Da sie der Zahl nach schwach waren, so mußten sie, was ihnen an Menge abging, durch Kühnheit und Schrecken ersetzen. Am 2. September wurde der Generalmarsch geschlagen und die Sturmglocken geläutet, und Danton, einer der kältesten und mordsüchtigsten Jakobi-

ner*), befahl, daß alle Thore geschlossen, alle Straßenecken besetzt, und dann in den Häusern nach den Anhängern des Königs (Aristokraten) gesucht werden sollte. Alle, nur einigermaßen als Gegner der Revolution verdächtige Personen, namentlich einige hundert Priester, wurden in die Gefängnisse gesperrt, und ein Blutgericht über sie niedergesetzt. Um die Verurtheilten recht geschwind hinrichten zu können, hatte man eine Köpfmaschine, die Guillotine, erfunden, welche der Maschine glich, mit welcher man Balken in die Erde zu rammen pflegt. An dem in der Mitte befindlichen Kloße war ein scharfes Beil befestigt; der Körper des Verurtheilten wurde, auf ein Bret gebunden, unten hingelegt; man ließ die Schnur los, das Mordbeil fiel herab, und trennte augenblicklich den Kopf vom Rumpfe. Allein in jenen ersten Tagen des Septembers ging auch diese Maschine noch zu langsam zu Werke; man verfuhr kürzer. Nach jedem Gefängnisse begab sich einer aus dem Bürgerrathe — einer derselben war der berüchtigte Maillard — und setzte sich vor dem Ausgange desselben an einen Tisch, auf dem man in wilder Unordnung Weinflaschen, Gläser, Tabackspfeifen, Schreibmaterialien, Schwerter, Dolche u. A. erblickte. Um ihn herum standen gedungene Mörder mit aufgestreiften Aermeln, weißen Schürzen, und einen Säbel oder eine Keule in der Faust. Dann ließ der Richter einen Gefangenen nach dem andern herbeiführen, fragte ihn nach seinem Namen, und wenn er in seiner Liste fand, daß Danton bei demselben das Zeichen gemacht hatte, daß er sterben sollte, so rief er: „laßt ihn los!" Das war aber die Losung, ihn zu ermorden. Wenn nun der Unglückliche voll Freude über seine Errettung davongehen wollte, fielen die Mörder über ihn her, und schlugen ihn todt. Ein ehemaliger Minister (Graf Montmorin) wurde gar lebendig an einen Pfahl gesteckt, und so nach der Nationalversammlung getragen. Nur sehr Wenige erhielten ihre Freiheit wieder.

Unter allen in diesen Tagen Ermordeten ist Niemand mehr bedauert worden als die liebenswürdige Prinzessin Lamballe, aus dem Hause Savoyen, eine treue Freundin der Königin. Schon hatte sie sich nach Italien gerettet, da hörte sie von der traurigen Lage Marie Antoinettens, und sogleich kehrte sie zurück, um mit ihr jedes Schicksal zu theilen. Sie war mit ihrer Freundin in den Tempel gebracht worden; aber schon nach wenigen Tagen wurde sie nach einem schmerzlichen, thränenvollen Abschiede in ein anderes Gefängniß geführt, und nun vor den Tisch des Richters gerufen. Die Mörder ergriffen sie nach der gegebenen Losung, mordeten sie mit Keulenschlägen, steckten den abgeschnittenen Kopf, den die blonden Locken umflogen, auf eine Pike, schleiften den blutigen Körper hinterher, und zogen so nach dem Tempel. Ein entsetzlicher Kerl schritt

*) Er gehörte zu denen, die in der Revolution das meiste Blut vergossen haben. Mit der größten Gleichgültigkeit sprach er Todesurtheile aus. Von Religiosität hatte er keinen Begriff; ja er glaubte, daß mit dem Tode Alles aus sey; darum fürchtete er sich vor keiner künftigen Vergeltung. Dennoch war er nicht der Schlechteste, und stand namentlich über Marat und Robespierre. Denn er hatte doch eine empfindliche Seite des Gemüths: er liebte seine alte Mutter und seine Frau über Alles, und hing mit Treue an seinen alten Freunden. Als seine Frau sich über seine blutigen Verbrechen zu Tode grämte, hätte er sich fast vor Kummer das Leben genommen.

voran, trug das blutende Herz der Ermordeten in der Hand, und hatte sich die Gedärme um den Arm gewickelt. So ging der Zug nach dem Tempel; die königliche Familie wurde genöthigt, ans Fenster zu treten, um den Kopf der gemordeten Freundin zu sehen. Man kann denken, wie die Königin zusammenschauderte.

In diesen entsetzlichen Septembertagen kamen in Paris an 6000 Personen um; zuletzt waren die Arme der Mörder so ermüdet, daß man die Gefangenen reihenweise mit Kanonen niederschoß. Dies Morden dauerte vom 2. bis 7. September, und nun wurden die übrigen Städte des Reichs aufgefordert, sich auch so der Feinde der Revolution zu entledigen. Es waren entsetzliche Tage. Alle Wohlgesinnte bargen sich ängstlich in ihre Wohnungen, und hörten Tag und Nacht nichts als die dumpfen Tritte der umherziehenden Wachen, das Anschlagen an die Thüren, und das Schreien der Unglücklichen, deren Väter oder Gatten zum Tode geschleppt wurden.

Die Nationalversammlung war zu schwach und furchtsam, um diesen Greueln Einhalt zu thun, hatte überdies auch ihr Ende erreicht. An ihre Stelle trat 21. Sept. 1792 der Nationalconvent, und da der Pöbel und die Jakobiner wählten, so waren es meist nur Bösewichter, welche man dazu nahm. Daß Robespierre, Marat, Danton, Orleans — der sich jetzt aus republikanischem Eifer Egalité nannte — Pethion, der blutdürstige Collot d'Herbois und andere Blutmenschen dazu gehörten, versteht sich von selbst. Die Freiheitsschwärmerei dieser Menschen gränzte fast an Verrücktheit; es wurde beschlossen, daß das Königthum ein Verbrechen, jeder König ein Empörer sey, und es wurde im Ernst vorgeschlagen, eine Rotte von 1200 Tyrannenmördern zu errichten, um alle Fürsten auszurotten. Marat erklärte, es müßten noch wenigstens 250,000 Köpfe fallen, ehe die Republik sicher seyn könne. — Aber auch im Convente zeigten sich bald zwei feindselige Parteien. Die Girondisten — so nannte man die, welche zwar auch zur Absetzung des Königs beigetragen hatten, aber nun in die neue Republik Ordnung einführen wollten — betrachteten die wilden Jakobiner, von denen die allerheftigsten sich Cordeliers nannten, als ihre Todfeinde, und wenn wir die Verworfenheit dieser letzteren bedenken, so erscheinen uns jene freilich als wohldenkende Männer, so wenig sie es auch waren. Manche von ihnen mochten indessen auch wirklich vor ihren eigenen Verbrechen Ekel empfinden, und vor dem Anblicke der scheuslichen Ausgeburten der Revolution zurückschaudern. Dies zeigte sich besonders bei dem Prozesse gegen den König. Die Jakobiner wünschten ihn ohne weiteres Urtheil zum Tode zu schleppen; die Girondisten aber widersetzten sich; sie hatten wohl seine Absetzung gewollt, aber seinen Tod wollten sie nicht.

Die unglückliche königliche Familie war indessen im Gefängnisse durch alle Stufen der Erniedrigung geführt. Die Magistratspersonen und Offiziere, die im Tempel die Wache hatten, wetteiferten recht mit einander, den König zu schmähen und zu kränken. Er vertrieb sich die Zeit damit, seine beiden Kinder zu unterrichten; nicht einmal das Lesen der Zeitungen wurde ihm erlaubt. Man nahm ihm Papier, Tinte und Bleifedern weg, ließ ihn keinen Augenblick allein, und endlich wies man ihm ein abgesondertes Zimmer an; doch erlaubte man

anfangs noch, daß er während des Essens mit den Seinigen zusammenkommen durfte. Oefters hörten sie ein Geschrei unter ihren Fenstern, welches ihre Köpfe verlangte, und wirklich versuchte der wüthende Pöbel mehrmals in den Hof zu dringen, um das erlauchte Paar zu ermorden.

Am 3. December 1792 beschloß der Convent, daß Ludwig verhört werden solle. Welche Gerechtigkeit! Dieselben Menschen, die ihn anklagten, wollten auch das Urtheil über ihn sprechen! Von dem Augenblicke an wurden ihm und den Seinigen alle schneidende Werkzeuge, Messer und Scheeren, weggenommen, damit sie sich nicht selbst ums Leben brächten. Am 11. December wurde er zum ersten Male vor die Schranken des Convents geführt. Man hatte ihm nicht einmal Zeit gelassen, seinen Anzug und sein Haar zu ordnen. Bei seinem Eintritte in den Saal entstand ein tiefes Schweigen. Das Ungewöhnliche der Scene hatte Alle betroffen. Ein sonst mächtiger König stand mit dem Hute in der Hand vor den Schranken, während die, welche sonst vor ihm im Staube krochen, mit bedeckten Köpfen die Sitze einnahmen. „Ludwig!" so redete ihn endlich der Präsident Barrère an, „die französische Nation klagt Sie an. Der Convent will, daß Sie durch ihn gerichtet werden. Man wird Ihnen jetzt das Verzeichniß Ihrer Verbrechen vorlesen. Nun können Sie sich setzen!" — Die Anklageacte war lang; er wurde darin als der größte Tyrann dargestellt, der das Blut seiner Unterthanen vergossen, und unzählige Verbrechen begangen habe, und absichtlich waren die Klagepunkte so gestellt, daß er verwirrt werden sollte. Aber gerade das, was ihn demüthigen sollte, erhob seinen Geist. Sein von Verbrechen reines Gewissen gab ihm eine große Kraft, so daß er mit einfacher Würde Klage für Klage mit einer Klarheit beantwortete, die selbst seine Feinde in Erstaunen setzte. Er wußte sich so bestimmt zu rechtfertigen, daß sie ihn hätten lossprechen müssen, wäre nicht schon vorher sein Tod beschlossen gewesen. Endlich brachte man ihn wieder in sein Gefängniß zurück; aber von dem Augenblicke an durfte er seine Familie nicht mehr sehen.

Jetzt wollten die Jakobiner sogleich zu seiner Hinrichtung schreiten, und einer schlug unter dem lauten Gelächter der Cordeliers vor, ihn noch in dieser Nacht zu erhenken. Aber die Girondisten setzten durch, daß wenigstens die bei jedem Verbrecher üblichen Formen beobachtet würden, und man erlaubte dem Könige, sich einen Vertheidiger zu wählen. Seine Wahl fiel auf den Rechtsgelehrten Tronchet, der, so gefährlich auch dies Geschäft damals war, sich sogleich bereitwillig erklärte, und von seinem stillen Landsitze nach Paris eilte. In der Noth erkennt man seine wahren Freunde! Auch der ehrwürdige 78jährige Herr von Malesherbes, einst königlicher Minister, erbot sich dazu, und Beide wählten sich zum Gehülfen einen jungen Rechtsgelehrten, Deseze*). Binnen acht Tagen vollendeten sie die ungeheure Arbeit, eine Vertheidigung gegen alle vorgebrachte Klagen aufzusetzen. Am 26. December wurden sie nebst dem Könige vorgeladen. Malesherbes konnte vor Rührung nicht sprechen, aber Deseze hielt eine meisterhafte Rede, die den König unfehlbar gerettet hätte, wenn nicht alles Gefühl in den Herzen der Jakobiner erstickt gewesen wäre. Ohne-

*) Gestorben als Pair von Frankreich, und Präsident des Cassationshofes 1828.

dies hatte Ludwig alle diejenigen Stellen, welche auf das Gefühl wirken sollten, ausgestrichen, weil er von seinen Richtern kein Erbarmen, sondern nur Gerechtigkeit verlangte. Nachdem Deseze geendigt hatte, setzte Ludwig nur noch wenige Worte hinzu, und wurde dann in den Tempelthurm zurückgebracht.

Sogleich begann unter den Mitgliedern des Convents ein wüthender Streit, ob das zu fällende Urtheil dem Volke erst noch vorgelegt werden sollte. Die Girondisten verlangten es, um den König zu retten, die Jakobiner widersprachen; einer, ein ehemaliger Fleischer, verlangte gar, daß man Ludwigs Körper in Stücke hauen, und in jedes Departement ein Stück senden sollte! Darin stimmten fast Alle überein, daß er schuldig sey, aber es schien, als wenn nur der kleinere Theil für den Tod stimmen würde. Bisher war es Gesetz gewesen, daß bei allen peinlichen Gerichtsfällen nicht die Mehrheit entschied, sondern der Angeklagte nur dann verurtheilt werden konnte, wenn zwei Drittheile gegen ihn stimmten. Dies Gesetz wurde für den vorliegenden Fall aufgehoben, und nun setzten die Cordeliers Alles in Bewegung, um die Girondisten zu bewegen, für den Tod zu stimmen. Sie drohten, Alle zu ermorden, die ihn freisprechen würden, ließen Kanonen gegen den Sitzungssaal auffahren, umgaben das Haus mit bewaffnetem Pöbel, und erklärten, daß der König, wenn er auch losgesprochen würde, von einer Pöbelrotte mit seiner ganzen Familie ermordet werden sollte. Am 16. Januar 1793 begann die Abstimmung, welche, weil 727 Personen stimmten, fast 24 Stunden lang dauerte, und eine der schauerlichsten Scenen darstellte. Wer malt die Züge der Bosheit, der Schadenfreude, des Aergers, der Verzweiflung in den Gesichtern der Meisten in der Versammlung! Als auch der verworfene Orleans für den Tod seines so nahen Verwandten stimmte, fühlten selbst diese gefühllosen Menschen das Schändliche dieser Handlung, und es entstand ein allgemeines Murren des Unwillens. Das Ende war, daß nur fünf Stimmen mehr ihn zum Tode verurtheilten. Nur zwei hatten den Muth, aus dem Convent auszutreten, weil sie es für eine Schande hielten, mit solchen Blutmenschen in einem Saale zu sitzen.

Malesherbes war der Erste, der den König von seiner bevorstehenden Hinrichtung benachrichtigte, indem er sich ihm mit einem Thränenstrome zu Füßen warf. „Recht gut!" sprach er mit Fassung, „so bin ich doch nicht länger in Ungewißheit." — „Seit zwei Stunden," fügte er hinzu, „denke ich darüber nach, ob ich mir etwas gegen meine Unterthanen vorzuwerfen habe. Ich schwöre Ihnen aber mit dem Gefühle eines Mannes, der im Begriff ist vor Gott zu treten, daß ich nie etwas Anderes, als das Glück meines Volks gewollt habe!" Und als ihm Malesherbes sagte, daß ein Haufen treuer Königsfreunde ihn zu retten oder dabei unterzugehen entschlossen sey, bat er dringend, dies zu verhindern.

Am 20. Januar begaben sich der Justizminister und einige andere Magistratspersonen zu ihm ins Gefängniß, und lasen ihm sein Urtheil vor. Er hörte es mit Ruhe an; nur bei den Worten, daß er wegen einer Verschwörung gegen das Volk verurtheilt sey, lächelte er bitter. „Man thut mir Unrecht," setzte er hinzu, „mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint, und aufrichtig das Wohl meiner Mitbürger zu befördern gesucht." Darauf

übergab er dem Minister eine Schrift, in welcher er um einen dreitägigen Aufschub bat, um sich auf den Tod vorzubereiten; ferner um einen Beichtvater, um Befreiung von der beständigen Aufsicht, und um eine ungestörte Zusammenkunft mit seiner Familie. Nur der Beichtvater und die Zusammenkunft wurde ihm gestattet. Er wählte sich den Abbé Edgeworth (sprich Etschword), der sich auch sogleich zu ihm begab. Als dieser Mann den so unglücklichen Fürsten erblickte, sank er, von Rührung und Schmerz überwältigt, zu seinen Füßen. Auch Ludwig vergoß Thränen der Rührung. Bald aber faßte er sich. „Entschuldigen Sie," sprach er, „diesen Augenblick von Schwäche, wenn ich es so nennen soll. Seit langer Zeit lebe ich nur unter Feinden, und bin ihrer gewohnt worden; aber der Anblick eines getreuen Unterthans spricht ganz anders zu meinem Herzen. Es ist ein mir ungewohntes Schauspiel, und versetzt mich wider Willen in Rührung." Dann nahm er ihn in sein Cabinet, setzte sich zu ihm, und sprach: „Nun soll mich die große Angelegenheit ganz und einzig beschäftigen! Ja wohl! Die einzige wichtige Angelegenheit! Denn was sind doch alle andere Angelegenheiten gegen diese?" Nachdem er Mehreres mit dem Beichtvater geredet hatte*), wurde ihm gemeldet, daß seine Familie jetzt zu ihm gebracht werden sollte. Die Zusammenkunft ging in einem kleinen Zimmer vor sich, durch dessen Glasthüre die Aufseher jede Bewegung sehen konnten. Welche Feder ist im Stande, das Rührende dieser Scene zu beschreiben! Eben erst hatten die Seinigen durch die Ausrufer das schreckliche Schicksal, welches ihm bevorstand, erfahren. Was mußten sie empfinden, nach mehrwöchentlicher Trennung den wiederzusehen, den sie schon am andern Tage für dies Leben für immer und auf eine so traurige Art verlieren sollten! Die erste Viertelstunde fast verging, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Alle hingen sich an den unglücklichen König, Alle jammerten zugleich; man hörte nichts als Weinen und Schluchzen; es war ein durchdringender Schrei, der bis vor dem Thurme gehört werden konnte. Erst als man keine Thränen mehr hatte, hörte das Weinen auf. Nun unterredeten sie sich wohl eine Stunde sehr gelassen. Der König gab seinen Kindern Lehren der Religion, segnete sie, und empfahl vor Allem seinem Sohne, wenn er am Leben erhalten werden sollte, den Mördern seines Vaters zu verzeihen. Die Königin bat, ihn am andern Morgen noch einmal sehen zu dürfen, um den letzten Abschied zu nehmen, und er bewilligte es, um sie zu beruhigen.

Als die Familie entlassen war, kehrte Ludwig tief erschüttert zu seinem Beichtvater zurück, warf sich erschöpft in einen Sessel, und rief: „Ach! welche Zusammenkunft war das! Muß ich denn so zärtlich lieben und geliebt werden! — Doch es ist nun vorbei! Ich will nun alles Uebrige vergessen, um an eine einzige Angelegenheit zu denken. Sie muß nun alle meine Empfindungen und Gedanken allein beschäftigen." Als ihm Edgeworth anbot, ihm das heilige Abendmahl zu reichen, erglänzte sein Gesicht von frommer Freude; aber er besorgte, seine Aufseher würden die heilige Handlung nicht zugeben.

*) Unter Anderem rief er aus: „Was habe ich doch meinem Vetter gethan, daß er mich so verfolgt? Doch ich will deshalb nicht mit ihm zürnen. Meine Lage ist ohne Zweifel recht traurig; aber wäre sie es auch noch mehr, nein, wahrlich! ich möchte mit ihm nicht tauschen." Wie recht hatte nicht der gute König!

Allerdings machten sie auch viele Umstände, gestanden es ihm jedoch endlich zu, und der andere Morgen wurde dazu bestimmt. Von 10 Uhr schlief Ludwig ruhig bis an den andern Morgen um 5 Uhr.

Ehe noch der Tag dämmerte, wurde am 21. Januar (1793) — dem Todestage des Königs — der Generalmarsch in allen Theilen der Stadt geschlagen. Ludwig wurde davon munter, und verlangte nun die Communion; mit größerer Andacht ist vielleicht keine je gefeiert worden. „Mein Gott!" rief er nach ihrer Beendigung aus, „wie glücklich bin ich doch, daß ich meine Grundsätze habe! Was sollte ohne sie jetzt aus mir werden? Aber mit ihnen, wie süß erscheint mir da der Tod! Ja, es giebt über uns einen unbestechlichen Richter, der mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, welche die Menschen hier mir verweigern!"

Indessen begann der Tag zu dämmern; auf den Straßen wurde es immer lebendiger; die Nationalgarden stellten sich auf, Reiterhaufen ritten auf den Hof des Tempels, und der König hörte deutlich die Hufschläge der Pferde. „Es scheint," sprach er, „sie nahen sich!" Jetzt gedachte er seines Versprechens, von seiner Familie Abschied zu nehmen. Aber der Beichtvater bat ihn dringend, sich und den Seinigen eine so schmerzliche Scene zu ersparen. „Sie haben Recht," erwiederte er, „es würde ihr den Todesstoß geben; es ist besser, mir den traurigen Trost zu versagen." Um 9 Uhr klopfte man an die Thüre. Es war Santerre mit der Wache, um ihn abzuholen. Ludwig bat um einige Minuten Geduld. Dann warf er sich auf die Knie, und rief: „Nun ist Alles aus! Geben Sie mir Ihren Segen, und bitten Sie Gott, daß er mir bis ans Ende beistehe." Er betete einige Augenblicke, und trat nun der Wache entgegen. Einer der obrigkeitlichen Personen übergab er sein Testament. „Ich empfehle der Gemeinde," sprach er, „auch meinen Kammerdiener Clery, der mir so treue Dienste geleistet hat. Sorgen Sie doch dafür, daß er meine Uhr und alle meine Sachen erhält. Auch wünsche ich, daß man ihn der Königin, meiner Frau, in Dienst gebe." Da ihm Niemand darauf eine Antwort gab, sagte er: „Nun laßt uns gehen!"

Als er über den Hof seines Gefängnisses ging, wandte er sich einige Mal nach dem Thurme um, als wollte er Allem, was er Theuerstes noch auf der Erde hatte, Lebewohl sagen. Es wartete seiner hier ein Miethwagen; er bestieg ihn mit seinem Beichtvater und zwei Gensdarmen, und nun begann der langsame Trauerzug. Voran wurden Kanonen gefahren, eine große Zahl Soldaten zu Fuß und zu Pferde umgab den Wagen, die Trommler wirbelten unaufhörlich, damit man die Stimme des Königs nicht hören sollte, und Kanonen schlossen den Zug. Alle Straßen, durch welche der Wagen fuhr, wurden mit einer doppelten Reihe Nationalgarden besetzt, und es war den hier wohnenden Bürgern bei Todesstrafe verboten, weder Thüre noch Fenster zu öffnen; denn die Jakobiner hatten erfahren, daß eine Schaar treuer Königsfreunde sich entschlossen hätte, ihn auf seinem Zuge nach dem Richtplatze zu befreien, was aber eben durch jene Anstalten unmöglich gemacht wurde. Den ganzen Weg brachte Ludwig in stiller Andacht zu. Nach einer Stunde erst langte der Wagen auf dem Platze Ludwigs XV. an, in dessen Mitte die Guillotine, die sonst auf dem

Greveplatze vor dem Stadthause zu stehen pflegte, aufgerichtet war. Dieser Platz war absichtlich dazu gewählt, damit der König noch einmal dicht vor sich den Tuileriengarten und dahinter das Schloß selbst, den einstigen Sitz seiner mächtigen Vorfahren sehen, und sein Unglück doppelt fühlen sollte. Um das Gerüste war ein Kreis von Kanonen gepflanzt; diese umgab ein Reiterhaufen von Santerres Anführung, und um diesen herum waren 15—20,000 Soldaten aufmarschirt. Als der Wagen still hielt, sagte der König leise: „Nun sind wir da, wenn ich nicht irre!" Einer der Henker öffnete sogleich den Schlag, Ludwig stieg aus, und mit festem Schritte betrat er das Blutgerüste. Eine unabsehbare Menschenmenge bedeckte den Platz; alle Fenster waren besetzt, selbst die Dächer mit Menschen bedeckt. Dennoch eine Todtenstille! Welche verschiedenartige Gefühle mochten in dem Augenblicke die Herzen Aller schneller schlagen lassen! — Die Henker umringten ihn sogleich, und wollten ihn entkleiden. Er aber wies sie mit Würde zurück, legte selbst das Kleid ab, und band die Halsbinde los. Als sie ihn jetzt aufs Neue umringten, um ihm die Hände zu binden, rief er unwillig: „Was maßt Ihr Euch an?" — „Wir wollen Sie binden!" sprach Einer. — „Mich binden?" fragte der König; „das werde ich nie zugeben. Thut, was euch befohlen ist, aber binden lasse ich mich nicht." Schon waren die Henker im Begriff, Gewalt zu gebrauchen; da erinnerte ihn der Beichtvater an das Beispiel des gemißhandelten Jesus. „Ja!" rief Ludwig; „Sie haben Recht; sein Beispiel ist mehr als hinlänglich, um mich der neuen Schmach zu unterwerfen. — Thut, was ihr wollt! ich will den Kelch bis auf die Neige trinken!" Nun aber schritt er rasch vor bis an den Rand des Gerüstes, winkte den Trommlern, und als diese augenblicklich inne hielten, rief er so laut, wie er vermochte: „Franzosen! ich sterbe unschuldig an allen den Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr jetzt vergießen wollt, nie über Frankreich komme." Ehe er noch weiter reden konnte, stürzte Santerre mit bloßem Degen auf die Trommler los, und befahl ihnen, alle Trommeln mächtig zu rühren. Zugleich ergriffen die Henker ihr Opfer, schleppten ihn unter das Mordbeil, der Beichtvater kniete neben ihn nieder, und indem er ihm ins Ohr rief: „Sohn des heiligen Ludwig! steige hinauf zum Himmel!" fiel das Beil, und machte dem Leben eines der redlichsten Männer ein Ende, der sein Volk recht aufrichtig geliebt hatte. Einer der Henker ergriff den blutigen Kopf bei den Haaren, und zeigte ihn dem Volke, welches sich schaudernd und stillseufzend abwandte, bis endlich Einige das Geschrei: „Hoch lebe die Republik!" hören ließen, und nun die Pöbelmenge jubelnd einstimmte. Ludwig war erst 39 Jahre alt, und hatte 18 Jahre regiert. Es war ein ungeheures, fast beispielloses Verbrechen verübt worden, und die großen Drangsale, welche Frankreich zu treffen nicht aufhören, sind als Strafe des Himmels dafür anzusehen.

Am Morgen des entsetzlichen Tages war die königliche Familie von 6 Uhr an jeden Augenblick gewärtig, daß sie zum König gerufen werden würde. Die Königin hatte die ganze Nacht vor Fieberfrost gezittert und vor Schmerz gewimmert. Von Stunde zu Stunde hoffte sie auf die Zusammenkunft, bis sie durch das tobende Freudengeschrei des Pöbels erfuhr, daß das Verbrechen vollführt

sey. Der König hatte in seinen letzten Lebensstunden seinem treuen Clery den Auftrag gegeben, der Königin seinen Trauring und ein Päckchen mit Haaren seiner Kinder, welches ihm vorzüglich theuer gewesen war, zu übergeben, und die Königin, die gleich vermuthete, daß Clery Aufträge für sie habe, wünschte ihn zu sprechen. Aber das wurde ihr entschieden verweigert.

Um nicht noch einmal auf die königliche Familie zurückkommen zu müssen, wollen wir gleich vorläufig das endliche Schicksal derselben erzählen.

Ein halbes Jahr lang blieben die Königin, Prinzessin Elisabeth und die beiden Kinder im Tempel bei einander eingesperrt, und obgleich es an Kränkungen nicht fehlte, und sie aller Bequemlichkeit entbehrten, so fanden sie doch einen Trost in dem gemeinschaftlichen Leiden. Aber am 3. Jul. 1793 theilten ihr einige Magistratspersonen den Beschluß mit, daß der kleine Dauphin von ihr getrennt, und in ein engeres Gefängniß gebracht werden müßte. Der geängstigte Knabe flüchtete sich in die Arme seiner Mutter, und bat mit vielen Thränen, ihn doch von seiner lieben Mutter nicht zu trennen. Diese erklärte standhaft, sie werde ihr Kind nicht fahren lassen, stellte sich vor das Bette, in welchem das Kind lag, und machte Miene, es mit ihrem Leben zu vertheidigen. Die Beamten dagegen bestanden auf seiner Wegführung, und der Streit währte wohl eine Stunde. Zuletzt versicherten sie, sie müßten Gewalt brauchen, weil sie Befehl hätten, sich des Kindes todt oder lebendig zu bemächtigen. Weiter wagte die Königin nicht den Widerstand zu treiben; sie ergab sich in die unabwendbare Trennung, drückte das Kind noch einmal mit unnennbarem Schmerze und mit einem Strome von Thränen an ihr Herz, und übergab es selbst den Beamten, um es niemals wieder zu sehen. Von der Zeit an wurde den Damen auch alle Bedienung entzogen; man wies sie an, sich selbst anzukleiden, die Betten zu machen und das Zimmer auszufegen.

Billaud-Varennes, ein höchst verworfener Mensch und heftiger Jakobiner, trug nun bei dem Revolutionstribunal, welches die Hinrichtungen verfügte, darauf an, daß man sich mit dem Schicksale der Wittwe Ludwig Capets — so hatte man den König zuletzt genannt — beschäftige; denn dies Weib sey die Schande ihres Geschlechts, ja der Menschheit. Am 2. August 1793 wurde sie in der Nacht um 2 Uhr unvermuthet geweckt, um sie nach der Conciergerie, einem scheuslichen, nur für gemeine Verbrecher bestimmten Gefängnisse, zu bringen. Mit Standhaftigkeit fügte sie sich in die schwere Trennung von ihrer Tochter, und empfahl sie der Prinzessin Elisabeth. Als sie durch die niedrige Thüre ging, stieß sie sich an den Kopf. Man fragte sie, ob sie sich wehe gethan hätte? „O nein!“ antwortete sie; „jetzt kann mir nichts in der Welt mehr wehe thun.“ Ihr neues Gefängniß war nur vier Schritte lang und breit, feucht und dumpf; Tag und Nacht wurde sie hier von Gensdarmen bewacht, und jede Beschäftigung, selbst das Stricken, ihr untersagt. Auf den König hatte man doch noch einige Rücksicht genommen; sie aber wurde ausgesucht schändlich, und ganz als gemeine Verbrecherin behandelt. Am 15. October wurde sie vor das Revolutionsgericht gestellt, und den ganzen Tag und die folgende Nacht ohne Unterbrechung verhört, und ob ihr gleich keine Nahrung und Stärkung gereicht wurde — sie bat drei Mal vergebens um ein einziges

Glas Wasser — so gab sie doch die besonnensten und bestimmtesten Antworten. Erst als sie in das Gefängniß zurückkam, weinte sie bitterlich, und schrieb einen Abschiedsbrief an ihre im Tempel zurückgebliebene Schwägerin Elisabeth. „Denke immer an mich," hieß es darin unter Anderm, „ich umarme Dich und meine lieben, meine armen Kinder! Gott! wie schmerzt es, sie für immer verlassen zu müssen!"

Am 16. October 1793 um 11 Uhr wurde ihr angekündigt, daß sie zum Tode geführt werden sollte. Sie hatte nicht einmal so viel, um sich zu ihrem letzten Gange anständig kleiden zu können; denn sie trug ein weißes Nachtcamisol, dessen Ellenbogen zerrissen war, und eine Nachthaube. Sonst war sie eine schöne, höchst anziehende Frau; aber der Kummer hatte sie schnell alt gemacht; ihr Kopf war mit weißen Haaren bedeckt, ihre Züge wie die einer sechzigjährigen Frau, obgleich sie erst 37 Jahre zählte. Alle Spuren der frühern Schönheit waren verwischt. Man band ihr die Hände auf den Rücken, und setzte sie auf den Karren, auf welchem täglich die andern Verurtheilten zur Guillotine geschleppt wurden. Nebenher lief der roheste Pöbel, der sie verhöhnte, und laut schrie: „Nieder mit der Tyrannei! Hoch lebe die Republik!" Gleichgültig sah sie auf das Alles herab, und als sie nun auf dem Richtplatze ankam — es war derselbe, wo Ludwig geblutet hatte — wandten sich ihre Blicke mit sichtbarer Rührung nach den Tuilerien hin. Rasch stieg sie die Stufen des Gerüstes hinan, und eine flüchtige Röthe überzog ihr bleiches Gesicht, als der Henker ihr, der Königin und Kaiserstochter, die Haube abriß, ihr die ergrauten Haare abschnitt und mit Füßen trat. Als ihr Kopf fiel und der Henker ihn dem Volke zeigte, jubelte das gefühllose Volk: „Hoch lebe die Republik!"

Zunächst traf nun die Reihe die fromme Prinzessin Elisabeth, Ludwigs XVI. Schwester. Sie bewohnte bis zum 9. Mai 1794 mit ihrer Nichte dasselbe Zimmer im Tempel. An diesem Tage wurde sie spät Abends nach der Conciergerie abgeholt, hier verhört, und zum Tode verurtheilt. „Ich bin zum Tode bereit," sprach sie zu ihren Richtern, „und freue mich, meine ehrwürdigen Eltern, die ich auf Erden so zärtlich geliebt habe, bald im Himmel wieder zu sehen." Dann bereitete sie die, welche mit ihr sterben sollten, zum Tode vor, bestieg den Karren mit der größten Seelenruhe, und sprach den Frauen, die neben ihr saßen, Muth und Trost ein. Mit der innigsten Ergebung in den Willen Gottes litt sie den Todesstreich. Sie war erst 30 Jahre alt.

Unter allen Gliedern der königlichen Familie traf den kleinen Dauphin das traurigste Loos. Nachdem er am 3. Jul. 1793 den Armen seiner Mutter entrissen war, wurde er in ein enges Zimmer des Tempelthurms eingesperrt, und der Aufsicht eines rohen Bösewichts, des Schuhmachers Simon, übergeben. Er weinte zwei Tage und zwei Nächte hinter einander, und bat flehentlich, zu seiner Mutter zurückgebracht zu werden. Aber Simon mißhandelte ihn dafür auf eine unglaubliche Weise, und machte ihm endlich durch Drohungen so bange, daß er aus Furcht zu weinen aufhörte. Das Schändlichste war aber, daß Simon ihn absichtlich zu verderben suchte. Er zwang ihn, Freiheitslieder zu singen, die entsetzlichsten Flüche auszustoßen, und Lästerungen gegen seine

eigene Familie, ja selbst gegen Gott auszusprechen, und da das Kind zu kränkeln anfing, gab er ihm in Uebermaß zu essen und ließ ihn vielen Wein trinken, um seine Gesundheit vollends zu zerstören. Oft schrie Simon ihn in der Nacht auf, und zwang ihn, zu ihm ans Bette zu kommen, um ihn mit einem Fußtritte wieder wegzutreiben. Diesen Peiniger behielt der Dauphin länger als ein halbes Jahr. Dann ließ man das Kind ganz allein auf einer Stube, und gab ihn ganz dem Müßiggange Preis. Nicht einmal für seine körperliche Pflege wurde gesorgt; sein Bette wurde sechs Monate lang nicht gemacht, seit Jahr und Tag wurden weder Hemden noch Strümpfe gewechselt, kein Unrath weggeschafft, und sein Körper war mit Ungeziefer bedeckt; nicht einmal die Fenster durften geöffnet werden, und da ihn Simon so eingeschüchtert hatte, so trug er Alles willig, ohne je etwas zu verlangen, und als einmal ein gutmüthiger Wärter äußerte, das Kind würde hart behandelt, so jagte man ihn sogleich fort. — Erst nachdem die Herrschaft der Jakobiner gestürzt war, bekümmerte man sich um den Zustand des Dauphins. Er bekam ein reines Bette, und wurde überhaupt gereinigt; aber man ließ ihn noch immer allein, doch erhielt er nun Spielsachen. Mit ihnen beschäftigte er sich still, aber seine Gesundheit war bereits untergraben, die Gelenke waren geschwollen, und sein Geist durch die lange Einsamkeit und schlechte Behandlung so abgestumpft, daß er kein Wort mehr sprach; selbst als die Magistratspersonen zu ihm kamen, sich nach seinem Befinden erkundigten, und ihm versprachen, sie wollten ihm alle Spielsachen geben, die er nur wünschte, sah er sie starr an, aber er erwiederte keine Sylbe. In dieser Unempfindlichkeit lebte er noch einige Monate; seine Kräfte verzehrten sich nach und nach, und am 8. Jun. 1795 war er todt. Er war erst 10 Jahre alt.

Glücklicher war die Tochter Ludwigs XVI. Sie war nach der Hinrichtung ihrer Base Elisabeth allein in dem Gefängnißzimmer zurückgeblieben, und wurde sehr spärlich gehalten. Da sie aber schon älter als der Dauphin war, so hielt sie sich reinlich, und bewahrte dadurch ihre Gesundheit. Nach ihres Bruders Tode saß sie noch 6 Monate gefangen; dann übergab man sie der östreichischen Regierung, die dafür einige gefangene französische Beamte freiließ. Dies geschah am 19. December 1795, gerade an ihrem 17. Geburtstage. Die vielgeprüfte Prinzessin lebte einige Jahre in Wien; dann begab sie sich nach Mietau in Curland, wo sich damals ihr Oheim, der Graf von Provence, aufhielt, und vermählte sich mit dem Herzoge von Angouleme, einem Sohne des Grafen von Artois. Sie lebt noch im Oestreichischen.

107. Schreckenszeit in Frankreich.

(Aufstand der Vendée, von Lyon, Toulon und Marseille. Revolutionsgericht. Wohlfahrtsausschuß 6. April 1793. Ermordung Marats durch Charlotte Corday 18. Juli 1793. Terrorismus. Abschaffung der Religion 3. Novbr. 1793. Vernunftdienst. Hinrichtung des Herzogs von Orleans 6. Novbr. 1793. Bestrafung der widersetzlichen Städte. Collot d'Herbois in Lyon. Bonaparte in Toulon. Carrier in Nantes. Dantons Fall 31. März 1794. Sturz Robespierre's 27. Juli 1794. Ende des Terrorismus).

Nachdem Ludwig XVI. hingerichtet worden war, hatten die Jakobiner ihr Ziel noch lange nicht erreicht, nämlich mit eiserner Ruthe über ganz Frankreich

zu gebieten. Dazu standen ihnen die gemäßigteren Girondisten im Wege, und diese waren theils stärker an Zahl, theils hatten sie größere Talente, besonders Rednergaben, und wurden auch von dem bessern Theile des Volkes mehr geachtet. Aber dennoch siegten endlich jene, weil sie mehr zusammenhielten, mit größerer Kühnheit verfuhren, und im Nothfall auf die Hülfe des Pöbels und ihrer besoldeten Mörderbanden rechnen konnten.

Aber so wie an den Gränzen der Krieg, und im Innern des Convents Parteisucht tobte, so erhob sich nun auch noch, um das unglückliche Frankreich ganz zu zerfleischen, ein Bürgerkrieg. Die Einwohner der Vendée, eines kleinen Ländchens an der Küste des atlantischen Meeres, zwischen den Mündungen der Loire und Garonne, hatten schon bisher mit Schaudern aus dem Munde ihrer geachteten Geistlichen und Edelleute die Ereignisse in Paris vernommen, und da sie treue Anhänger des Königs waren, so versetzte sie die Nachricht von seiner Ermordung in Wuth gegen die Republikaner. Sie bewaffneten sich, um die That zu rächen, und führten nun mehrere Jahre einen wüthenden Krieg gegen die Freunde der Revolution, durch welche das Ländchen zwar verheert wurde, aber auch viele Tausende der Republikaner ums Leben kamen. Denn die Beschaffenheit des Bodens eignete sich ganz zu einem solchen Parteikriege. Jeder Acker ist hier mit einem Graben und einer Baumreihe umgeben; wurden also auch die Vendéer geschlagen, so konnten sie doch nicht verfolgt werden, weil nur sie die Schlupfwinkel kannten. Aber so schnell, wie sie verschwunden waren, erschienen sie auch wieder, sobald die Sturmglocke ertönte. — Auch Lyon, Marseille und Toulon erklärten ihren Abscheu vor den Greueln der Revolution, und kündigten dem Nationalconvente in Paris den Gehorsam auf, und in ganz Europa äußerte man allgemein den Unwillen vor der Ermordung des guten Königs und dem tollen Unwesen, welches die Jakobiner trieben. Am meisten zeigten sich die Engländer entrüstet, und waren recht thätig, ganz Europa gegen Frankreich unter die Waffen zu bringen.

Im Convente in Paris gaben sich die Girondisten Mühe, Ordnung in die Regierung zu bringen, und schlugen eine neue Verfassung vor. „Nichts damit!" schrieen die Jakobiner, besonders Marat, den sie zu ihrem Vorschreier gebrauchten, „wir wollen einen Dictator haben!" Dazu hatten sie Orleans-Egalité bestimmt, nicht als ob sie ihn für den Fähigsten gehalten hätten, sondern weil er bei dem Pöbel beliebt war, und sie bei seiner Charakterschwäche durch ihn regieren zu können glaubten. Am 9. März 1793 sollte der Schlag ausgeführt werden. Schon hatten die Jakobiner alle Vorbereitungen dazu getroffen; der Pöbel war bewaffnet, und im Convent waren schon die Girondisten bezeichnet, die ermordet werden sollten. Aber diese blieben weislich zu Hause, und als sich nun Orleans als Dictator zeigen sollte, überfiel ihn eine solche Angst, daß er in Ohnmacht sank, und die Jakobiner nun wohl einsahen, daß mit dem Bösewicht nichts anzufangen sey. Seitdem verachtete ihn selbst seine Partei, und dachte daran, sich seiner zu entledigen. Ihren Plan zur Vernichtung der Girondisten gaben die Jakobiner darum nicht auf; Danton setzte es durch, daß ein Revolutionsgericht niedergesetzt wurde, welches über alle die, welche Feinde der Revolution wären, das Urtheil sprechen sollte. Marat bestimmte die

Richter, und daß dies die verruchtesten Bösewichter waren, versteht sich von selbst. Die Leute waren Ankläger und Richter zugleich, und da auch das Vermögen der Verurtheilten eingezogen wurde, so gesellte sich auch noch die Habsucht zum Blutdurst und Parteihaß. Die eigentliche Regierung aber wurde (6. April 1793) neun Männern übergeben, größtentheils wilden Jakobinern, die den Wohlfahrtsausschuß bildeten, ein schöner Name für einen scheuslichen Verein schändlicher Menschen, die an Zerstörung aller Wohlfahrt arbeiteten. Von nun an begannen die fast täglichen Hinrichtungen. Die Guillotine war in beständiger Bewegung; jeder als freisinnig bekannte Mann wurde als verdächtig verurtheilt, die Gefängnisse waren überfüllt, und wurden nur geleert, um aufs Neue gefüllt zu werden.

Zunächst sollten die Girondisten gestürzt werden. Dazu ließen die wildesten Jakobiner, vor Allen Marat, am 31. Mai und die folgenden Tage den Saal des Convents von Pöbel umlagern. Alle Ausgänge wurden besetzt, Kanonen aufgefahren, und der Pöbel drohte so lange, bis der Convent 34 seiner Mitglieder, die kräftigsten Girondisten, verhaften ließ. Das Loos dieser Partei war nun entschieden; wer von ihnen fliehen konnte, floh nach der Normandie, und die Verhafteten wurden am folgenden Tage unter die Guillotine geschleppt. Alle waren böse Menschen, wenn auch nicht so verworfen als die Cordeliers, und der Tod oder die Verweisung traf sie daher nicht unverdient. Unter den Geflohenen war auch jener Pethion, einst Maire von Paris. Man fand ihn nach einiger Zeit todt in der Gegend von Paris auf dem Felde liegen; vielleicht hatte er sich selbst den Tod gegeben.

Wer weiß, wie viel Unheil Marat noch angerichtet hätte, wäre nicht ganz unerwartet seinem Leben ein Ende gemacht worden. Charlotte Corday, ein Mädchen von edler Geburt, aus Caen in der Normandie gebürtig, 25 Jahre alt, schön und voll Edelmuth, hörte von den geflohenen Girondisten oft, daß Marat das scheuslichste Ungeheuer der Revolution sey, und von allen Gutdenkenden verabscheut werde. Voll Begierde, sich unsterblichen Ruhm zu erwerben, erschien es ihrer feurigen Seele ein großes Verdienst, die Welt von diesem Unmenschen zu befreien. Mit der größten Seelenruhe reiste sie nach Paris, schrieb an Marat, und bat um eine Unterredung, weil sie ihm wichtige Dinge zu erzählen hätte. Mit Mühe wurde sie am 13. Jul. 1793 vorgelassen, als er gerade im Bade saß. Er verlangte von ihr die Namen der in Caen sich befindenden Girondisten zu wissen, und schrieb sie auf. „Was wird aber ihr Schicksal seyn?" fragte sie. — „Es sind Verschwörer," antwortete er, „die alle ihren Lohn auf dem Blutgerüste erhalten sollen." — „Da hast du deinen Lohn!" rief sie, und so schnell stieß sie ihm ein Messer in das Herz, daß er augenblicklich todt zusammen sank. Sie ließ sich ruhig greifen, und starb vier Tage darauf mit der größten Ruhe im Bewußtseyn einer edeln That.

Robespierre und die Seinigen gaben nun dem Volke eine neue Verfassung, aber nur dem Namen nach; denn gleich darauf erklärten sie, Frankreich müsse bis zum Ende des Kriegs im Revolutionszustande bleiben, und so behielten also die neun Männer, die den Wohlfahrtsausschuß bildeten, und von denen Robespierre der Erste war, die alleinige Herrschaft. Sie waren unumschränkte Herren

über das Leben, die Freiheit und das Vermögen der Franzosen; Tugend wurde als Verbrechen bestraft, wirklichen Verbrechern aber wurde bezeugt, daß sie sich um das Vaterland verdient gemacht hätten. Diese Zeit nennt man die Schreckenszeit, und diese Herrschaft den Terrorismus. In welchen Händen das Land sich befand, bezeugen schon die Namen der damals agirenden Personen. Ein Fleischer (Legendre), ein Schuhmacher (L'Huillier), ein verdorbener Zeitungsschreiber (Henriot) u. dgl. spielten die Hauptrollen. Damit nun nichts an die alte Zeit „der Tyrannei" erinnere, wurde auch eine neue Zeitrechnung eingeführt; man zählte fortan die Jahre nach dem Anfange der Revolution, den 22. September 1792, und statt der bisherigen Wochen nahm man Decaden an von 10 Tagen, und den Tag theilte man in 10 Abschnitte. Die Universitäten und andere Unterrichtsanstalten wurden aufgehoben, und für den Unterricht des Volks wollte man künftig dadurch sorgen, daß man gedruckte Zettel mit moralischen Vorschriften an die Straßenecken klebte! Das Tollste und zugleich Verruchteste war aber der Unfug, den man mit der Religion trieb. Bisher waren zwar die Kirchen nur noch wenig besucht, aber doch von den beeidigten Priestern noch Gottesdienst gehalten worden. Aber am 3. November 1793 wurden alle Kirchengeräthschaften weggenommen, und die christliche Religion für aufgehoben erklärt. Alle Kirchen wurden nun geplündert, die Geistlichen legten ihre Aemter nieder, und um den bisherigen Gottesdienst recht verächtlich zu machen, putzte man Esel mit Meßgewändern und Bischofsmützen aus; ja in einer Kirche stieg ein nichtswürdiger Schauspieler auf die Kanzel, und forderte Gott heraus, sein Daseyn zu beweisen. Wer nun noch Gebetbücher, Heiligenbilder, Crucifixe sehen ließ, hatte das Leben verwirkt, und wirklich wurde eine Frau hingerichtet, weil sie gebetet hatte. Zur Entschädigung für den Verlust der Religion führte man die Verehrung der Vernunft ein, die doch gerade unter diesen Leuten am wenigsten gefunden wurde (10. Nov. 1793). Ein gemeines Weibsbild wurde als Göttin der Vernunft auf einem Triumphwagen durch die Straßen nach der Notre Dame-Kirche gefahren, und vor ihr her sang man Hymnen. Dann zog man nach dem Nationalconvent, setzte die verschleierte Göttin auf einem mit Eichenlaub verzierten Stuhl vor die Schranken nieder, und ein Mitglied hielt eine pomphafte, gotteslästerliche Rede. Dann setzte sich die entschleierte Göttin neben den Präsidenten, und erhielt den Bruderkuß. Diese Thorheiten setzte man mehrere Monate fort. Ja der Haß gegen alles Erhabene ging so weit, daß man schon vorschlug, alle Bibliotheken und Kunstsammlungen zu zerstören, weil es ja doch nichts Schöneres gebe, als die französische Revolution. Der Skandal war so arg, daß selbst Robespierre ihn zu arg fand, und er sich des Unsinns schämte. Er sprach von Tugend, und zeigte sich allerdings mäßig und unbestechlich; aber er haßte alle Gute, und schlich Allen, die er haßte, so lange nach, bis er sie verdorben hatte.

Doch genug von diesen Nichtswürdigkeiten! Von der strafenden Gerechtigkeit Gottes ließ sich erwarten, daß keiner jener Bösewichter seiner verdienten Strafe entgehen würde, und so war es auch; denn nachdem es an Menschen zu fehlen anfing, welche sich den Alles in Schrecken setzenden Jakobinern wider-

setzten, fielen sie sich unter einander selbst an. Einer der Ersten, den sie aus ihrer Mitte in den Tod schickten, war der schändliche Orleans, der Hauptanstifter der Revolution, die ihn nun jetzt selbst verschlang. Wir wissen schon, daß er sich durch seine Feigheit selbst seiner Partei verächtlich gemacht hatte. Er wurde angeklagt als verdächtig, weil sein Sohn (der nachherige König von Frankreich) zu den Verbündeten übergegangen war, und ins Gefängniß gesetzt. Er, sonst der reichste Mann in Frankreich, war jetzt so weit herabgesunken, daß er seine Wäsche verkaufen mußte, um einiges Geld zu erhalten. Dann brachte man ihn nach Marseille und warf ihn hier in ein Gefängniß, in welchem er so lange blieb, bis man ihn, 14 Tage nach der Hinrichtung der Königin, wieder nach Paris zurückschleppte, um ihn hinzurichten. Er brachte die letzten Tage in demselben Kerker zu, den die unglückliche Marie Antoinette, die er so verfolgt, bewohnt hatte. Seine Verbrechen hatten ihm das Leben unerträglich gemacht; darum hörte er sein Todesurtheil mit Lächeln an, und verlangte gleich nach dem Richtplatze geführt zu werden. Er starb (6. Novbr. 1793) mit der stumpfesten Gleichgültigkeit.

Es ist schon gesagt worden, daß sich mehrere Städte im Süden von Frankreich gegen die Herrschaft der Jakobiner erklärt hatten, namentlich Bordeaux, Marseille, Toulon und Lyon. Das stellten die Jakobiner natürlich als ein abscheuliches Verbrechen dar, welches exemplarisch bestraft werden müßte. Es wurden Heere ausgeschickt, die Städte wieder zu erobern. Marseille öffnete zuerst die Thore, und die rechtlichsten und reichsten Einwohner wurden hingerichtet. Dann folgte Bordeaux. Tallien erschien als Abgeordneter des Convents, die sogenannten Verräther zu strafen, und das Blut wurde in Strömen vergossen. — Unter allen diesen Städten war keine größer, wohlhabender und blühender als Lyon. Die Verbrechen, welche hier ein schändlicher Jakobiner (Chalier) verübte, bewogen endlich die Einwohner, den Jakobinerclub zu schließen, und jenen Menschen hinzurichten. Sogleich wurde die Stadt belagert, und ob sie sich gleich mit dem Muthe der Verzweiflung 70 Tage lang vertheidigte, so mußte sie sich doch endlich, durch Hunger gezwungen, zur Uebergabe entschließen (9. Octbr. 1793). 3000 wollten sich in der Nacht durchschlagen, wurden aber, etwa 50 ausgenommen, sämmtlich niedergehauen. Als nun die Sieger einzogen, begannen die empörendsten Schandthaten. Man fing damit an, besondere Ausschüsse niederzusetzen, einen für die Hinrichtungen, einen andern für die Einziehung des Vermögens, und einen dritten für die Niederreißung der Häuser. Zuerst richtete man mit der Guillotine hin, die Tag und Nacht in Bewegung war. Aber auch das ging noch zu langsam. Der Convent in Paris hatte ausdrücklich recht blutgierige Menschen als Abgeordnete nach Lyon geschickt. Collot d'Herbois, ein entsetzlicher Unmensch, war einer derselben. Er war sonst ein schlechter Schauspieler gewesen, und einst auf dem Theater in Lyon ausgepfiffen worden; jetzt nahm der Bösewicht blutige Rache. Die Verurtheilten wurden haufenweise durch Kartätschenschüsse niedergeschmettert, andere durch Flintenfeuer, während noch andere in den Fluß hinabgestürzt wurden. Diejenigen Frauen, welche vor den Thüren der Abgeordneten auf ihren Knieen um Begnadigung ihrer Männer baten, wurden zur Strafe für dies un-

patriotische Betragen sechs Stunden lang an die Pfosten der Guillotine gebunden, und von dem Blute der Enthaupteten bespritzt.

Toulon hatte sich, um nicht ein ähnliches Schicksal zu erfahren, den Engländern und Spaniern ergeben. Das verdiente eine nachdrückliche Züchtigung. Eine Belagerung, die der junge Bonaparte, damals Artillerie-Offizier, mit Umsicht leitete, zwang (19. Decbr. 1793) Toulon, sich zu ergeben, nachdem die Fremden die Flucht ergriffen hatten. Hier erneuerten sich die Scenen von Lyon. Die meisten Gebäude wurden zerstört, und die Einwohner durch Kartätschenschüsse ermordet. Bonaparte wurde bald darauf zur Belohnung zum Brigadegeneral ernannt. Der nach Toulon bestimmte Abgeordnete, Barras, versicherte, er habe in Toulon keine ordentlichen Leute mehr gefunden, als Galeerensclaven.

Noch entsetzlicher würgte ein Ungeheuer, Carrier, in Nantes unter den gefangenen Vendéern. Recht erfinderisch in Todesqualen, ließ er, nachdem er sie zu Hunderten hatte todtschießen lassen, Schiffe bauen, die mit Fallthüren versehen waren, und diese öffneten sich, sobald sie sich in der Mitte des Flusses befanden, damit das Wasser sie mit einem Male verschlänge. Oder er ließ Zwei und Zwei zusammenbinden, und so in den Strom stürzen. Negersclaven mußten die Kinder der Vendéer herbeischleppen, und, während er auf einem Schiffe eine üppige Mahlzeit hielt, sie vor seinen Augen in den Fluß werfen; daran weidete er seinen Blick, und scherzte, wenn die Kinder vor Todesangst schrieen, über das Geheul seiner junge Wölfe!

Der revolutionäre Unsinn und die blutige Tyrannei hatte eine solche Höhe erreicht, daß sie kaum noch höher steigen konnte, und daher ein Rückfall zu erwarten war. Danton, sonst einer der heftigsten Beförderer der Revolution, der vor keinem Verbrechen zurückschauderte, wenn es seinen Absichten diente, war des Mordens jetzt überdrüssig geworden, und entsetzte sich selbst über die Unthaten, die überall im Namen der Freiheit verübt wurden. Robespierre dagegen wurde von einer unnennbaren Angst vor den übrigen Jakobinern umhergetrieben; er wußte, sie haßten und verachteten ihn — wie konnte das auch unter solchen Menschen anders seyn! — und glaubte, nicht eher sicher zu seyn, bis er sie gestürzt hätte. Dazu sollte ihm aber erst noch Danton behülflich seyn; dann wollte er auch diesen vernichten. Er beklagte sich nun gegen ihn, daß viele der heftigsten Jakobiner täglich ungescheut gegen seinen Willen Verbrechen begingen, und ihrer müsse man sich entledigen. Das geschah auch am 13. März 1794. Ihrer 20 wurden verhaftet, und bald darauf unter großem Jubel des Volks hingerichtet. So verzehrte die Revolution ihre eigenen Diener!

Schon schöpften die Freunde der Ordnung die Hoffnung, daß Robespierre und Danton sich vereinigt hätten, nach der Hinrichtung jener Bösewichter gesetzmäßig zu regieren, als man unerwartet erfuhr, daß Robespierre in der Nacht zum 31. März 1794 Danton und einige Andere, die auf Mäßigung gedrungen hatten, hätte festnehmen lassen. Er fürchtete nämlich, Danton möchte ihm über den Kopf wachsen; denn er fühlte wohl, daß dieser ihm an Muth und Geist überlegen sey Man gab ihm und 15 Andern Schuld, eine Verschwörung gegen die Republik gemacht zu haben, und wenige Tage darauf wurden sie zur

Guillotine geführt. Danton, der an keine Unsterblichkeit glaubte, starb gleichgültig, weil ihm das in Verbrechen und Schwelgerei hingebrachte Leben eine Last war. Er verwünschte Robespierre und rief: „Er wird mir folgen, ich ziehe ihn mir nach!"

Jetzt sah man mit Erstaunen, daß die Schreckensregierung noch wachsen könnte. Seit Dantons Sturz erreichte sie ihre äußerste Höhe. Robespierre, durch die Qualen seines Gewissens, durch die Angst, auch endlich gestürzt zu werden, ganz entmenscht, kannte nun keine Schonung mehr. Er verkündigte, die Revolution werde nun eine neue Gestalt annehmen; der Schrecken und die Tugend seyen nun an der Tagesordnung. Unter seiner Sichel mußten nun täglich Opfer fallen (z. B. jene Mädchen aus Verdun; der General Beauharnois); die ihm am nächsten standen, zuerst, weil sie ihm die gefährlichsten schienen, und er mußte Blut fließen sehen, um Ruhe zu gewinnen. Aus allen Gegenden Frankreichs führten Wagen neue Schlachtopfer herbei, und alle Gefängnisse waren gefüllt. Bösewichter und Tugendhafte starben zugleich auf dem Blutgerüste. Der edle Malesherbes wurde mit seiner ganzen Familie hingerichtet. Bleich und verstört irrte Robespierre umher; in Jedem glaubte er einen Verräther zu erblicken. Alles zitterte vor dem schrecklichen Menschen. Vielleicht geschah es aus Gewissensangst, daß er eines Tages (7. Mai 1794) im Convent mit einer geschraubten Rede auftrat, in welcher er befahl, daß von nun an die Franzosen wieder an das Daseyn eines höchsten Wesens und an Unsterblichkeit der Seele glauben sollten, wodurch er sich sowohl bei den Frommen als den Bösen lächerlich machte. Er richtete nun Feste ein: der Schaam, der Freundschaft, der Liebe, der Achtung für das Unglück u. s. w., und er selbst erschien als Oberpriester. Es waren gemalte Bildsäulen aus Pappdeckel aufgestellt, die allerlei allegorische Figuren vorstellten; diese wurden angezündet, und aus ihrer Asche kam die geräucherte Statue der Weisheit (!) hervor.

Der Wohlfahrtsausschuß, und an seiner Spitze Robespierre, stand zwar jetzt auf dem Gipfel seiner Macht, aber schon war der Boden unter ihm gehöhlt, und der Augenblick seines Sturzes nahe. Unter den Blutmenschen selbst entstand Mißtrauen. Ein Theil von ihnen hielt es unbedingt mit Robespierre, ein anderer erfuhr, dieser ginge damit um, 47 von ihnen hinrichten zu lassen. Schnell vereinigten sich die Bedrohten zu seinem Sturze. Am 27. Jul. (9. Thermidor) 1794 war der entscheidende Tag, wo beide Parteien den Kampf auf Leben und Tod ausmachen wollten. St. Jüst, einer der schändlichsten Menschen und treuer Anhänger des Dictators, trat auf, und äußerte, wüthende Blicke auf seine Gegner schießend, man müsse, um die Gebrechen der Republik zu heilen, einige krebsartige Glieder derselben abschneiden. Darüber erhob sich ein entsetzlicher Tumult. Robespierre stürzte auf den Rednerstuhl, aber man stieß ihn mit dem Geschrei: „Nieder mit dem Tyrannen!" zurück, und Tallien stieg hinauf und rief: „Der Augenblick unserer Freiheit ist gekommen. Tyrann! deine Frevel sollen nicht länger verborgen bleiben!" Ebenso Billaud von Varennes. Von allen Seiten schrie man: „Nieder mit dem Tyrannen!" Leichenblässe überzog das Gesicht des Dictators. Als er wieder zu sich kam, sprach er nichts als Unsinn, bis das Geschrei seine Rede übertäubte. Brüllend

schrie er: „Das Wort oder den Tod!" — „Den Tod sollst du haben," antwortete man ihm, „aber den Tod der Verbrecher!" Vergebens suchte er zu Worte zu kommen; endlich, überall zurückgestoßen, sank er erschöpft auf eine Bank nieder. „Fühlst du nicht, Elender," rief ihm sein Nachbar zu, „daß du an dem Blute Dantons erstickst?" Während er und seine Anhänger: sein jüngerer Bruder, St. Jüst und Andere erstarrt da saßen, beschloß der Convent ihre Verhaftung. Man führte sie zum Gefängniß ab; aber der Pöbel befreite sie unterwegs, und brachte sie im Triumphe nach dem Stadthause. Beide Parteien rüsteten sich zum Kampfe. Den ganzen Tag tönten die Sturmglocken und der Generalmarsch wurde geschlagen. Auch noch am andern Tage war es ungewiß, wer siegen werde. Die bewaffneten Haufen des Convents rückten endlich gegen das Stadthaus an, der Pöbel entfloh, und als das Thor aufgesprengt wurde, gab Robespierre Alles für verloren. Er zerschmetterte sich mit einer Pistole den Kinnbacken*), sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster, ein Anderer erschoß sich, die Uebrigen verkrochen sich in verschiedene Winkel, aus denen man sie leichenblaß hervorzog. Noch an demselben Tage schleppte man diese Bösewichter nach der Guillotine. Zwei und zwanzig an der Zahl (auch St. Jüst war dabei) saßen sie auf dem Karren; laut jubelte das Volk. Einen gräßlichen Anblick bot Robespierre dar. Sein Gesicht war durch den Schuß verzerrt und mit Blut bedeckt, er selbst fast ohne Besinnung; das Blut der durch ihn Erschlagenen schrie um Rache. Am dritten Tage wurden noch 84 hingerichtet, unter ihnen auch Simon, der Peiniger des Dauphins.

Nun wurden die Gefängnisse geöffnet; wer noch lebte, war gerettet; denn die Schreckensregierung hatte ihr Ende erreicht. Während derselben waren 2774 Personen guillotinirt worden, darunter ein Greis von 97 Jahren, und ein 14jähriger Knabe.

108. Fortsetzung des Krieges in und außerhalb Frankreichs.

(Dumouriez. Aufstand in Masse. Treffen bei Kaiserslautern 28—30. November 1793. Feldzug von 1794. Schlacht bei Fleurüs 26. Jun. 1794. Telegraph.)

Wir müssen nachholen, was indessen im Felde ausgerichtet worden war. Es ist gesagt worden, daß die Belgier die unter Dumouriez einrückenden Franzosen mit Entzücken aufnahmen; denn diese versicherten, sie brächten ihnen Freiheit und Bruderkuß. Aber es zeigte sich bald, wie es mit dem Bruderkuß gemeint war. Die neuen Brüder führten trotz dem Widerspruch der Einwohner die Verfassung ein, nahmen die Kassen in Beschlag, und verwalteten überhaupt das ganze Land für ihre Rechnung. Wie sehr wünschten sich nun die Belgier die milde Regierung Kaiser Josephs zurück, gegen die sie früherhin sich empört hatten!

So brach das Jahr 1793 an. Dumouriez nahm mit Abscheu wahr, welchen schrecklichen Gang die Revolution nähme. Er faßte den Plan, die tolle Regierung der Jakobiner zu stürzen, und mit dem Heere dazu gegen Paris zu marschiren. Die Oestreicher, die er davon unterrichtete, versprachen ihm

*) Nach Andern that das der Gensdarmes, der ihn verhaftete.

Beistand. Als die Jakobiner seine Absicht merkten, schickten sie fünf Abgeordnete nebst dem Kriegsminister in sein Lager, ihn gefangen zu nehmen. Aber er war darauf gefaßt. Als sie ihm ankündigten, daß er ihr Gefangener sey, winkte er der Wache, und ließ sie greifen. Am andern Tage (5. April 1793) überlieferte er sie den Oestreichern. Aber die Jakobiner arbeiteten indessen im Stillen, die Herzen seiner Soldaten von ihm abzuwenden, und plötzlich empörten sich gegen ihn einige Bataillone. Sie verfolgten ihn mit Flintenschüssen, und er war froh, sich mit Zurücklassung seines Pferdes über einen Canal ins östreichische Lager retten zu können. Später lebte er in Hamburg, dann in England, wo er 1823 in hohem Alter gestorben ist.

Im vorigen Jahre hatten die Franzosen nur an der östlichen Gränze Feinde zu bekämpfen gehabt; aber die thätigen Engländer, denen die übermüthigen Franzosen den Krieg erklärt hatten, brachten 1793 eine große Verbindung gegen Frankreich zu Stande, zu welcher, außer Oestreich, Preußen und Sardinien, auch noch Rußland, Spanien, Neapel, Portugal und das ganze deutsche Reich gehörten. Wirklich machten auch die Verbündeten jetzt Fortschritte, und die Oestreicher nahmen zur Freude der Einwohner ganz Belgien wieder ein. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Jakobiner befahlen, es solle das ganze französische Volk in Masse aufstehen, d. i. alle Franzosen sollten bis zur gänzlichen Vertreibung der Feinde zum Soldatendienst verpflichtet seyn, und während die junge Mannschaft ins Feld zöge, sollten die Verheiratheten Waffen schmieden, und Lebensmittel hinzufahren, die Weiber Zelte und Kleider machen, und die Kinder Charpie zupfen. Wer aber sollte das Feld bebauen? wer die Handarbeiten verrichten? wer die Kinder warten und erziehen? Um die Armeebedürfnisse herbeizuschaffen, wurde befohlen, daß der, welcher dergleichen besitze, sie bei Todesstrafe unentgeldlich hergeben müsse.

Wären nur jetzt, ehe diese Befehle ausgeführt, und die jungen, von allen Seiten herbeiströmenden Soldaten eingeübt wurden, die Verbündeten schnell auf Paris losgegangen, so würde höchst wahrscheinlich der Herrschaft der Jakobiner ein schnelles Ende gemacht worden seyn. Aber die alten Generale ließen sich nicht ausreden, daß erst die vielen kleinen an der Gränze liegenden Festungen erobert seyn müßten, und das rettete die Jakobiner. Außerdem entstanden Uneinigkeiten unter den verbündeten Generalen; ihre Heere blieben unthätig, während die französischen Feldherren zu siegen gezwungen wurden; denn wer sich besiegen ließ, wurde nach Paris gerufen, und mit dem Tode bestraft. Gefechte wurden in diesem Jahre genug geliefert, aber keine großen und entscheidenden Schlachten, so daß nur etwa das Treffen bei Kaiserslautern (28—30. Nov. 1793) im Elsaß zu merken ist, in welchem die Preußen das Feld behaupteten. Dennoch zogen sich zu Ende des Jahres die Oestreicher und Preußen ganz nach Deutschland zurück, und die übrigen Verbündeten hatten so gut wie nichts gethan. Der Herzog von Braunschweig aber legte sein Commando nieder, weil er sich mit General Wurmser, dem Anführer der Oestreicher, nicht vertragen konnte, und Feldmarschall Möllendorf trat an seine Stelle.

Auch im Jahre 1794 richteten die Verbündeten nichts aus. Preußen und die kleineren deutschen Fürsten waren längst des Kriegs überdrüssig. Der

preußische General Möllendorf wurde schlecht unterstützt, und der östreichische Feldherr, Prinz von Coburg, war allein zu schwach, so daß am Ende des Jahres die Oestreicher Belgien für sich verloren sahen, und über den Rhein zurückgehen mußten. Unter den Treffen zeichnete sich die Schlacht bei Fleurüs (26. Jun. 1794) aus, in welcher Jourdan über Coburg siegte. In dieser Schlacht machten die Franzosen den ersten Versuch, die Stellung ihrer Feinde dadurch zu beobachten, daß sie an einem langen Seile einen Luftball steigen ließen. Indessen wurde späterhin nicht mehr Gebrauch davon gemacht, weil die Schwierigkeiten zu groß befunden wurden. Eine andere Erfindung aber hat sich erhalten, der Telegraph. Um nämlich schneller, als es durch die schnellsten Courierpferde geschehen konnte, von Paris aus zu den Heeren und von diesen nach Paris Nachrichten gelangen zu lassen, errichtete man in einer weiten Strecke eine Reihe von Thürmen, die so standen, daß man von jedem die beiden benachbarten vermittelst eines Fernrohres genau sehen konnte. Auf jedem befanden sich Leute, die unaufhörlich die beiden andern Thürme beobachteten. Sobald nun z. B. die Machthaber in Paris dem General der Moselarmee den Befehl geben wollten, daß er sogleich den Feind angreifen möchte, so wurden auf dem Telegraphenthurme in Paris diejenigen hölzernen Zeichen aufgestellt, welche jenen Befehl bezeichneten. Der folgende Thurm steckte dieselben Zeichen auf, und so nach einander die folgenden Thürme, bis zum Lager. Auf diese Art legten die Nachrichten höchstens binnen wenigen Stunden einen Weg von hundert Meilen zurück; indessen konnten freilich nur kurze Berichte auf diese Art mitgetheilt werden.

109. Ende Polens, 1795.

(Parteiungen in Polen. Neue Verfassung 1788. Targowiczer Conföderation. Einfall der Russen Mai 1792. Kosciusko. Einfall der Preußen Januar 1793. Zweite Theilung Polens April 1793. Aufstand der Polen unter Kosciusko und Madalinski 1794. Metzeleien in Warschau 17. April 1794. Suwarows Sieg bei Maczjewice 10. October 1794. Praga's Erstürmung 4. November 1794. Letzte Theilung Polens 1795.)

Wenn wir sehen, daß ein starker Mann einen schwachen Knaben, dessen Schwäche benutzend, überfällt, ihn mißhandelt, und ihm sein Eigenthum wegreißt, so wird unser Gemüth mit lebhaftem Unwillen erfüllt. Noch heftiger wird unser Gefühl empört, wenn der Knabe endlich die letzten Kräfte zusammennimmt, seines Eigenthums sich wieder zu bemächtigen, jener Mann aber wieder auf ihn losschlägt und gar noch Andere herbeiholt, den Schwachen zu tödten. So ungefähr war die Behandlung, welche die unglücklichen Polen von Rußland und nachher auch von Preußen erfuhren. Wir wissen schon, daß Katharina II., Friedrich der Große und Maria Theresia 1772 die Gränzen Polens sehr verengten, daß Katharina den schwachen König Stanislaus August Poniatowski einsetzte, und ausdrücklich verlangte, daß die Polen ihre alte, elende, Alles verwirrende Verfassung beibehielten, damit das unglückliche Volk nie aus dem Zustande der Schwäche sich erheben könnte. Fortan waren in Polen zwei Parteien: die eine, zu welcher der König gehörte, hielt es mit Rußland; die andere, die wir die polnische nennen können, sehnte sich schmerzlich

nach einer Zeit, wo sich das erniedrigte Volk von der russischen Unterdrückung frei machen könnte.

Dieser Zeitpunkt schien während des letzten Kriegs, den Katharina mit den Türken führte, gekommen zu sein. Im Jahr 1788 versprachen die Türken und der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen der polnischen Partei Beistand, und im Vertrauen darauf verlangten die Polen, daß die russischen Truppen das Land verließen. Sie vermehrten ihr Heer, und freudig brachte der Adel und die Geistlichkeit wetteifernd jedes Opfer auf dem Altare des Vaterlandes dar. Wirklich zogen auch die Russen ab, die Polen gaben sich eine neue, kräftigere Verfassung, mit Preußen wurde ein Schutzbündniß geschlossen, und Alles schien eine neue schönere Zeit anzukündigen. Jeder Freund der Menschheit freute sich mit ihnen über den kräftigen Aufschwung eines freiheitliebenden Volks, welches sich von den Thorheiten der Jakobiner in Frankreich rein erhielt, und der König von Preußen gab laut seine Billigung der neuen Verfassung zu erkennen.

Aber wo etwas Gutes entsteht, ruht das Böse nicht. Die russische Partei machte die Absichten Preußens verdächtig; es meine es nicht ehrlich, sagte sie. Zugleich reizte sie Preußens Empfindlichkeit gegen Polen; denn Friedrich Wilhelm hatte gewünscht, daß ihm die Polen die Stadt Danzig abtreten möchten, und das wurde ihm abgeschlagen. Katharina schwieg; denn noch hatte sie Krieg mit den Türken. Sobald aber 1791 der Friede in Szistowe geschlossen war, nahm sie die Klagen mehrerer, mit der neuen Verfassung unzufriedener Polen an, — denn die Polen sind nie einig gewesen, — und rüstete sich, Rache an dem unglücklichen Volke zu nehmen. Schnell zogen auch die Polen ein Heer zusammen, und der Reichstag rief „Gott und Menschen zu Zeugen an, daß Polen keine Macht zu bekriegen gedenke, daß es mit allen Nachbarn in gutem Vernehmen zu bleiben wünsche, und nur einzig und allein die Freiheit und die Unabhängigkeit seiner Verfassung unverletzt zu erhalten sich bestrebe." Indessen noch immer schwieg Katharina, bis sie erfuhr, daß der Krieg zwischen Frankreich, Oestreich und Preußen ausgebrochen sey. Nun erklärte sie den Polen den Krieg, „nicht etwa aus Rachsucht oder Herrschgier, sondern nur um die Polen von ihren Unterdrückern zu befreien, wozu sie von der Conföderation von Targowicz — so nannte sich die russische Partei — aufgefordert sey." Die Polen wandten sich nun an Preußen, und baten um die ihnen versprochene Hülfe, erhielten aber zu ihrem Schrecken und Erstaunen die kalte Antwort: da der König von Preußen keinen Antheil an der neuen polnischen Verfassung habe, so halte er sich auch nicht für verbunden, ihnen jetzt zu Hülfe zu kommen. So sollte also das unglückliche Volk, von allem Beistande verlassen, sich selbst helfen, und dazu war es auch fest entschlossen. Jeder Pole ward aufgefordert, zu der gemeinsamen Rettung Gut und Blut darzubringen. Aber was wollte das kleine Heer gegen 100,000 versuchte russische Soldaten unternehmen? Im Mai 1792 rückten die Russen in Polen ein, indem sie versicherten, sie kämen blos zum Besten der Nation. Was die Tapferkeit eines für das Vaterland kämpfenden Volks vermag, thaten die Polen redlich; besonders that sich der edle Kosciusko hervor; aber sie mußten der Uebermacht unterliegen, und der schwache König Stanislaus arbeitete noch obendrein den Russen

heimlich in die Hände; ja endlich trat er, um nur die Gunst der Kaiserin zu gewinnen, sogar zur targowiczer Conföderation über. Man kann denken, wie bestürzt und aufgebracht die patriotischen Polen waren. Sie mußten nun zwar überall vor den Russen weichen, riefen aber Gott und Menschen zu Zeugen der schändlichen Unterdrückung an. Viele von ihnen gaben dem Sturme nach, und traten gezwungen der Conföderation bei, um nur ferneres unnützes Blutvergießen zu verhindern, und im Vertrauen auf die Versprechungen der Kaiserin. Nur Wenige waren es, die noch einigen Muth behielten, die Bestürzung war allgemein.

Ganz Polen war nun von den Russen überschwemmt, nur wunderte man sich, daß Großpolen verschont geblieben war. Man wußte noch nicht, daß es Preußen zur Beute werden sollte; so war es heimlich zwischen ihm und Rußland verabredet worden, und um doch einen Vorwand zu haben, dem bisher befreundeten Volke den Krieg zu erklären, gab Friedrich Wilhelm II. vor, daß sich in Großpolen jakobinische Grundsätze gezeigt hätten. Ein preußisches Heer unter Möllendorf besetzte es im Jan. 1793. Unter demselben Vorwande wurde auch Danzig besetzt.

Nachdem nun so ganz Polen besetzt, und die Einwohner entwaffnet waren, hielten es Katharina und Friedrich Wilhelm nicht mehr für nöthig, ihren Plan zu verbergen, und die Conföderirten zu schonen. Beide erklärten (im April 1793), sie müßten Polen, um es für die Zukunft unschädlich zu machen, in noch engere Gränzen einschließen. Die Patrioten fühlten unendlichen Schmerz, und die Targowiczer empfanden zu späte Reue, dies Unglück über ihr Vaterland herbeigeführt zu haben. Die Einwohner der abgerissenen Provinzen mußten den neuen Herrschern Treue schwören, und man zwang sie, ihre Wohnungen an dem Tage der Huldigung zu erleuchten, während in ihren Herzen Nacht uud Kummer war. Als der Reichstag (in Grodno) in die Abtretung willigen sollte, erhoben sich alle Stimmen laut dagegen; es war der letzte, aber vergebliche Schrei eines unterdrückten Volkes. Russische Bajonette und Kanonen umringten den Reichstag, und zwangen ihn zur Unterschrift. Viele edle Polen verließen das schmählich entweihte Vaterland, um bessere Zeiten im Auslande zu erwarten; Alle vertrauten auf einen Mann, der allein das Vaterland zu retten vermöchte, wenn es noch einmal zu retten sey.*)

Dieser Mann war Kosciusko, aus Litthauen gebürtig, der Sohn eines unbegüterten Edelmanns. Nach fleißig hingebrachter Jugend nahm er Kriegsdienste erst im polnischen, dann im französischen Heere. Als aber der nordamerikanische Freiheitskampf begann, zog ihn sein Herz nach Nordamerika, wo er mit La Fayette gegen die englischen Unterdrücker focht. Daß er späterhin an der Spitze der Polen den Russen entgegen ging, haben wir schon gesehen; mit tiefem Schmerze sah er sein theures Vaterland herabgewürdigt. Als er den

*) Man vergesse aber, wenn wir das Schicksal Polens beklagen, nicht, daß es sein Unglück selbst verschuldet habe. Nicht allein die bekannte Uneinigkeit hat Polen gestürzt, sondern auch die schändliche Verrätherei reicher Polen. Die Grafen Branicki, Rzewuski, der König Stanislaus, Felix Potocki, Malachowski, und viele Andere nahmen russisches Geld für ihre Verräthereien.

Säbel in die Scheide steckte, rief er: „Gebe Gott, daß ich ihn noch einmal für das Vaterland ziehen kann!“

Diese Zeit erschien. Noch im Jahr 1793 reiste er in Polen umher, erforschte die Gemüther, und wies den patriotisch Gesinnten Krakau als Versammlungsort an. Keiner verrieth das Geheimniß. Aber im Frühlinge 1794 standen die Polen plötzlich auf. Madalinski erhob sich (im März) in Pultusk, Kosciusko selbst in Krakau, überall flatterte die Fahne der Empörung, wenn wir die letzte Anstrengung eines ungerecht unterdrückten Volkes so nennen wollen. Ueberrascht rückten Russen und Preußen gegen die Polen, wurden aber von den Tapfern zurückgeschlagen, und die Erbitterung des Volks gegen seine Unterdrücker war so groß, daß in Warschau am grünen Donnerstage (17. April) 1794 gegen 2300 Russen erschlagen wurden, und der russische General Igelström sich nur durch die schleunigste Flucht retten konnte.*) Eine kühne Begeisterung für Freiheit hatte das Volk ergriffen; schnell wurde die Stadt befestigt, weil man hier einen Angriff des russischen Heeres erwarten mußte, und wetteifernd halfen alle Stände und jedes Alter. Wirklich zog sich auch der ganze Krieg nach dieser Stadt. Kosciusko hielt in der Ebene vor derselben, ein preußisches Heer zog herbei, und belagerte die Stadt; aber nach zwei Monaten zogen die Preußen wieder ab, weil die erwarteten Russen nicht eingetroffen waren, und das Land hinter ihnen sich erhoben hatte.

Kaum waren die Preußen abgezogen, so rückten die Russen unter Suwarow heran; denn Katharina liebte, allein zu handeln. Kosciusko eilte ihnen entgegen, und lieferte ihnen das Treffen bei Maczjewice (etwa 12 Meilen oberhalb Warschau, am rechten Weichselufer) 1794. Zwei Mal durchbrachen die Polen mit dem Bajonett die russischen Reihen, zuletzt aber wurden sie zurückgedrängt, und in eine rettungslose Flucht geworfen. Kosciusko jagte den Fliehenden nach, um sie wieder zu sammeln. Da stürzte sein Pferd, als er im vollen Rennen über einen Graben setzte. Er raffte sich auf, aber Kosacken hatten ihn eingeholt, hieben auf ihn ein, und mit dem Schmerzensruf: „Finis Poloniae!“ sank der Held zu Boden. Als sie hörten, daß Kosciusko ihr Gefangener sey, trugen sie ihn auf ihren Piken nach dem nächsten Schlosse, und der russische General sorgte für seine Wiederherstellung.

Mit Kosciusko's Fall war den Polen der Muth gewichen. Suwarow zog gegen Praga, die Vorstadt Warschau's auf dem rechten Weichselufer, heran, und führte am 4. November seine Russen zum Sturme. Dies war einer der Tage, von denen sich die Menschheit schaudernd abwendet, und deren es zum Glücke der Welt nur wenige in der Geschichte giebt. Binnen einer Stunde war der Wall erstiegen; nun wurden 8000 bewaffnete Polen, und nach ihnen 12,000 Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts von den rohen Siegern ermordet, ertränkt oder mit ihren Wohnungen jämmerlich verbrannt. Meilenweit hörte man das Klaggeschrei; den Warschauern starrte vor Entsetzen das Blut in den Adern, als sie das Schicksal ihrer Brüder und Verwandten

---

*) Der blutige Kampf dauerte noch 2 Wochen in Warschau fort, und 1700 Russen wurden zu Gefangenen gemacht.

bedachten, und die lodernden Flammen den Himmel rötheten. Ignaz Potocki (sprich Pototzki) eilte in das russische Lager, und bat für Warschau um Schonung. Suwarow verweigerte jede Unterhandlung mit Rebellen. „Gut!" antwortete Potocki, „so strafen Sie mich, und schonen Sie des Volks; denn dieses ist unschuldig, und nur von uns verleitet worden!" Erst am andern Tage gab Suwarow den vereinigten Bitten des Königs und anderer Großen nach. Warschau erhielt Verzeihung, mußte aber alle Waffen ausliefern, und wurde von den Russen besetzt.

Die einzelnen Haufen der Polen verliefen sich nun; andere wurden gefangen; viele der Vornehmen verließen abermals das unglückliche Vaterland, und wandten sich nach Italien oder Frankreich. Kosciusko wurde nach Rußland abgeführt, und nachdem er geschworen hatte, ohne russische Erlaubniß das Vaterland nicht wieder zu betreten, begab er sich nach Frankreich, wo er auf seinem Landgute nur sich und den Seinigen bis an seinen Tod, 1817, gelebt hat. Die Sieger kamen überein, daß Polen aus der Reihe der Reiche ausgestrichen werden müßte, und theilten den Rest unter sich 1795. Rußland nahm den östlichen Theil, Oestreich den südlichen und Preußen das Uebrige nebst Warschau. Der preußische Antheil wurde Südpreußen genannt. Ueber das Benehmen der Verbündeten und über die Unrechtmäßigkeit der Handlung war nur eine Stimme, und konnte wohl der Zuwachs an Land und Einkünften entschädigen für den Verlust an Achtung und Vertrauen? —

König Stanislaus Poniatowski legte die Krone nieder, und erntete nun den Lohn seiner Schwäche. Er wurde unter russischer Aufsicht nach Grodno verwiesen, wo er ein Jahrgehalt erhielt. Nach Katharinens Tod wurde er nach Petersburg berufen, und hier starb er bald darauf (1798).

110. Directorialregierung in Frankreich. — Fortsetzung des Kriegs bis zum Frieden von Campo Formio.

(Deportationen. Metzelei auf Quiberon 1795. Der 13. Vendemiaire und Bonaparte. Directorial-Verfassung. Eroberung von Holland durch Pichegru 1794. Frieden in Basel 1795. Feldzug von 1796. Erzherzog Karl und Moreau. Bonaparte und Beaulieu. Brücke bei Lodi. Eroberung von Mantua. Ende der Republik Venedig. Frieden von Campo Formio 17. Oct. 1797. Schlechte Regierung der Directoren. Staatsbankrot. Batavische, cisalpinische und ligurische Republik. Friedrich Wilhelm III. 16. Nov. 1797.)

Robespierre und mehrere seiner blutigsten Anhänger waren zwar todt; aber damit war die Ruhe so wenig wieder hergestellt, als sich das empörte Meer nach dem Schweigen des Sturmes gleich wieder beruhigt. Noch lebten Billaud von Varrennes, Tallien, Collot d'Herbois und andere Blutmenschen, und sie ließen sich merken, daß sie die Schreckensherrschaft fortsetzen wollten. Aber ganz Frankreich war des täglichen Blutvergießens überdrüssig; von allen Seiten erhoben sich Stimmen dagegen. Selbst unter den Mitgliedern des Bergs erklärten sich Viele für eine gemäßigte Regierung. Am 12. November 1794 wurde der Sitzungssaal des Jakobinerklubs geschlossen; die Girondisten wurden zurückgerufen, der Gottesdienst wieder erlaubt, Marats Leiche, welche man früher in dem Tempel des Ruhms beigesetzt hatte, in eine Cloake geworfen, und Carrier, der Peiniger der Bretagne, und viele andere Ungeheuer hingerichtet. Wohl

hatten auch Collot d'Herbois, Billaud Varennes und Barrère den Tod reichlich verdient; sie wurden aber nur nach Cayenne in Südamerika verbannt. Jener ist dort gestorben; der andere lebte bis 1819 auf Haiti als Zeitungsschreiber, und der Letzte erhielt späterhin die Erlaubniß zur Rückkehr; er starb erst 1830 in der Zurückgezogenheit. Ueberhaupt wurde die Todesstrafe nur noch selten vollzogen, und die meisten Unruhestifter deportirt. Zwar versuchten die noch lebenden Jakobiner noch einige Male durch einen Aufstand des Pöbels über die Gemäßigten den Sieg davon zu tragen; aber vergebens! Die Freunde der Ordnung unterdrückten jeden solchen Versuch.

In der Vendée war der Krieg bisher mit großer Erbitterung fortgeführt; aber auch hier beruhigten sich die Gemüther, seitdem die Mäßigung in Paris herrschte, und ihnen ein Frieden angeboten war. Indessen begann der Krieg bald aufs Neue, und führte eines der schauderhaftesten Ereignisse während der Revolution herbei. Oestreich nämlich hatte mit England die Verabredung getroffen, daß englische Schiffe 7000 französische Ausgewanderte nach der Bretagne übersetzen sollten; an diese wollten sich dann die Chouans — so nannte man die Königlich-Gesinnten in dieser Provinz — und die Vendéer anschließen, und durch diesen Haufen hoffte man ganz Frankreich für die Bourbons wieder zu erobern. Ein Graf Puisaye und der elende Graf von Artois, der gerade in Edinburg war, führten die Ausgewanderten an, und im Sommer 1795 landeten sie auf der Halbinsel Quiberon in der Bretagne. Aber sogleich war General Hoche mit einem republikanischen Heere da, sperrte sie auf der schmalen Landzunge ein, und griff sie an. Ein Theil der Unglücklichen sprang in die See, und schwamm zu den englischen Schiffen hinüber, die aber aus Furcht vor den französischen Kanonen bald das Weite suchten. Die Andern wurden immer näher und näher nach der Landspitze getrieben, und hatten nur die Wahl, vom Meere ertränkt, oder von den Kartätschen ihrer Landsleute zerschmettert zu werden. Endlich bot der edle Hoche ihnen Verzeihung an, wenn sie sich ergäben. Aber der schändliche Tallien und andere anwesende Conventsdeputirte drangen auf Hinrichtung der Gefangenen, und sie mußten eines grausamen Todes sterben *). Sie starben mit Fassung wie Männer; mehrere schenkten vorher den zerlumpten Republikanern, die sie erschießen sollten, ihre Röcke. Artois schiffte sich mit den Engländern wieder ein.

Die Gemäßtigten im Convente hatten sich indessen mit Verfertigung einer neuen Verfassung, der dritten seit 6 Jahren, beschäftigt, an welcher der schlaue

---

*) Daß Tallien nicht seinem Lohne entronnen seyn wird, ist leicht zu vermuthen. Er überlebte die Revolution, lebte aber arm und verachtet in Paris. Alle seine Schandthaten hatten ihm nicht einmal ein hinlängliches Auskommen gesichert. Entkräftet von Alter und Armuth lag er 1820 sterbend auf einem Dachstübchen. Einer seiner Freunde, der ihn in diesem Zustande verließ, begegnete unweit des Hauses einem vorüberreitenden Minister des Königs, redete ihn an, und bat für einen Sterbenden, der die größte Noth leide, um schleunige Hülfe. Wie erstaunte der Minister, als er auf sein Befragen erfuhr, daß der berüchtigte Tallien der Leidende sey. „Wie gerecht sind deine Wege, o Gott!" rief er gen Himmel blickend, eilte nach Hause, und schickte ihm sogleich Hülfe, damit er ruhig sterben könnte.

Abbé Sieyes den größten Antheil hatte. Ehe sie aber noch bekannt gemacht wurde, kam es noch einmal zum Blutvergießen in Paris. Die royalistisch-gesinnten Bürger waren unzufrieden, daß die Mitglieder des Convents sich auch in die neue Regierung eindrängen wollten, und da sie laut äußerten, sie würden das nicht zugeben, so bewaffnete der Convent den Pöbel von St. Antoine und St. Marceau, und übertrug dem Corsen Bonaparte, der zeither ohne Anstellung in Paris gelebt, weil er zu den Freunden Robespierres gehört hatte, den Oberbefehl. Dieser Mann ließ plötzlich (5. Oct. 1795 13. Vendemiaire) die Bürger, als diese gegen die Tuilerien anrückten, angreifen, und schmetterte durch Kartätschen 2000 Einwohner nieder. Nun mußte man sich wohl fügen. Am 26. October 1795 wurde der Nationalconvent nach einer dreijährigen Dauer geschlossen. Die neue Verfassung verordnete, daß ein Rath von 500 Männern das Recht haben sollte, Gesetze vorzuschlagen, ein Rath von 250 (der Rath der Alten) sollte sie prüfen, und entweder annehmen oder verwerfen, und fünf Directoren die ausübende Gewalt, d. i. die eigentliche Regierung haben. Von nun an wurde die Todesstrafe abgeschafft, und den Vendéern Frieden angeboten, so daß seit Anfange des Jahres 1796 in Frankreich selbst der Frieden wieder hergestellt war.

Nicht so war es mit dem auswärtigen Kriege, der noch einige Jahre fortwährte. Nach dem Siege der Franzosen bei Fleurüs 26. Jun. 1794 gingen diese schnell nach der holländischen Gränze zu, wo Engländer und Hannoveraner standen, sich aber ohne viele Gegenwehr zurückzogen. Pichegru, der vom gemeinen Soldaten bis zum General emporgestiegen war, ein Mann von herkulischem Körperbau und edeln Gesinnungen, erhielt vom Convente den Befehl, die Niederlande einzunehmen, was auch den Soldaten um so nöthiger schien, da es ihnen an Schuhen und ganzen Kleidern fehlte, die sie erst in und von Holland erhalten sollten. Aber eben als er einrücken wollte, brach der Winter ein, und die durch Oeffnung der Schleußen bewirkte Ueberschwemmung schien ihm den Einmarsch unmöglich zu machen. Da ließ ihm ein in Holland gefangen sitzender Franzose, der die Spinnen seines Gefängnisses genau beobachtet, und aus ihren Bewegungen das Wetter zu prophezeihen gelernt hatte, sagen: er solle nur die erste scharfe Kälte benutzen, und über das gefrorne Wasser eindringen; denn er wisse, daß der Frost anhalten werde. So war es auch. Es fror stark, und über die Eisdecke gelangte Pichegru fast ohne Widerstand nach Holland. Hier gab es eine Partei, die das Haus Oranien haßte, und sehnlichst auf die Franzosen gewartet hatte. Im Januar 1795 segelte der Erbstatthalter (Großvater des jetzigen Königs der Niederlande) nach England hinüber, und hat das Land nicht wiedergesehen. Unter dem Frohlocken der bethörten Einwohner zogen die Franzosen ein. „Wir bringen euch," sprachen diese mit ihren gewohnten Redensarten, „nicht Schrecken, sondern Vertrauen; wir geben euch die Freiheit wieder!" Aber wenigstens ließen sie sich die Gabe gut genug bezahlen, und es war so, wie mit dem Bruderkuß, den sie zwei Jahre vorher den Belgiern gebracht hatten, ja noch ärger. Denn die guten Holländer mußten zuvörderst die abgerissenen Soldaten ganz neu kleiden, dann ein Bündniß mit Frankreich schließen, ferner wurde ihr Land unter französische Verwal-

tung gesetzt, und zuletzt ihnen eine Contribution von 100 Mill. Gulden aufgelegt. Nun erst sahen sie zu ihrem Schrecken ein, wie mild dagegen die Regierung ihres mit Unrecht gehaßten Statthalters gewesen sey.

Unter den Fürsten, die zur ersten Coalition gehörten, trat zuerst der Großherzog von Toskana (15. Februar 1795), dann Preußen zurück. Letzteres schloß mit Frankreich (5. April) 1795 einen Frieden in Basel, der auch auf das ganze nördliche Deutschland ausgedehnt wurde, womit aber freilich das übrige Europa sehr unzufrieden war. Gleich darauf folgten der Landgraf von Hessen-Cassel (18. April) und Spanien (22. Jul.); denn auch die Spanier hatten gegen die Franzosen an den Pyrenäen ohne Erfolg gefochten. Die Oestreicher unter Clairfait waren in diesem Jahre von Jourdan und Pichegru bis an den Rhein zurückgedrängt, als Clairfait plötzlich sich wieder wandte, und die Franzosen über die Gränzen zurückwarf.

Im Jahre 1796 erhielt den Oberbefehl der ältere Bruder des Kaisers, der erst 24jährige Erzherzog Karl, der sich nachmals als einen der ersten Feldherren unserer Zeit bewiesen hat. Der Anfang zwar sprach nicht für ihn. Jourdan drang nördlicher, Moreau, der an Pichegru's Stelle getreten war, südlicher über den Rhein. Beide waren auf dem Wege nach Wien, und die schwäbischen und fränkischen Reichsstände mußten schwere Contributionen zahlen. Aber je weiter sich die Oestreicher zurückzogen, desto stärker wurden sie, weil sie sich ihren Hülfsquellen näherten, und Erzherzog Karl verlor nicht den Muth. Zuerst warf er sich auf Jourdans Heer, und schlug es zurück, und während die Flüchtigen vom aufgebrachten Landvolke vollends bis nach dem Rhein zurückgejagt wurden, wandte er sich schnell gegen Moreau, der bis Ingolstadt an der Donau schon vorgedrungen war, und nun eiligst sich nach dem Rheine zurückziehen mußte. Dieser Rückzug, von einem feindlichen Heere verfolgt, und mitten durch ein aufgebrachtes Land, ist mit Recht von allen Kriegsverständigen als ein Meisterstück bewundert worden.

So großen Ruhm durch diesen Feldzug auch Erzherzog Karl erwarb, so überstrahlte ihn doch noch bei Weitem der Glanz der Siege, die ein junger französischer Held in Italien erfocht. Napoleon Bonaparte, 1768 in Ajaccio (sprich Ajatscho) auf Corsica geboren, ist schon zwei Mal, nicht bei den rühmlichsten Gelegenheiten, erwähnt worden. Barras, einer der fünf Directoren, hatte ihm den Oberbefehl über das italienische Heer verschafft, welches an Allem Mangel litt, und daher in tiefe Muthlosigkeit versunken war. Aber Keiner verstand so wie er die Kunst, das Selbstvertrauen des Soldaten zu wecken, und ihm Muth und Ruhmliebe einzuflößen. „Es fehlt euch," sprach er, als er sie musterte, „an Allem; aber dringt nach Mailand vor, und ihr habt Alles." Er war erst 28 Jahre alt und ohne Erfahrung; ihm gegenüber stand der erfahrne Beaulieu, der mehr als 80 Jahre zählte. Nun rückte jener vor, und überwand die Oestreicher, wo er sie fand, Schlag auf Schlag. Der erschrockene König von Sardinien (Victor Amadeus) bat um Waffenstillstand, und erhielt ihn nur für schwere Opfer; ebenso der Herzog von Parma, der sogar — das erste Beispiel der Art — außer vielem Gelde und großen Lieferungen seine schönsten Gemälde dem Sieger überlassen mußte. Bei Lodi hatten die Oestreicher

die lange, über den Fluß Adda führende steinerne Brücke besetzt, und 30 schwere Kanonen darauf gerichtet, um die sogleich zu zerschmettern, die es wagen würden, sie zu betreten. Dennoch ließ Bonaparte 4000 Grenadiere vorrücken; die Kugeln rissen sie reihenweise nieder, und schon schwankten sie und wollten umkehren, da setzten sich Berthier und Massena an ihre Spitze, erstürmten die Brücke, und entschieden das Treffen. Nun eilte auch der Herzog von Modena einen Waffenstillstand abzuschließen; ihm folgten in der Unterwerfung der Papst und der König von Neapel; überall legte Bonaparte ungeheure Contributionen auf, und alle italienische Fürsten mußten außerdem ihre schönsten Kunstwerke und seltensten Manuscripte überliefern. Unaufhaltsam drang er bis Mantua vor. Diese Festung, auf einer Insel in einem vom Mincio gebildeten See gelegen, hielt seine Fortschritte fürs Erste auf, und Kaiser Franz sandte den alten Wurmser, sie zu entsetzen. Dieser setzte Alles daran, sie zu behaupten, und erst, nachdem mehrere Treffen vor ihren Thoren geliefert worden waren, ergab sie sich im Februar 1797.

Nach Mantua's Eroberung nahm Bonaparte, die Oestreicher vor sich hertreibend, Venedig weg, und machte dieser einst so reichen und mächtigen Republik ein schnelles Ende. Dann wandte er sich nordwärts, um in Oestreich einzudringen. Franz, dadurch bestürzt gemacht, rief eiligst den Erzherzog Karl herbei, und stellte ihn an die Spitze des Heers. Aber dies war muthlos und schwach, und Karl hielt es nicht für rathsam, sich in eine Schlacht einzulassen. Während er sich nun zurückzog, und Bonaparte ihm rasch nachdrängte, näherte sich der Kriegsschauplatz Wien immer mehr und mehr. Die nahende Gefahr regte die ganze Vaterlandsliebe auf, welche die Oestreicher so besonders auszeichnet; in Wien bewaffnete sich jeder Waffenfähige, die Nation stand in Masse auf, die tapfern Ungern, die treuen Tyroler zogen herbei, und Bonaparte, in dessen Rücken sich die Venetianer empört hatten, sah sich zu seinem Schrecken von allen Seiten eingeschlossen, allerdings eine sehr mißliche Lage. Aber er war nicht der Mann, der sich durch Gefahr irre machen ließ; zwar bot er Frieden an, aber nur, wie er sagte, „um dem Blutvergießen Einhalt zu thun," und nahm dabei eine so stolze Miene an, als ob es nur auf seinen Wink ankomme, Oestreich in den Staub zu treten. Dies machte auf den Kaiser Eindruck, so sehr auch Karl vom Frieden abrieth. Nachdem die gegenseitigen Gesandten vorläufig sich in Leoben über den Frieden besprochen hatten, wurde der Frieden in Campo Formio, einem Schlosse bei Udine im Venetianischen, am 17. October 1797 abgeschlossen.

In diesem Frieden gab Oestreich seine belgischen Provinzen und seine Besitzungen in Italien auf, und erhielt dafür die ehemalige Republik Venedig und Dalmatien. Das deutsche Reich überließ Kaiser Franz sich selbst, und machte nur aus, daß über einen Frieden zwischen Frankreich und den deutschen Fürsten in Rastadt unterhandelt werden sollte. Insgeheim aber überließ er alle deutsche Provinzen auf dem linken Rheinufer an Frankreich, welches ihm dafür ein Stück von Baiern zusicherte. Und die Fürsten, die bei jener Abtretung verloren, welche Entschädigung sollten sie erhalten? — Daß Frankreich sie nicht entschädigen würde, ließ sich erwarten; dagegen wurden sie auf Deutschland selbst an-

gewiesen; die geistlichen Fürsten nämlich sollten ihre Länder hergeben. So hat es Frankreich seitdem immer gehalten; ungescheut nahm es dem Schwächern weg, was ihm beliebte, ohne über dies schändliche Raubsystem zu erröthen. Gewiß hat sich die Rechtlichkeit des guten Franz lange gesträubt, ehe er diese geheimen Bedingungen des Friedens unterzeichnete.

Die Blutgier des Wohlfahrtsausschusses schwang zwar nicht mehr über Frankreich die eiserne Ruthe, aber glücklich fühlte es sich unter der Directorialregierung auch nicht. Die Directoren waren rohe, übermüthige, eigenmächtige und eigennützige Männer, unter denen hundertmal mehr Mißbräuche vorkamen, als unter dem guten und milden Ludwig. Dabei waren sie meist ohne ausgezeichnete Talente, und genossen also nicht einmal das Vertrauen des Volks. Von Freiheit, Gleichheit und republikanischer Einfachheit waren nur die Namen noch vorhanden, und Schwelgerei und Ueppigkeit an ihre Stelle getreten, nur mit dem Unterschiede, daß der Reichthum jetzt in die Hände gemeiner Menschen gekommen war, welche die allgemeine Verwirrung benutzt hatten, ihren Beutel zu füllen. Leute, die sonst kümmerlich lebten, und für die Vornehmen arbeiten mußten, wohnten jetzt in Palästen, blähten sich auf seidenen Polstern, und fuhren in prächtigen Carossen.

Jene schlechte Regierung war aber nicht das größte Unglück, welches Frankreich damals traf. Ein weit größeres war der allgemeine Staatsbankerot. Es ist oben gesagt worden, daß die ehemaligen Machthaber eine ungeheure Summe von Assignaten hatten verfertigen lassen, um ihre Ausgaben zu bestreiten. So lange Robespierre und Consorten regierten, mußte Jeder die Assignaten für einen bestimmten Werth nehmen; sonst wurde er zur Guillotine geführt. Jetzt aber fiel das Schreckmittel weg, und sogleich verloren sie so viel von ihrem Werthe, daß sie fast nichts mehr galten, und man für einen Louisd'or Metallgeld einige Tausend Franken in Assignaten erhalten konnte. Woher nun Geld nehmen? Zwar ließen die Directoren ein neues Papiergeld anfertigen, aber dies wollten die Leute eben so wenig annehmen, und schon wußten jene nicht was sie anfangen sollten, als glücklicher Weise — Bonaparte half. Die andern Heerführer hatten, wie schon erzählt, den Deutschen, er aber ganz besonders den Italienern so starke Contributionen aufgelegt, daß von diesen Summen allein die Regierungsausgaben in Frankreich bestritten werden konnten, und so hat er es nachher immer gehalten: was Frankreich gebrauchte, mußte das Ausland liefern. Dadurch wurde nun freilich der Regierung geholfen, aber nicht den armen Unterthanen. Wer sein Vermögen aus der Revolution noch gerettet hatte, besonders eine Menge von Waisen, sah sich plötzlich durch das Fallen der Assignaten an den Bettelstab gebracht. Ihr baares Geld hatten sie hergeben müssen, und hatten dafür Papier bekommen, welches nichts mehr galt. Allerdings ein großes — großes Unglück! Wie tief griff das nicht in das Glück der Familien ein!

Was die Directoren noch verhaßter machte, war, daß sie am 4. September 1797 plötzlich eine Menge, meist recht geachteter Männer, die ihren herrschsüchtigen Planen im Wege waren, und sich nicht undeutlich hatten merken lassen, daß sie eine Rückkehr der Ausgewanderten und eine Herstellung des Königthums

wünschten, gefangen nehmen ließen, und nach den ungesunden Sümpfen von Cayenne deportirten. Darunter war selbst einer der Directoren (Barthelemy; der andere, Carnot, war entflohen), auch der wackre Pichegru, der aber nachher aus Cayenne entkam, nach England ging, und späterhin noch einmal, wie unten erzählt werden wird, in Frankreich auftrat. Das Volk sah dem Allen gleichgültig zu; denn es war der ewigen Unruhen so überdrüssig, daß es sich jetzt Alles gefallen ließ.

So elend nun auch die französische Verfassung war, so wollten doch seine Machthaber dieselbe auch andern Nationen aufdringen. Holland war das erste Land, welches damit beglückt wurde, und den Namen der batavischen Republik annehmen mußte. Die ehemaligen östreichischen Besitzungen in Italien, wozu noch die Länder einiger kleinen Fürsten Oberitaliens geschlagen wurden, erhielten unter dem Namen der cisalpinischen Republik die französische Verfassung, und selbst die kleine Republik Genua wurde umgeformt, und die ligurische Republik genannt.

Während dieser mannigfachen Veränderungen fiel in Preußen ein Regentenwechsel vor. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797; sein Sohn, Friedrich Wilhelm III., bestieg den Thron, und verrieth gleich durch seine ersten Maßregeln seinen ernsten und festen Willen, sein Volk recht glücklich zu machen. Noch oft werden wir bei der Geschichte der folgenden Jahre auf diesen rechtlichgesinnten König zurückkommen.

111. Zweite Coalition. — Bonaparte in Aegypten und Syrien.

(Friedenscongreß in Rastadt. Wegführung des P. Pius VI. Römische Republik Dec. 1797. Einfall der Franzosen in die Schweiz Jan. 1798. Helvetische Republik. Expedition gegen Aegypten 20. Mai 1798. Schlacht bei den Pyramiden 21. Jul. 1798. Seeschlacht bei Abukir 1. Aug. 1798. Aufstand in Cairo 22. 23. Oct. 1798. Bonaparte's Zug nach Syrien Febr. 1799. Belagerung von Akre. — Zweite Coalition 1798. Eroberung Neapels durch Championet Nov. 1798. Parthenopeische Republik. Paul I. Kaiser von Rußland 1796—1801. Feldzug von 1799. Erzherzog Karl. Gesandtenmord 28. April 1799. Schlacht bei Novi 15. Aug. 1799. Papst Pius VII. Aufstand der Neapolitaner unter Ruffo. Feldzug der Russen in der Schweiz. Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich 8 Oct. 1799. Der 1. Brumaire. Sturz der Directorial-Verfassung 10. Nov. Bonaparte erster Consul.)

Es war nun verabredetermaßen ein Friedenscongreß in Rastadt zusammengekommen, und während desselben nahmen die Franzosen ohne Weiteres das ganze linke Rheinufer in Besitz. Dies hatte nun zwar freilich Oestreich im Frieden von Campo Formio erlaubt; aber bald zeigte Frankreich, daß es dabei nicht stehen bleiben wollte. Die nächste Gewaltthätigkeit war die Mißhandlung des Papstes, Pius VI. In Rom waren nämlich Viele, die von den französischen Freiheitsträumereien angesteckt waren. Diese wurden von den Franzosen heimlich noch mehr aufgemuntert. Eines Tages — es war am 28. December 1797 — entstand in der Nähe der Wohnung des französischen Gesandten, Joseph Bonaparte, ein Volksauflauf. Die päpstliche Wache eilte herbei, den Pöbel zu zerstreuen, und dabei wurde ein französischer General (Duphot),

der sich des Pöbels gegen die Wache thätlich annahm, von dieser erschossen. Der Gesandte ergriff schnell dies als einen Vorwand, den Papst als Feind zu behandeln, und reiste sogleich aus Rom ab. Darauf rückte ein französisches Heer unter Berthier in Rom ein, rief eine römische Republik aus, und machte es, wie es die Franzosen überall machten: er bemächtigte sich nicht nur alles Eigenthums des Papstes, sondern ließ auch die besten Kunstschätze nach Paris abführen, und legte der Stadt und dem Lande eine ungeheure Kriegssteuer auf. Der alte Papst mußte seine Regierung niederlegen, und wurde nach Valence, einer Stadt im südlichen Frankreich, abgeführt, wo er das Jahr darauf vor Alter und Kummer starb. Schon über dies Benehmen war Oestreich aufgebracht; bald bekam es noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit.

In der Schweiz, wo seit Kaiser Albrechts I. Zeiten die Liebe zur Freiheit nicht erstorben war, hatten — das konnte nicht fehlen — die Vorgänge in Frankreich die Gemüther vielfach bewegt. In mehreren Kantonen (es waren deren dreizehn) regierten blos einige wenige Familien, in andern dagegen gehörten alle Familienväter zur Landesgemeinde. Jenes war so viele Jahrhunderte getragen, aber jetzt schien es den ausgeschlossenen Familien mit einem Male unerträglich. Ferner hatte jeder Kanton sogenannte Unterthanen, die nicht in die Regierung mitzusprechen hatten, aber sehr mild regiert wurden. Aeußerlich bot auf diese Weise die Schweiz den Anblick eines ruhigen, glücklichen Landes dar. Aber die Ideen von Freiheit und Gleichheit klangen so süß, und die Unzufriedenheit wurde von den Unruhestiftern in Frankreich so geschickt aufgeregt, daß Jeder Antheil an der Regierung verlangte. Am besten wäre nun unter diesen Umständen wohl gewesen, daß die in der Schweiz Regierenden dem Wunsche des Volks nachgegeben hätten; aber dazu konnten sie sich nicht entschließen, weil dem Menschen nichts so schwer fällt, als der erlangten Gewalt, sie sey nun rechtmäßig oder nicht, zu entsagen. Kaum merkten die französischen Directoren die Gährung in der Schweiz, als sie sich auch sogleich heimlich, dann öffentlich hineinmischten. Sie munterten die Unzufriedenen auf, versprachen Unterstützung, und zuletzt verlangten sie geradezu, die Kantone, namentlich Bern, sollten ihre Unterthanen frei geben, und alle Kantone sollten zusammengeschmolzen werden, und also eine einzige, ungetheilte Republik bilden. Da nun die Schweizer von den Franzosen, die ihnen nichts zu gebieten hatten, keine Vorschriften annehmen wollten, und sich zur Gegenwehr rüsteten, so rückte zu Anfange des Jahres 1798 ein französisches Heer in der Schweiz ein. Wären die Schweizer jetzt nur recht einig gewesen! Ihre Berge sind ihnen ein treffliches Bollwerk, und die Tage von Morgarten, Sempach, Näfels, Granson, Murten und Nancy hatten gezeigt, was das brave Volk vermöge. Aber Viele hielten es aus heilloser Verblendung mit den Franzosen, und selbst die Gutdenkenden waren verschiedener Meinung. Gleich in den ersten Gefechten wurden die Schweizer geschlagen und zerstreut, und nun verfuhren die Sieger in Bern wie überall mit Raub und Plünderung. Sie plünderten aber nicht wie wilde Horden, die zwar, was sie finden, mitnehmen, dann aber bald weiter ziehen; nach solchen Plünderungen erholt sich jedes Land bald wieder. Nein, sie verstanden es, dem Lande das Mark durch wiederholte, und immer wieder erneuerte Forde-

rungen so auszusaugen, daß es sich in langer Zeit nicht wieder heben konnte. So auch hier. Noch waren aber die kleinen Kantone, die im hohen Gebirge liegen, unbezwungen, und wollten von keiner Unterwerfung wissen. Auch zeigten sie den alten Muth, nicht aber Einmüthigkeit im Wirken, und wurden darum besiegt. Sie unterwarfen sich, und ließen sich die neue Verfassung gefallen. So gab es nun also eine einzige, ungetheilte helvetische Republik, bestehend aus 18 Kantonen, dem Namen nach frei, der That nach aber ganz in den Händen Frankreichs.

Alle diese Gewaltthaten der Franzosen erbitterten die europäischen Fürsten. England hatte überdies noch keinen Frieden mit Frankreich geschlossen, und indessen nicht nur überall zur See die französischen Schiffe, sondern auch die französischen Colonien in West- und Ostindien weggenommen. Jetzt suchte es die andern Fürsten Europa's zu einer neuen Coalition gegen das übermüthige und treulose Frankreich zu bewegen. Kein Wunder, daß dies gegen England äußerst aufgebracht war, und darauf dachte, ihm anderwärts zu thun zu geben. Anfangs wollten die Directoren ein Heer in England landen lassen, und darum ließen sie an der ganzen Nord- und Westküste aufs Thätigste Schiffe bauen, und ein Heer sammelte sich bereits an den Küsten des Canals. Aber bald gab man den Plan wegen der vielen Schwierigkeiten auf, und ersann einen andern.

Die Macht und Größe Englands beruht besonders auf seinem Handel und seinen Colonien, vorzüglich in Ostindien. Wie wenn es Frankreich gelänge, ihm seine ostindischen Besitzungen zu entreißen, und den Handel mit den asiatischen Waaren ihm aus den Händen zu winden? Das Letztere konnte nur dann geschehen, wenn der seit der Entdeckung des Caps in Vergessenheit gekommene Weg nach Ostindien über Aegypten wieder geöffnet, und dies wieder nur dann, wenn Aegypten aus den Händen der Türkei wieder befreit würde. In größter Stille wurde nun, während Aller Augen auf die Anstalten zur Landung an der englischen Küste gerichtet waren, eine Expedition gegen Aegypten vorbereitet. Es sammelte sich im Hafen von Toulon eine Anzahl trefflich ausgerüsteter Schiffe, die 36,000 Mann Kerntruppen unter Bonaparte's Oberbefehl einnehmen sollten, und damit der Plan desto besser gelänge, wollte man die Engländer zugleich in Ostindien beschäftigen. Hier hatten diese nämlich während einer Reihe von Jahren ein großes Reich gegründet, vorzüglich nachdem sie den König von Mysore (sprich Meißur), Tippo Saib, 1792 bezwungen, und ihm sein halbes Reich genommen hatten. Die Franzosen, die recht gut wußten, daß die Eingebornen nur ungern die englische Herrschaft trügen, schickten Unterhändler an Tippo Saib, und ließen ihn auffordern, den Engländern ins Land zu fallen. Er rüstete sich zwar auch, aber die aufmerksamen Engländer kamen ihm zuvor, griffen ihn an, ehe seine Rüstungen vollendet waren, und belagerten ihn in seiner Hauptstadt Seringapatam. Mit Verzweiflung vertheidigte sich hier der tapfere Mann. Als aber am 4. Mai 1799 die Engländer die Stadt erstürmten, wurde er erschlagen, und seine Familie gefangen gesetzt.

Ehe dies geschah, waren die Vorbereitungen in Toulon beendet, und Bonaparte segelte am 20. Mai 1798 aus diesem Hafen. Außer dem Heere hatte

er noch eine Anzahl Künstler und Gelehrte mitgenommen, welche die Alterthümer Aegyptens untersuchen und abbilden sollten.*) Bei Sardinien vereinigten sich einige anderwärts ausgerüstete Flotten mit der seinigen, und rasch steuerte er nun auf Malta los. Es war ein majestätischer Anblick! Vierhundert größere und kleinere Seeschiffe, deren Segel vom günstigsten Wind geschwellt wurden, glitten pfeilschnell dahin, und stellten das Bild einer großen, schwimmenden Stadt dar. Die Soldaten waren frohen Muthes, voll hoher Erwartung, und sahen sehnsuchtsvoll der Landung entgegen; am Siege zweifelte Keiner. So kamen sie auf die Höhe von Malta. Noch waren die Malteserritter Besitzer der Insel, aber nur wenige derselben wohnten hier. Bonaparte verlangte die Uebergabe, und während er den Muthlosen drohte, gewann er die Muthvolleren durch Bestechung, so daß sich ihm die so feste Felseninsel schon nach vier Tagen ergab (12. Juni).

Die Abfahrt Bonaparte's aus Toulon setzte ganz Europa in Erstaunen. Der englische Admiral Nelson hatte bisher Toulon beobachtet, und war gerade, als die Flotte auslief, durch einen Sturm genöthigt gewesen, sich zu entfernen. Nun kehrte er eilends zurück, aber — die Flotte war schon fort. Er vermuthete gleich, daß sie nach Aegypten gesegelt sey, und folgte ihr dahin nach, verfehlte sie aber, und kam eher dahin als sie. Endlich als Bonaparte die Küste von Aegypten erreichte, war Nelson zwei Tage vorher abgesegelt, um ihn in den türkischen Gewässern aufzusuchen. Unverzüglich landete Bonaparte, ohne Widerstand der Einwohner, und eroberte Alexandrien mit Sturm. Aegypten wurde damals von einem Paschah regiert, der unter der Oberhoheit des Sultans stand, aber von den Mameluken-Beys eigentlich beherrscht wurde. Vor Allem lag dem französischen Obergeneral daran, mit den Türken Frieden zu behalten, und das Volk zu beruhigen; deswegen gab er sich das Ansehen, als sey der Angriff nur gegen die Mameluken gerichtet, um das Land von ihrer Tyrannei zu befreien. Er befahl daher seinen Soldaten, sich gut gegen die Einwohner zu betragen, und versicherte dem Volke, daß die Franzosen auch wahre Muselmänner wären. „Haben wir nicht," sagte er, „den Papst vernichtet, der da wollte, daß man ewigen Krieg mit den Muselmännern führen müßte?" Die Mameluken-Beys, Murad und Ibrahim, zogen ihre Truppen bei Cairo zusammen; dahin brach Bonaparte auf. In der Wüste dahin verschmachteten viele Franzosen; unaufhörlich wurde das Heer von jenen gewandten Reitern umschwärmt, und jeder einzeln Ziehende wurde sogleich niedergestochen. Endlich trafen die Franzosen nahe bei den Pyramiden auf die Mameluken. „Franzosen!" rief Bonaparte, um sie anzufeuern, „vergeßt nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen!"**) Er lieferte ihnen ein Gefecht bei Embabe, die Schlacht bei den Pyramiden genannt (21. Jul.); die Mameluken flohen, und Cairo öffnete am 22. Jul. 1798 seine Thore, wo Alles sogleich auf französischen Fuß eingerichtet wurde. Aber bald schreckte ihn eine

---

*) Ihnen verdanken wir ein kostbares und herrliches Kupferwerk über die ägyptischen Denkmäler, welches Bonaparte auf öffentliche Kosten hat anfertigen lassen.

**) Siehe Titelkupfer und erläuternde Skizze.



Gros pinx. G. A. Hennig del.

Bonaparte vor der Schlacht bei den Pyramiden.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt.

Trauerpost auf: die französische Flotte war bei Abukir, wo sie vor Anker gegangen war, am 1. August durch Nelson vernichtet worden. Nachdem Nelson nämlich dieselbe vergebens gesucht hatte, erfuhr er in Sicilien, daß sie wirklich nach Aegypten gesegelt sey. Geschwind fuhr er ihr nach, und kaum hatte er sie erblickt, so griff er sie an. Eben bereitete sich Admiral Brueys, ein großes Gastmahl mit seinen Offizieren zu halten, als die Engländer signalisirt wurden. Mit großer Kühnheit segelte Nelson zwischen das Gestade und die französischen Schiffe, und griff diese von zwei Seiten an. Fürchterlich brüllten die Kanonen; eine Stückkugel riß endlich den schon schwer verwundeten Brueys nieder. Als aber die Nacht einbrach, entstand auf dem französischen Admiralschiff Feuer. Schnell griff es um sich, und bald stand das ganze ungeheure Gebäude in hellen Flammen, welche die Nacht zum Tage machten. Wer sich retten konnte, warf sich in die Boote, oder suchte schwimmend das Ufer zu erreichen. Endlich erreichte das Feuer die Pulverkammer, und mit einem Alles betäubenden Krachen flog das Schiff sammt 120 Kanonen und mehr als 500 Menschen in die Luft. Mehrere Minuten schwieg der Kanonendonner, und selbst die englischen Schiffe zogen sich vor Entsetzen zurück; dann aber begann die Schlacht mit neuer Kraft, und zuletzt entkamen nur vier französische Schiffe; alle übrige waren genommen oder zerstört.

Bonaparte erkannte die Gefahr seiner Lage; nun war er von Frankreich abgeschnitten, und jeder Zufuhr beraubt. Noch schlimmer war, daß der Sultan (Selim III.) den Franzosen den Krieg erklärte, und sich rüstete, ein Heer nach Aegypten zu schicken. Dennoch verlor jener die Fassung nicht; er zeigte den murrenden Soldaten stets ein freundliches Gesicht, und trug willig jede Beschwerde mit ihnen; nur so konnte er den Unmuth des Heeres unterdrücken. Unter- und Mittelägypten waren schnell erobert worden; dann schickte er den General Desaix nach Oberägypten, und auch dies wurde nach einem Siege über Murad-Bey unterworfen; aber nur da, wo ein Heer stand, waren die Franzosen Herren des Landes, und nur in Begleitung von Soldaten konnten die Gelehrten ihre Beobachtungen anstellen. Dabei war eine drückende Hitze; in dem Thale der Königsgräber bei Theben erstickten einige Offiziere an der entsetzlichen Schwüle, und der feine Sand der Wüsten verursachte eine gefährliche Augenkrankheit, an welcher Viele erblindeten. Als nun endlich unter dem Volke bekannt wurde, daß der Sultan den Krieg erklärt habe, und die Franzosen verlangten, daß jeder Einwohner eine dreifarbige Cocarde an seinen Turban stecken sollte, brach in Cairo (22. und 23. Octbr. 1798) ein fürchterlicher Aufstand aus, bei welchem viele Franzosen von den erbitterten Einwohnern ermordet wurden. Schnell eilte Bonaparte herbei, und erst nach zwei Tagen gelang es ihm, die Empörung durch Waffengewalt nach einem fürchterlichen Gemetzel zu unterdrücken. Indessen erfuhr er, daß die Pforte den alten, aber kraftvollen und grausamen Achmet Dghezzar, Pascha von Akre, auch zum Pascha von Syrien und Aegypten ernannt habe, und daß dieser sich rüste, mit einem Heere über Suez einen Einfall zu machen. Schnell war sein Entschluß gefaßt, nach Syrien zu gehen, und ihm zuvorzukommen. Er ließ die nöthigsten Besatzungen zurück, und wandte sich mit dem Ueberreste nach Syrien.

Im Februar 1799 brach er dahin auf. Jaffa in Palästina wurde mit Sturm genommen, und schrecklich verwüstet. Außer den hier gefangen genommenen Muselmännern führte er noch einige Tausend, die er in einer andern Festung (el Arisch) gefangen hatte, bei sich. Es waren ihrer zusammen 4000. Er hatte ihnen zwar freien Abzug versprochen; aber er besorgte, sie möchten dann wieder gegen ihn dienen, und sie mit sich durch die Wüste zu führen, schien ihm wegen Mangel an Lebensmitteln gefährlich. Daher befahl er, sie sämmtlich niederzumetzeln. Vergebens machte ihm General Kleber Vorstellungen: er werde durch diese empörende Grausamkeit das ganze Land gegen sich aufbringen. Er ließ die Unglücklichen an das Ufer des Meeres führen, in einzelne Haufen aufstellen; dann winkte er, und nun wurden sie theils erschossen, theils mit dem Bajonett niedergestochen. Aber die Strafe folgte der Greuelthat auf dem Fuße nach. Die Nachricht davon durchflog das Land, und versetzte die Einwohner in eine gränzenlose Wuth. Zugleich brach die Pest im französischen Lager aus, und raffte die Soldaten zu Hunderten weg. Bonaparte schickte zwei Abgesandte nach einander an Dghezzar Pascha, und ließ ihm seine Gnade anbieten, wenn er sich unterwürfe. Der Alte aber gab ihm keine Antwort, und ließ die Boten in das Meer werfen. Nun wurde Akre (oder St. Jean d'Acre) bestürmt, aber hier scheiterte sein Glück zum ersten Male. So fest wie Dghezzars Sinn waren auch die Mauern der Stadt; zudem war der englische Admiral Sidney Smith herbeigeeilt, und that den Franzosen mit seinen Schiffen unendlichen Schaden. Feindliche Schaaren zogen über das Gebirge hernieder, um sie von allen Seiten einzuschließen, und endlich, nach acht vergeblichen Stürmen, gab er den Befehl, die Belagerung aufzuheben, und den Rückmarsch nach Aegypten anzutreten. Aber das Geschütz konnte man aus Mangel an Pferden nicht fortschaffen; es wurde daher ins Meer geworfen. Unverzeihlich war die Fühllosigkeit, mit welcher er die Kranken aufopferte. Da er sie nicht mitnehmen konnte, weil es an Wagen und an Arznei fehlte, er auch zu stolz war, um sie der Großmuth der Feinde zu überlassen, so befahl er, sie zu vergiften. Entschieden weigerte sich dessen der Oberarzt; aber ein weniger gewissenhafter Apotheker unterzog sich dem unmenschlichen Befehle, und reichte ihnen das Gift. Auch auf dem Rückzuge verfuhr Bonaparte mit grausamer Schonungslosigkeit, und verwüstete jeden Ort. Mit kaum der Hälfte seiner Truppen langte er endlich im Juni 1799 in Cairo wieder an.

Ehe wir sehen, welches das Schicksal des ägyptischen Heeres war, müssen wir erzählen, was indessen in Europa geschehen war. Die vielen Gewaltthaten des Directoriums hatten längst Oestreich und die andern Fürsten Europas gegen Frankreich aufgebracht; aber die Furcht hielt sie zurück, einen neuen Krieg anzufangen. Kaum war jedoch der gefürchtete Bonaparte mit dem Kern des Heeres entfernt, als der Krieg unverzüglich beschlossen wurde. Zuerst brach der König von Neapel, Ferdinand (1759—1814), los; denn hier war die größte Erbitterung gegen Frankreich. Ferdinand selbst zwar bekümmerte sich mehr um Hirschjagden und Fischfang als um die Welthändel, aber die Königin Caroline, eine Schwester der hingeopferten Maria Antoinette, war eine wüthende Franzosenfeindin. Im November 1798 rückte das neapolitanische Heer vor, nahm

Rom ein, und wurde hier vom Volke mit Frohlocken empfangen. Aber die Freude war bald aus. Die Franzosen unter General Championet sammelten sich schnell, warfen die Neapolitaner zurück, und — Ferdinand und Caroline hielten sich nun nicht einmal mehr in Neapel sicher; sie schifften sich eiligst nach Sicilien ein. Der Statthalter (Prinz Moliterno), den sie zurückgelassen hatten, sah sich genöthigt, die Sieger um einen Waffenstillstand zu bitten. Dieser wurde zwar auch gegen eine schwere Kriegscontribution bewilligt; aber nun erregten die Lazzaroni einen wilden Aufruhr, verjagten den Statthalter, plünderten und raubten, und die rechtlichen Einwohner mußten daher froh seyn, als nur die Franzosen, stürmend und mit den Lazzaroni fechtend (22. und 23. Jan. 1799), in die Stadt einzogen, und dem Tumult nach vielem Blutvergießen ein Ende machten. Das Königthum wurde nun auch hier abgeschafft, und eine parthenopeische Republik eingeführt.*)

Weit ungerechter behandelte das Directorium den König von Sardinien (Carl Emanuel). Ob sich dieser gleich in alle Launen der Franzosen gefügt hatte, so gaben sie ihm doch Schuld, daß er insgeheim mit Neapel einverstanden gewesen sey. Er mußte sein ganzes Gebiet auf dem festen Lande an Frankreich überlassen, und nach Sardinien auswandern, eine empörende Gewaltthat! Auch dem Großherzoge von Toskana (Ferdinand) wurde der Krieg erklärt, und das Land weggenommen. Ganz Italien war nun in den Händen der Franzosen.

Indessen hatten Oestreich und Rußland ihre Rüstungen vollendet. In Rußland war Katharina II. 1796 gestorben, und ihr Sohn, Paul (1796—1801), war ihr gefolgt. Ein sonderbarer Mann! Als ein wüthender Feind der französischen Revolution, war ihm zugleich jede Freiheit verhaßt. Er meinte, nur dann könnte die Welt bestehen, wenn die Unterthanen in tiefster Unterwürfigkeit sclavisch die Befehle ihres Herrschers vollzögen. Dabei war er voll Launen, widerrief heute das, was er gestern gewollt, und hatte oft die wunderlichsten Einfälle. Von seiner Würde als Kaiser hatte er die übertriebensten Begriffe. Alle z. B., welche ihm begegneten, mußten niederfallen, selbst die, welche in einem Wagen oder zu Pferde saßen. Wer vor seinem Palaste vorbeiging, mußte den Hut abziehen, und selbst dem kaiserlichen Wappen mußten Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Da er wußte, daß die republikanischen Franzosen alles Steife aus der Kleidung verbannt hatten, so glaubte er, schon in einer einfachen Kleidung stecke Jakobinismus, und verbot streng, daß in Rußland Keiner einen runden Hut, kurz abgeschnittene Haare, Schuhbänder oder einen französischen Frack trüge. Auch wurden die meisten ausländischen Bücher verboten, und Alle streng bestraft, die nach seiner Meinung zu frei gesprochen hatten. Er ließ sich von den in Rußland wohnenden Maltesern zum Großmeister des Ordens ernennen, nahm den Grafen von Provence, der sich seit des Dauphins Tode Ludwig XVIII. nannte, und bisher in Blankenburg am Harze gewohnt hatte, in Mietau auf, schloß mit den Türken, Engländern und Oestreichern ein Bündniß, und rüstete sich zum Kriege gegen Frankreich. Die Seele

---

*) Der älteste Name Neapels war nämlich Parthenope gewesen.

dieses großen Bündnisses, an welches sich auch Portugal und Sicilien anschlossen, war England, und besonders dessen erster Minister, der jüngere Pitt. Nur Preußens friedliebender König weigerte sich entschieden, dazu zu treten.

Im Januar 1799 traf ein russisches Heer unter Suwarow in Mähren ein, und Erzherzog Karl stellte sich an die Spitze der östreichischen Truppen. Das Directorium erfuhr dies kaum, als es verlangte, die deutschen Fürsten sollten sogleich die Russen aus Deutschland entfernen; sonst drohte es mit einem Kriege. Dasselbe forderte es vom Kaiser Franz, und da keine Antwort darauf erfolgte, so erklärte es den Krieg, und Jourdan und Bernadotte brachen über den Rhein in Deutschland ein. Dies Mal erreichten die Franzosen ihren Zweck nicht; denn Erzherzog Karl schlug den General Jourdan in mehreren Gefechten, besonders in dem Treffen bei Stockach (25. und 26. März 1799), und trieb ihn über den Rhein zurück. Auch Bernadotte mußte sich über diesen Strom zurückziehen. Beide legten ihre Stellen nieder, und hatten General Massena zum Nachfolger, der sich eben durch die Eroberung von Graubündten Ruhm erworben hatte.

Ehe der Krieg andere Begebenheiten herbeiführte, ereignete sich der Gesandtenmord in Rastadt, und zog die Augen von ganz Europa auf sich. Es hatten nämlich die Gesandten der deutschen Fürsten und des Directoriums bis jetzt ihre Unterhandlungen in Rastadt fortgesetzt, aber ohne Erfolg; denn die Franzosen behandelten die Deutschen mit einem empörenden Uebermuthe, und hatten diese auch den Forderungen jener nachgegeben, und glaubten nun alle Schwierigkeiten besiegt zu haben, so kamen die französischen Gesandten wieder mit neuen Forderungen. Dennoch blieben sie beisammen, die Deutschen, um ihren guten Willen für den Frieden zu zeigen, die Franzosen, um die Deutschen abzuhalten, sich an Oestreich anzuschließen. Endlich drangen die östreichischen Truppen bis in die Nähe von Rastadt vor, und nun wurde den französischen Gesandten — sie hießen Roberjot, Bonnier und Jean Debry — von den Oestreichern angedeutet, daß sie binnen 24 Stunden Deutschland verlassen müßten. (Rastadt liegt nur eine Stunde vom Rhein entfernt.) Trotz der Vorstellung der andern Gesandten, doch bis zum andern Morgen zu warten, packten sie sogleich auf und verließen die Stadt trotzig am 28. April am späten Abend. Um ihren Uebermuth zu strafen, hatte — so heißt es — ein Haufen Szeckler-Husaren den Befehl bekommen, ihnen aufzulauern, die beiden Letztern, welche die anmaßendsten gewesen waren, tüchtig durchzuprügeln, und ihnen zugleich die Papiere abzunehmen. Die trunkenen und rohen Husaren aber, vielleicht von Nationalhaß noch mehr aufgeregt, überschritten den Befehl. Einige hundert Schritte hinter der Vorstadt sprengten sie an die Wagen heran, fragten die Postillone, ob sie die Gesandten führten, rissen nun die Wagenthüren auf, zogen die Gesandten hervor, und hieben sie vor den Augen ihrer laut aufschreienden Frauen nieder. Roberjot und Bonnier blieben auf der Stelle todt; Debry aber hatte so viel Besinnung, sich in den Graben zu wälzen und todt zu stellen; er verkroch sich, nachdem die Husaren fortgejagt waren, in einen Busch, und kam am andern Morgen, fürchterlich zugerichtet, nach Rastadt zurück. Dieser völkerrechtswidrige Mord empörte die rechtlich gesinnten Deutschen eben so als die Franzosen, und

Kaiser Franz versprach Untersuchung und strenge Bestrafung der Anstifter. Da aber nachher die Kriegsereignisse die Aufmerksamkeit davon ablenkten, so ist die Sache nicht wieder zur Sprache gekommen.

Das Jahr 1799 schien für die Verbündeten auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes günstig seyn zu wollen. Nachdem Erzherzog Karl Deutschland befreit hatte, wandte er sich nach der Schweiz, und schlug den General Massena (3. und 4. Jun. 1799) bei Zürich zurück. Auch in Italien siegte der östreichische General Kray und Scherer in mehreren Treffen, und selbst Moreau, der nun die Verluste wieder gut machen sollte, wurde von Suwarow in mehreren Gefechten geschlagen. Dieser hatte jetzt den Oberbefehl über die vereinigten Truppen übernommen. Selbst Mantua kam wieder in die Hände der Oestreicher. Zugleich erlitt Joubert, der Moreau ersetzen sollte, in der entscheidenden Schlacht bei Novi (15. Aug. 1799) eine empfindliche Niederlage, und wurde erschossen. Ganz Italien ging den Franzosen wieder verloren, und Nizza und Genua waren die einzigen Punkte, die sie hier noch besaßen. Denn Rom hörte nun auf eine Republik zu seyn, und da Pius VI. jetzt gestorben war, so übernahm der neugewählte Papst, Pius VII., die Regierung. Auch Neapel wurde noch im Sommer dieses Jahres von den Franzosen befreit. Diese Leute betrugen sich hier ganz so, wie ihre Vorfahren unter Karl von Anjou, und machten sich durch ihre Einführung französischer Formen, durch Unterdrückung des Volksgeistes, und durch Eintreibung hoher Kriegscontributionen so verhaßt, daß leicht eine zweite sicilianische Vesper hätte vorkommen können. Ein kühner, kriegerischer Neapolitaner, der Cardinal Ruffo, kam aus Sicilien herüber, landete bei Pizzo in Calabrien, bewaffnete das Volk dieser Provinz und die Banditenbanden, ließ alle Franzosen, die er in seine Hände bekam, grausam ermorden, und rückte endlich gegen Neapel vor, wo die meisten von der französischen Besatzung bereits abgezogen waren. Kaum hieß es nun in der Stadt, Cardinal Ruffo sey in der Nähe, so erhob sich hier aufs Neue die wilde, raubsüchtige Rotte der Lazzaroni, zog plündernd und mordend durch die Straßen, und die Patrioten — so hießen die Anhänger der Franzosen — sahen sich von allen Seiten angegriffen. Da blieb ihnen nichts übrig, als um freien Abzug zu bitten, und das wurde ihnen gestattet. Zwei Schiffe mit diesen Auswanderern waren schon glücklich nach Frankreich entkommen — wohin sollten sich die Unglücklichen auch anders wenden, als an ihre Verführer? — als plötzlich Nelson im Hafen erschien, und erklärte, der König Ferdinand genehmige die Capitulation nicht; wer noch nicht fort sey, müsse bleiben. Wirklich langte auch der König bald darauf an, und statt nun durch milde Vergessenheit dessen, was geschehen war, zu beruhigen, ließ er sich durch seine rachsüchtigen Rathgeber verleiten, eine blutige Rache an seinen verirrten Unterthanen zu vollziehen. Alle, welche nur in der entferntesten Beziehung mit den Franzosen gestanden hatten, wurden zum Tode verurtheilt, und entweder an den Masten der englischen Schiffe, oder an den an der Küste errichteten Galgen aufgehängt. So starben an 30,000, zum Theil brave und verdienstvolle Menschen, die durch väterliche Milde dem Staate hätten erhalten werden können.

Bis dahin war auf der Seite der Verbündeten Alles glücklich gegangen;

aber plötzlich änderte sich das. Erzherzog Karl, der sich mit dem Anführer eines zweiten russischen Heeres, welches mit ihm bei Zürich stand, Korsakow, nicht vertragen konnte, verließ die Schweiz, um sich nach dem Rheine hinzuziehen. Sogleich eilte Suwarow aus Italien seinem Landsmanne zu Hülfe, und überstieg mit unsäglichen Beschwerden den St. Gotthard und die andern himmelhohen Alpen, auf denen schon einzelne Reisende damals, vor Anlegung bequemer Landstraßen, der Gefahren genug zu bestehen hatten*), und als er endlich bei Zürich ankam, fand er das andere russische Heer nicht mehr vor. Massena hatte es (26. Sept. 1799) vollkommen geschlagen, und Korsakow hatte sich mit dem Ueberrest nach Deutschland zurückziehen müssen. Nun wurde Suwarow seinerseits von Massena verfolgt, und machte trotz der ungeheuren Schwierigkeit des Marschirens über Abgründe und schroffe Felsen einen meisterhaften Rückzug durch Graubündten nach Deutschland, wo er sich, sehr mißvergnügt über die Oestreicher, mit Korsakow vereinigte.

Diese Widerwärtigkeiten machten auf den so reizbaren Kaiser Paul einen sehr übeln Eindruck, und da auch ein drittes russisches Heer, welches mit englischen Truppen vereinigt in Holland gelandet war, durch Schuld des englischen Anführers, des Herzogs von York, nichts ausgerichtet hatte, so war ihm die ganze Coalition verhaßt, und er des Krieges mit einem Male herzlich müde. Er befahl sogleich, daß seine Russen zurückkehren sollten, und als sie kamen, wurde der verdiente Suwarow, der doch so viel geleistet hatte, von ihm so kalt empfangen, daß der durch den Undank niedergebeugte Mann schon 16 Tage nach seiner Ankunft in Petersburg vor Gram starb.

Während nun dies außer Frankreich vorging, herrschte hier große Uneinigkeit unter den Regierenden selbst. Die Directoren selbst feindeten sich unter einander an, und hatten durch ihre schlechten Maßregeln und die Niederlagen der französischen Heere, die man ihnen beimaß, alles Vertrauen verloren. Plötzlich hieß es, Bonaparte sey aus Aegypten gekommen, und Aller Augen wandten sich nun wieder auf diesen einen Mann.

So war es auch wirklich. Seine Niederlage in Syrien hatte ihn nachdenklich gemacht, und er sah wohl ein, daß sich das kleine Heer gegen die vereinigten Engländer und Türken in Aegypten nicht behaupten könnte. Trotz der im Mittelmeere kreuzenden englischen Schiffe erfuhr er doch, daß die französischen Heere in Europa geschlagen, und daß das Volk mit der Regierung der Directo-

---

*) An einer besonders gefährlichen Stelle wollten seine Russen nicht mehr vorwärts. Sogleich ließ er eine Grube machen, warf sich hinein, und rief: „Verscharrt mich hier! Ich will hier bleiben; denn ihr seyd nicht mehr meine Kinder!" Sogleich waren Alle bereit, ihm zu gehorchen. Ueberhaupt verstand er trefflich, seine Soldaten zu behandeln, die ihn, bei allen seinen Sonderbarkeiten, wie einen Vater liebten. Unter Anderem konnte er in seinem Zimmer nichts Unnützes, am wenigsten Spiegel, Bücher und Gemälde leiden; fand er sie, so zerstörte er sie sogleich. Er schlief nur auf Stroh, und stand sehr früh auf. Das Erste war dann, daß er wie ein Hahn krähete, und nun betete er andächtig. Ein Kosack mußte ihm beständig einen Nachtstuhl nachtragen, den er auch sonst zum Sitzen gebrauchte; ein anderer trug einen Kasten, in welchem sein Marschallstab, seine Orden, seine Reliquien und Heiligenbilder lagen. Im Dienste war er streng, sonst gutmüthig wie ein Kind.

ren höchst unzufrieden wäre. Plötzlich entstand bei ihm der Gedanke: „wie, wenn du nach Frankreich zurückkehrtest, das schwache Directorium stürztest, dich an die Spitze der Regierung stelltest, und den Ruhm der französischen Waffen wieder herstelltest?“ Aber wie sollte er den lauernden Engländern entgehen? — Da erfuhr er, daß zu seinem Glück Sidney Smith nach Cypern gesegelt sey, um frische Lebensmittel einzunehmen. Geschwind war sein Entschluß gefaßt. Er reiste, ohne seinen Plan sich merken zu lassen, nach Alexandrien, und schiffte sich mit seinen Freunden Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Desaix und Andern ein. Glücklich entkam er den englischen Kreuzern, und landete am 8. October 1799 im Hafen von Frejus an der Südküste. In Aegypten hatte er versiegelte Befehle zurückgelassen, in denen Kleber zum Befehlshaber ernannt wurde*). Er selbst eilte von Frejus, ohne die vorgeschriebene Quarantaine zu halten, sogleich nach Paris, wo ihm die Herzen des Volks entgegenschlugen; denn nur von ihm hoffte man die Besiegung der Feinde, und ob er gleich nichts als ein General war, so beugte sich doch Alles vor ihm, als wenn er schon erklärter Herrscher wäre. Alle Parteien bewarben sich um ihn; er aber verabredete mit dem verschmitzten Sieyes, einem der Directoren, und mit dem erfahrenen Talleyrand, einem ehemaligen Geistlichen, eine Veränderung der Verfassung; auch der größte Theil des Rathes der Alten wurde in das Geheimniß gezogen, und die Ausführung auf den 9. November (1799) (1. Brümaire) festgesetzt.

Am Morgen dieses Tages versammelten sich etwa 150 Mitglieder dieses Rathes; die andern waren weislich nicht eingeladen worden. Jene beschlossen, die Versammlung beider Räthe nach St. Cloud zu verlegen, und dem General Bonaparte den Befehl über die Leibwache der Räthe und über die Truppen von Paris und der Umgegend zu übertragen. Bonaparte nahm den Antrag an, und begab sich sogleich in die Versammlung, um zu schwören, daß er die bürgerliche Freiheit bewahren wolle. Gegen Mittag musterte er die Soldaten; diese und ganz Paris waren in gespannter Erwartung, was geschehen würde; alle Anstalten verkündeten, daß etwas Großes im Werke sey. „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht regiert,“ sagte Bonaparte zu den Soldaten, „ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Unwesen ein Ende machen werde. Das soll geschehen, wenn ihr mich mit Vertrauen unterstützt.“ Als die Directoren (Sieyes, Roger Ducos, Moulins, Gohier und Barras) von dem Vorgefallenen Nachricht erhielten, beschieden sie den General Lefebvre, der Stadtcommandant

---

*) Es mag hier, damit wir nicht noch einmal auf Aegypten zurückkommen müssen, gleich kürzlich erzählt werden, wie sich diese Expedition endigte. Als Kleber den Oberbefehl übernahm, waren nur noch 15,000 Franzosen übrig. Er war als Mensch und Feldherr ein höchst achtungswürdiger Mann, und that alles Mögliche, sich zu behaupten. Wirklich besiegte er auch zweimal die vereinigten Türken und Engländer, wurde aber noch vor Ablauf eines Jahres, als er auf dem Dache seines Hauses mit einem Offizier auf- und abging, von einem fanatischen Türken ermordet. Das Commando übernahm nun General Menou, ein eben so ungeschickter Feldherr, als verachteter Mensch. Er wurde von den Türken und Engländern immer mehr in die Enge getrieben, erlitt endlich eine greuliche Niederlage, und mußte am 30. August 1801 eine Capitulation abschließen, nach welcher der kleine Rest des Heeres Aegypten verließ, und auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht wurde.

war, zu sich, um ihm ihre Befehle zu geben, erhielten aber die trotzige Antwort: er stehe jetzt nur unter Bonaparte's Befehlen, und als sie Offiziere abschicken wollten, um jenen zu verhaften, verweigerten diese den Gehorsam. Da erkannten die Directoren, daß das Ende ihrer Herrschaft gekommen sey, und Jeder suchte sich nun mit Anstand zurückzuziehen. Sie erhielten die Erlaubniß, auf ihre Güter oder in ihre Heimath sich zu begeben. So endete die vierjährige Herrschaft des Directoriums.

Unruhiger ging es am 10. November zu. Beide Räthe hatten sich in St. Cloud versammelt. Zuerst begab sich Bonaparte in den Rath der Alten, wo seine Gegner bereits laut über seine Anmaßung gemurrt, und ihn einen zweiten Cromwel genannt hatten. Darüber beklagte er sich bitter. „Soll ich," rief er dann mit funkelnden Augen, „vor einer Partei zittern, ich, den die Coalition nicht verderben konnte? Bin ich treulos, so sey Jeder ein Brutus. Wagt aber Einer, mich außer dem Gesetze zu erklären, so zerschmettre ihn der Blitz des Krieges." Und als die hinter ihm stehenden Soldaten über diese stolze Rede murrten, so wandte er sich an sie, und sprach: „Beruhigt euch! Ich werde immer die Freiheit vertheidigen. Entferne ich mich je von dieser Bahn, so kehrt eure Bajonette gegen meine Brust." — Von hier eilte er in den Rath der Fünfhundert, wo es stürmischer herging. Die meisten Mitglieder waren noch vom Freiheitsschwindel ergriffen, zum Theil Jakobiner, fast alle Gegner Bonaparte's. Es war die Sitzung mit lautem Murren über seine Anmaßung eröffnet worden, und ein Mitglied, welches für ihn reden wollte, wurde vom Rednerstuhle gestoßen, ein anderes aber schlug vor, daß sie alle aufs Neue die Aufrechthaltung der bisherigen Verfassung beschwören sollten. Vergebens widersprachen seine wenigen Freunde; selbst sein Bruder, Lucian Bonaparte, damals Präsident dieses Rathes, mußte den Eid leisten, und eben sollte über die Achtserklärung des Generals abgestimmt werden, als er selbst mit entblößtem Haupte eintrat. Die ihn begleitenden Grenadiere blieben vor der Saalthüre stehen. Es empfing ihn ein verwirrtes Geschrei: „Ein General! was will Bonaparte hier? Hier ist nicht euer Platz! Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" Und ehe er noch zu Worte kommen konnte, stürzten Viele mit geballten Fäusten auf ihn ein, ja Einige sollen gar Dolche gegen ihn gezückt haben. Als aber die Grenadiere den Tumult hörten, traten sie ein, und entrissen ihn der Wuth seiner Feinde. Leichenblaß vor Schrecken, gab er schon Alles verloren. Aber Murat sprach ihm Muth ein. Geschwind faßte er sich, ließ die Grenadiere einen Kreis um sich schließen, und sprach: „Soldaten! man durfte hoffen, der Rath der 500 würde das Vaterland retten; aber nein! er giebt es allen Verwirrungen preis. Ich habe Feinde. Soldaten! kann ich auf euch zählen?" — „Hoch lebe Bonaparte!" war ihre Antwort. Nun schickte er einen Hauptmann mit zehn Mann in den Saal, seinen bedrängten Bruder den Händen der Versammlung zu entreißen. Lucian schwang sich, als er sich gerettet sah, aufs Pferd, und rief, indem er davon sprengte, den Soldaten zu: „General und Grenadiere! Aufrührer haben die Freiheit der Berathung durch Dolchstöße gestört. Der Präsident gebietet euch, sie mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Der Rath der 500 ist aufgelöst." Sogleich befahl Bonaparte, daß Murat mit geschlosse-

ner Colonne in den Saal rücke, und die Versammlung aus einander treibe. Die Trommeln wurden geschlagen, die Saalthüren aufgerissen, und die Soldaten rückten mit gefälltem Bajonett ein. Kein Widerstand war hier möglich. Die Mitglieder wurden an die Wände gedrückt, die ärgsten Schreier flohen zuerst, und retteten sich durch die Fenster, und in wenigen Minuten war der Saal geleert.

Noch denselben Abend versammelten sich beide Räthe — die Gegner Bonaparte's blieben natürlich fort — unter Lucians Vorsitz, hoben die bisherige Verfassung auf, und verordneten, daß vorläufig drei Consuln: Napoleon Bonaparte, Sieyes und Roger Ducos, die vollziehende Gewalt haben sollten *). Zwei und sechszig Deputirte wurden ausgestoßen, und unverzüglich sollte eine neue Verfassung ausgearbeitet werden. Das geschah auch, und nach derselben wurde außer den drei Consuln ein Erhaltungssenat, ein Tribunat und ein gesetzgebendes Corps ernannt. Ersterer bestand aus 80 Mitgliedern, und sollte über die Rechte und Freiheiten des Volks wachen, was aber nachmals nicht geschehen ist; das Tribunat, welches späterhin von Bonaparte abgeschafft wurde, über die vorgeschlagenen Gesetze berathschlagen, und das letzte endlich, welches aus 300 Personen bestand, die Gesetze bestätigen.

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Consul bis zum Wiedererwachen Europa's, 1799 — 1813.

---

112. Der Feldzug von 1800. — Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens.

(Bonaparte in Italien gegen Melas. Schlacht bei Marengo 14. Jun. 1800. Moreau gegen Erzherzog Johann. Schlacht bei Hohenlinden 3. December 1800. Frieden in Lüneville 9. Febr. 1801. Ermordung Pauls 28. Febr. 1801. Alexander I. 1801—1826. Höllenmaschine 24. December 1800. Frieden in Amiens 25. März 1802.)

Aller Augen waren nun auf Bonaparte gerichtet. Er begann sein Regiment damit, daß er England und Oestreich Frieden anbot. Recht ernstlich mag er es wohl nicht gemeint haben; wenigstens hätte er dem Frieden gewiß keine Opfer gebracht; aber er ließ doch vor der Welt seine Friedensliebe leuchten. Die Verbündeten, die jetzt im Glücke waren, lehnten den Antrag ab, und der Krieg sollte also wieder entscheiden. In Italien sollte Massena Genua vertheidigen; er wurde aber hier immer enger von Melas, dem östreichischen Oberbefehlshaber, eingeschlossen, und der Ueberrest des französischen Heeres mußte sich nach Frankreich zurückziehen. Indessen schickte Bonaparte ein Heer unter Moreau nach Deutschland, und sammelte ein Reserveheer bei Dijon, welches

*) Sieyes und Ducos traten bald zurück, und Cambacérès und Lebrun kamen an ihre Stellen.

aus den Kerntruppen bestehen sollte. Als er verbreiten ließ, er wolle mit demselben über den großen Bernhard ziehen, glaubte Melas dies nicht, nannte das ein Mährchen, und meinte, Bonaparte wolle ihn dadurch nur täuschen, und von den Seealpen, die er gewiß übersteigen werde, abziehen. Darum stellte er sich auch vor diesem Gebirge auf, und erwartete die Franzosen. Aber plötzlich erhielt er die unerwartete Nachricht, Bonaparte habe wirklich den Bernhard überstiegen, und marschire gerade auf Mailand los. Geschwind wandte er um, damit er ihm zuvorkomme; aber — Bonaparte stand ihm bereits im Rücken, hatte sich aller seiner Magazine bemächtigt, und ihn von Oestreich abgeschnitten. Zwar ergab sich jetzt Massena (6. Jun.) in Genua, aber dadurch wurde des Melas Lage nicht besser. Nur eine Schlacht konnte ihm Luft machen. Er traf die Franzosen bei dem Dorfe Marengo unweit Alessandria, wo es am 14. Jun. 1800 zu einer entscheidenden Schlacht kam. Anfangs ging Alles gut. Die Franzosen wurden geschlagen, und flohen überall in Unordnung, so daß der von den Strapazen ermüdete, bejahrte Melas sich ruhig nach Alessandria begab, um sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, und einem andern General die Verfolgung übertrug. Aber es ging ihm, wie Friedrich dem Großen bei Cunersdorf. General Desaix erschien mit 10,000 frischen Franzosen auf dem Schlachtfelde, brachte die Fliehenden wieder zum Stehen, erneuerte die Schlacht, und ob er gleich bald anfangs erschossen wurde, so drangen doch seine Soldaten, seinen Fall rächend, so muthig auf die in Unordnung gerathenen Oestreicher ein, daß diese eine entschiedene Niederlage erlitten. Der entmuthigte Melas mußte einen Waffenstillstand durch Uebergabe mehrerer Festungen erkaufen. Bonaparte richtete nun gleich wieder die cisalpinische Republik ein, und kündigte den Waffenstillstand nach einigen Monaten wieder auf.

Nicht besser ging es den Oestreichern in Deutschland. Hier sollte General Kray — Erzherzog Karl hatte das Commando niedergelegt — den General Moreau bekämpfen. Dieser ging bei Kehl über den Rhein, trieb Schlag auf Schlag die Oestreicher zurück, und stand schon nahe an der östreichischen Gränze, als Kray um einen Waffenstillstand bat. Moreau ging ihn für mehrere Abtretungen ein, und es wurde nun zwischen beiden Mächten über einen Frieden unterhandelt. Aber Oestreich hatte erst kurz vorher England versprochen, ohne dieses keinen Frieden zu schließen, und so wurden die Unterhandlungen wieder abgebrochen. Kaiser Franz rief den General Kray zurück, und übertrug seinem dritten Bruder, Erzherzog Johann, das Commando; aber auch dieser war unglücklich, und erlitt in der Schlacht bei Hohenlinden in Baiern am 3. Decbr. 1800 eine völlige Niederlage. Muthlos, vereinzelt und geschwächt eilten die Oestreicher ihrem Lande zu. Zwar wurde nun geschwind Erzherzog Karl herbeigerufen, und ihm das Commando übergeben; aber es war bereits zu spät; das kleine Heer war nicht mehr zum Stehen zu bringen, und er selbst rieth zum Frieden, der um so nöthiger war, da Bonaparte auch in Italien immer weiter vordrang, und die Franzosen nur noch 20 Stunden von Wien entfernt waren.

Der Frieden wurde am 9. Februar 1801 in Lüneville in Lothringen geschlossen, und auch das deutsche Reich trat ihm bei. Der Frieden von Campo

Formio wurde bestätigt, aber der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena verloren ihre Länder, und sollten in Deutschland entschädigt werden. Wie viele Fürsten waren aber hier nicht für ihre am linken Rheinufer erlittenen Verluste schon zu entschädigen! Frankreich, welches zu allen Zeiten gern sich in die Angelegenheiten fremder Länder gemischt hat, um im Trüben zu fischen und Uneinigkeiten und gegenseitiges Mißtrauen zu stiften, machte es auch hier so, und drängte sich in die Unterhandlungen über die Entschädigungsangelegenheit. Dies schwierige Werk kam erst (im April) 1803 in Regensburg zu Stande. Die einzelnen Vertheilungen können hier nicht angegeben werden. Es genüge, sich zu merken, daß der Herzog von Modena den Breisgau, und der Großherzog von Toskana Salzburg erhielt, daß die geistlichen Fürsten ihre Länder verloren, und also auch die alten Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Cöln eingezogen wurden, daß der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Landgraf von Hessen-Cassel den Kurfürstentitel bekamen, und daß überhaupt die Gestalt Deutschlands dadurch ganz verändert wurde.

Mit Kaiser Paul vertrug sich der schlaue Bonaparte schneller, als man gedacht hatte. Kaum merkte der Consul, daß Paul mit den Verbündeten unzufrieden sey, als er ihm schmeichelhafte Briefe schrieb, ihm die russischen Gefangenen unentgeldlich zurücksandte, und andere Artigkeiten erwies, so daß der schwache Paul ganz entzückt von der Großmuth des Consuls war. Ein eigentlicher Frieden wurde zwar nicht geschlossen, aber sie blieben Freunde, und dem Kaiser zum Gefallen vertrug sich Bonaparte auch mit dem Könige von Neapel (28. Febr. 1801) wieder, wofür dieser aber die Insel Elba, Piombino, und Kunstwerke abtreten, und Geld zahlen mußte.

Wenige Wochen nach dem Lüneviller Frieden erreichte Kaiser Paul sein Lebensziel. Sein launenhaftes Betragen, seine Willkür, die Strenge, mit welcher er die kleinste Uebertretung seiner Befehle bestrafte, und seine närrischen Verordnungen hatten ihn zugleich um die Liebe und um die Achtung seiner Unterthanen gebracht. Besonders aufgebracht war der Hofadel, und mehrere Große traten zu einer Verschwörung zusammen, um den Kaiser, bei dem sich schon Spuren von Geistesverwirrung gezeigt hatten, auf die Seite zu schaffen. Graf Pahlen und General Bennigsen leiteten das Complott. Am späten Abend des 23. März begaben sich die Verschworenen (unter ihnen die Gebrüder Subow, der General Ouwarow) nach einem bei Pahlen gehaltenen Banket in zwei Haufen in den Michaels-Palast. Der eine, von Pahlen angeführt, bleibt als Reserve zurück; Bennigsen dringt bis zu den Gemächern des Kaisers vor. Der Leibhusar, welcher die Thür des Schlafzimmers vertheidigen will, wird niedergehauen, und ein herbeieilender Kammerdiener gezwungen, dieselbe zu öffnen. Der Kaiser, welcher sich in das Zimmer der Kaiserin hätte retten können, wenn er nicht allabendlich aus Argwohn die Thüre dahin verrammelt hätte, sucht sich hinter den Bettvorhängen zu verbergen. Bennigsen entdeckt ihn, und fordert ihn auf, die Entsagungsacte zu unterzeichnen. Paul weigert sich. In diesem Augenblick macht ein Geräusch die meisten Verschworenen entfliehen. Bennigsen allein hält den Kaiser mit der Degenspitze zurück. Die Andern kehrten bald wieder, und umgaben den Kaiser von Neuem. In dem

Tumult wird die Lampe umgeworfen, Bennigsen läuft nach Licht, und als er zurückkommt, findet er Paul unter den Streichen der Mörder. Der eine hatte ihm den Schädel mit dem Degen eingeschlagen, ein anderer hatte ihm mit seiner Schärpe den Hals zugeschnürt. — Als sie dem Großfürsten Alexander (1801 — 1826) den Tod des Vaters meldeten, und ihn aufforderten, den erledigten Thron zu besteigen, fiel er aus einer Ohnmacht in die andere, und weigerte sich, die blutige Krone anzunehmen; erst als man ihm vorstellte, daß er dies dem Vaterlande schuldig sey, willigte er ein. Aber die Mörder seines Vaters zu bestrafen, durfte er nicht wagen.

Kurz vorher hätte auch Bonaparte beinahe sein Leben verloren. Es konnte nicht fehlen, daß er viele Feinde hatte, die ihn als einen zweiten Cromwel betrachteten. Einige derselben — welche, ist nicht auszumitteln gewesen — hatten sich verschworen, ihn durch eine Pulverexplosion ums Leben zu bringen. Sie hatten dazu zwei Karren mit Pulver beladen, und sie so gestellt, daß dadurch die Straße, durch welche er nach der Oper fahren mußte, verengt wurde. Während nun sein Wagen anhielte, um die Karren auf die Seite fahren zu lassen, sollte das Pulver auffliegen, und den ersten Consul erschlagen. Am 24. Decbr. 1800 sollte der Plan ausgeführt werden. Aber die Trunkenheit seines Kutschers rettete ihn. Dieser jagte schnell, ohne Aufenthalt, hindurch, und als das Pulver aufflog, war Bonaparte schon so weit, daß ihm die Höllenmaschine — so wurde das Machwerk genannt — keinen Schaden thun konnte. Doch benutzte er den Vorfall, viele Menschen, denen er nicht traute, einzukerkern, und, weil sie stark verdächtig wären, acht hinrichten zu lassen, und 130 zu deportiren.

England sah durch den Frieden von Lüneville die Coalition zerrissen, und selbst der kriegslustige Pitt hielt es für besser, sich fürs Erste mit Frankreich zu versöhnen, um so mehr, da in diesem Lande ernstliche Anstalten gemacht wurden, eine Landung in England zu unternehmen. Daher wurden von England an Frankreich Friedenseröffnungen gemacht. Beide Mächte schlossen den Frieden in Amiens am 25. März 1802. Nach demselben gab England die meisten der den Franzosen und Holländern abgenommenen Colonien zurück, und versprach, Malta dem Malteser-Orden zurückzugeben; denn England hatte diese Insel den Franzosen früher wieder abgenommen. Offenbar hatte sich England mit diesem Frieden übereilt, und darum war vorauszusehen, daß er von keinem langen Bestande sein würde.

113. Bonaparte's Regierung als Consul.

(Königreich Hetrurien. Italienische und helvetische Republik. Bonaparte Consul auf Lebenszeit 3. Aug. 1802. Ehrenlegion.)

Bonaparte mußte zwar die Republik noch bestehen lassen, um die Freunde der Revolution, deren noch genug am Leben waren, zu schonen, aber er suchte nach und nach ihre Formen mit kraftvolleren zu vertauschen, und zeigte überhaupt dem Volke bald, daß er Kraft genug habe, seinen Willen durchzusetzen. In die Verwaltung brachte er mehr Ordnung, zu seinem Schutze richtete er eine

Consulargarde ein, die Nationalgarden schaffte er ganz ab, den katholischen Gottesdienst führte er wieder ein, ernannte Erzbischöfe und Bischöfe, stellte die bisherigen Wochentage und die Feier des Sonntags wieder her, und erklärte, daß auch die Protestanten und selbst die Juden gleiche Bürgerrechte haben sollten. Auch wurden Schulen wieder eingeführt, und dies war um so nöthiger, da die in den Revolutionsgreueln aufgewachsene Jugend entsetzlich verwilderte. Die Sanscülotten mit den Jakobinermützen verschwanden nun, und überall kehrte gute Sitte und Ordnung nach und nach zurück.

Alle diese Einrichtungen waren zwar recht gut, hätte man es nur nicht dem ersten Consul bald angemerkt, daß die Franzosen gut und glücklicher zu machen nur Nebenzweck, seine eigene Vergrößerung aber Hauptzweck wäre. Selbst die Handlungen, die recht großmüthig zu seyn schienen, verrichtete er nur, entweder um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, oder sich einen mächtigen Freund zu erwerben; aus reiner, großartiger Gesinnung that er wohl nichts.

So war er auch in seinen Verhandlungen mit den fremden Mächten. Toskana gab er dem Herzoge von Parma, einem spanischen Prinzen, und machte es zu einem Königreiche Hetrurien; aber das war nur ein Scheingeschenk; denn es blieben französische Truppen im Lande, und der neue König mußte thun, was Bonaparte verlangte. Parma kam unter die Verwaltung von Frankreich. Am schreiendsten war die Gewaltthat gegen den König von Sardinien. Daß ihm Frankreich, ohne daß er es verschuldet, seine Besitzungen in Oberitalien genommen hatte, ist schon gesagt worden; jetzt aber vereinigte Bonaparte diese Provinzen völlig mit Frankreich. Die cisalpinische erhielt den Namen der italienischen Republik, und den Bewohnern wurde unter den Fuß gegeben, daß sie sich den ersten Consul zum Präsidenten ausbitten sollten, was dieser denn auch so großmüthig war anzunehmen. Dann gab er der Schweiz nicht undeutlich zu verstehen, sie möchte bei ihm um Einverleibung in Frankreich nachsuchen. Da die Schweizer aber darauf nichts erwiederten, gab er den Plan auf, berief helvetische Abgeordnete nach Paris, und übergab ihnen durch die sogenannte Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 eine neue Verfassung. Danach wurde Helvetien in 19 Kantone getheilt, und Abgeordnete derselben sollten eine Tagesatzung bilden, welche die allgemeinen Angelegenheiten betreiben sollte. Zugleich aber mußte Helvetien ein Bündniß mit Frankreich schließen, und er nannte sich nun den Vermittler der Schweiz. Ein ähnliches Schicksal hatte Holland. Auch dies Land bekam eine neue Verfassung, blieb übrigens von französischen Soldaten, die es unterhalten mußte, besetzt, und mußte in allen Dingen Frankreich gehorchen. So schaltete der herrschsüchtige Mann mit den benachbarten Ländern, als hätte er ganz Europa Gesetze vorzuschreiben.

Aber auch im Innern wollte er seine Gewalt ausdehnen, und doch gab er sich den Schein, als wenn er selbst nicht im Entferntesten daran dächte, sondern als wenn die Franzosen ihm die größere Macht aufdrängen. Nachdem er die ärgsten Schreier unter seinen Gegnern unter allerhand Vorwänden deportirt hatte, trat einer seiner Freunde (Chabot) im Tribunate auf, und forderte, daß

man dem ersten Consul, der mit Alexanders Ruhme Solons Weisheit verbinde, einen glänzenden Beweis der Nationaldankbarkeit gebe. Unzählige Flugschriften deuteten darauf hin, worin dieser Beweis der Dankbarkeit bestehen müsse, und im Senate wurde endlich vorgeschlagen, ihn, der nur auf zehn Jahre zum Consul ernannt war, zum lebenslänglichen Consul zu ernennen. Da dies aber ohne Zustimmung des Volks nicht geschehen durfte, so begnügte man sich den ersten zehn Jahren noch neue zehn zuzulegen. Als man diesen Beschluß (8. Mai 1802) Bonaparte mittheilte, stellte er sich überrascht, und äußerte mit verstellter Bescheidenheit, er könne den Antrag nur dann annehmen, wenn das Volk einwillige. Glaube der Senat, daß er der Nation ein neues Opfer bringen müsse, so sey er bereit dazu, aber nur wenn es die Nation ihm gebiete. Wetteifernd dankten ihm nun die Behörden für diesen neuen Beweis seiner Vaterlandsliebe, und nun wurden Listen eröffnet, in welche das Volk seine Stimmen eintragen sollte. Dabei ging es sehr parteiisch zu. Zuvörderst mußte die Abstimmung in drei Wochen vollendet seyn; ferner wurden alle die, welche gar nicht mitstimmten — und das waren die meisten republikanisch Gesinnten — für Bejahende gerechnet, und endlich wurde die Polizei in Bewegung gesetzt, dafür zu sorgen, daß recht viele bejahende Stimmen eingingen. Viele unterschrieben ihre Namen mehrmals in verschiedenen Listen, so daß in einigen Departements sogar die Listen mehr Stimmen enthielten, als Stimmende da waren, und nur Wenige hatten Muth genug, geradezu ihre Mißbilligung auszusprechen. Das Ende war, daß fast Alle bejahend gestimmt hatten. Am 3. August 1802 wurde er feierlich zum Consul auf Lebenszeit ernannt, und als man ihm diesen Senatsbeschluß überbrachte, sprach er mit Ziererei: „Das Leben eines Bürgers gehört dem Vaterlande; das französische Volk will, daß das meinige ganz und gar ihm geweiht sey; ich gehorche seinem Willen. Von nun an sind Freiheit und Gleichheit und das Glück Frankreichs gegen die Launen des Schicksals dauernd geschützt; das beste Volk (?) wird auch das glücklichste seyn, wie es dies vor allen verdient, und sein Glück wird zugleich das Glück von ganz Europa vermehren." An solchen hochtönenden Reden hat es dieser Mann niemals fehlen lassen; aber es wird sich bald zeigen, auf welche Weise er das Glück von Europa vermehrt habe. Auch die beiden andern Consuln wurden für lebenslänglich erklärt; sie waren aber nur zum Schein da, und wurden von Bonaparte nicht weiter gefragt. Ueberhaupt erhielt er zugleich eine Macht, die sich mit dem Namen einer Republik nicht vertrug.

Darauf führte er die Ehrenlegion ein. Dies war ein Orden, den er denen ertheilte, die sich durch Waffenthaten oder andere Verdienste hervorgethan hatten, und der mit jährlichen Einkünften verknüpft war. Zwar setzten sich anfangs die Räthe dagegen, indem sie ihm vorwarfen, er wolle dadurch einen neuen Adel schaffen; aber er drang doch durch, und nun konnte er auf alle die, welche den Orden erhielten, als treue Anhänger rechnen. Die Freunde der Republik sahen zu ihrem eben so großen Staunen als Aerger, daß die Freiheit verschwunden, und eine Despotie an ihre Stelle getreten sey.

114. Bonaparte's fernere Schritte zur unumschränkten Herrschaft.

(Krieg zwischen England und Frankreich 18. Mai 1803. Die Franzosen unter Mortier in Hannover. Verschwörung Pichegru's und Georges Cadoudals Febr. 1804. Verbannung Moreau's. Ermordung des Herzogs von Enghien 21. März 1804. Napoleon I. Kaiser 18. Mai 1804. Königreich Italien; Eugen Beauharnois Vicekönig.)

Es war vorauszusehen, daß das friedliche Verhältniß zu England nicht lange dauern würde. So war es auch wirklich. Der Unfriede fing damit an, daß die englischen Zeitungsschreiber sich über Bonaparte lustig machten, und ganz laut spotteten, daß der, welcher die Wörter Freiheit und Volksglück immer im Munde habe, jetzt schon die Franzosen und ihre Nachbarn tyrannisire, und es bald noch mehr thun werde. Bonaparte konnte keinen Widerspruch und Tadel vertragen, und war daher sehr empfindlich. Die vornehmste Ursache des Krieges war aber, daß England die Insel Malta nicht herausgeben wollte, weil es voraussah, daß es bald wieder zum Kriege kommen, und Bonaparte sich der Insel bemächtigen werde. Die Erbitterung stieg von Woche zu Woche, und am 18. Mai 1803 erklärte England den Krieg. Frankreich hatte dabei den größten Schaden; denn es waren gleich nach dem Frieden von Amiens eine Menge seiner Handelsschiffe nach Amerika und Ostindien gesegelt, und diese wurden plötzlich von den englischen Capern weggenommen; auch bemächtigten sich jetzt die Engländer ohne Mühe der vielen Colonien, welche sie erst im Frieden den Franzosen zurückgegeben hatten. Jeder kann leicht denken, wie groß der Unwille Bonaparte's seyn mußte! So sehr ihn auch der Verlust schmerzte, so kränkte ihn doch das am meisten, daß es gerade England war, welches ihm diesen Verlust zuzog. Um seinem Aerger Luft zu machen, schmähte er nicht nur auf diese ihm so verhaßte Regierung, sondern ließ auch sogleich (im Mai 1803) durch ein Heer unter General Mortier Hannover besetzen, ohne zu bedenken, daß dies Land ja ganz unschuldig an dem Kriege sey, und daß es ja nicht den Engländern, sondern dem Könige von England gehöre. Auch befahl er, daß nun ernstlich eine Landung in England vorbereitet werde. An der Nordküste von Frankreich sammelte sich eine bedeutende Flotte, und ein Heer wurde hier zusammengezogen, welches, wie er laut sagte, bestimmt war, nach jenem Lande übergesetzt zu werden. Bei diesen Anstalten war allerdings den Engländern nicht wohl zu Muthe; denn es fehlt in diesem Lande an Festungen, und wie war es möglich, alle Punkte der Küste vor einer Landung zu sichern? Ihre größte Hoffnung beruhte darauf, daß es ihnen vielleicht gelänge, Bonaparte zu stürzen; denn sie wußten recht wohl, daß ihm sowohl die Königlichgesinnten als die ehemaligen Jakobiner feind wären.

Auch Bonaparte wußte das recht gut; darum suchte er den Grafen von Provence, der sich damals unter dem Namen Ludwigs XVIII. in Warschau aufhielt, zu bewegen, seinen Ansprüchen auf Frankreich zu entsagen. Geschah dies, dann wurde das Gehässige seiner Herrschaft sehr gemildert. Aber Ludwig wies standhaft jedes Versprechen von Schadloshaltung zurück; eben so wenig konnten ihn Drohungen bewegen, und als nun Bonaparte mehrere Versuche machte,

ihn entführen oder vergiften zu lassen, so begab er sich nach England, hier bessere Zeiten zu erwarten.

Unter den Gegnern Bonaparte's war vorzüglich Moreau ihm furchtbar. Dieser ausgezeichnete General lebte jetzt in Paris ohne Anstellung; aber sein Kriegsruhm, noch mehr seine Rechtschaffenheit und Anspruchslosigkeit, hatten ihm allgemeine Achtung erworben; besonders liebten ihn die Soldaten. Er war ein zu großer Freund republikanischer Grundsätze, als daß er hätte Bonaparte's Ehrgeiz billigen können, und er war zu offen, um nicht ganz laut über dessen Eitelkeit und niedrige Kunstgriffe zu spotten. Indessen gab es doch keinen Vorwand, unter welchem Bonaparte ihn hätte angreifen können. Aber die Gelegenheit fand sich bald.

Pichegru, der Eroberer Hollands, war früherhin wegen seiner Anhänglichkeit an die Bourbons nach Cayenne verbannt worden; von da war er zwar nach England entkommen, aber Bonaparte hatte ihm ausdrücklich verboten, jemals wieder nach Frankreich zurückzukehren, weil er ihn haßte. In England traf er zusammen mit Georges Cadoudal, sonst einem der kühnsten Generale der Chouans, der auch hier als Verbannter lebte. Sey es nun, daß die Liebe zum Vaterlande sie trieb, eine Verschwörung gegen Bonaparte zu machen, oder daß dieser sie durch seine Spione dazu verleitete, um sie nach Paris ins Verderben zu locken — genug, sie setzten heimlich nach Frankreich über, begaben sich nach Paris, und lebten hier in aller Stille, den günstigen Zeitpunkt zu erspähen. Sie wandten sich an Moreau, um ihn in ihre Verbindung hineinzuziehen, und hatten auch zwei Mal Zusammenkünfte mit ihm; aber er dachte zu republikanisch, als daß er sich mit diesen königlichgesinnten Leuten hätte vereinigen können. Die trefflich bediente Polizei spürte bald die beiden Ankömmlinge aus, belauerte alle ihre Schritte, kundschaftete auch die Zusammenkünfte mit Moreau aus, und plötzlich wurde dieser 15. Febr. 1804 festgenommen. Bald darauf ergriff die Polizei auch Pichegru, und einige Wochen darauf auch Georges, der sich erst ergab, nachdem er zwei Gensdarmen erschossen hatte. Wie freute sich Bonaparte, seine drei ärgsten Feinde in einer Schlinge gefangen zu haben! Er ließ sogleich einen peinlichen Prozeß gegen sie eröffnen, und 47 Theilnehmer wurden eingekerkert.

Ehe dieser aber beendigt war, erfuhr er, daß der junge Herzog von Enghien, ein Enkel des Prinzen Condé, einen Haufen Ausgewanderter an der Gränze sammele, mit denen er Straßburg überfallen wolle. Diese Beschuldigung war gewiß nur ersonnen, und der Herzog hielt sich obendrein mit Erlaubniß der Regierung in dem Städtchen Ettenheim im Badenschen auf. Plötzlich gingen französische Truppen auf Bonaparte's Befehl über den Rhein. Ettenheim wurde während der Nacht umzingelt, und der unglückliche Herzog nach Frankreich abgeführt. Ohne ihm irgend einige Nachtruhe zu gönnen, eilte man mit ihm nach Paris, an dessen Thore man den Befehl vorfand, ihn nach dem Schlosse Vincennes, unweit Paris, zu bringen. Noch in derselben Nacht, in welcher er eintraf, wurde auf Murats, Napoleons Schwagers, Veranstaltung Kriegsgericht über ihn gehalten. Der Prinz bat vergebens um eine Unterredung mit Bonaparte, und um ein wenig Ruhe nach so ermüdender Reise, da

ihm während des Verhörs die Augen öfters zufielen. Zugleich betheuerte er, nie an einem Anschlage gegen Bonaparte's Leben Antheil genommen zu haben. Schon wollten die Richter, die ihn für unschuldig hielten, darüber an den ersten Consul berichten; aber General Savary, einer der gemüthlosesten Diener desselben, erklärte, daß es Bonaparte's ausdrücklicher Wille sey, daß er verurtheilt werden solle, weil er früherhin die Waffen gegen Frankreich geführt habe. Selbst Josephine, des ersten Consuls Frau, eine wohlgesinnte Dame, bat inständigst, daß ihr Gatte sich nicht mit schuldlosem Blute beflecken möchte. Alles vergebens! denn er hatte sich einmal vorgenommen, ein schreckendes Beispiel von Strenge zu geben. Der Prinz wurde zum Tode verurtheilt, Savary ließ ihn sogleich in den trocknen Schloßgraben führen, wo bereits sein Grab gegraben war. Man stellte ihn an den Rand desselben, befestigte eine Laterne an seine Brust, und ein Commando Soldaten streckte ihn todt nieder. Das geschah in der Nacht vom 20. bis 21. März 1804. Diese Gewaltthat empörte alle Gutgesinnte in ganz Europa, um so mehr, da der Prinz als ein liebenswürdiger Mann allgemein geschätzt war.

Noch ehe die Verhafteten verurtheilt wurden, fand man Pichegru im Gefängnisse ermordet. Es wurde gesagt, daß er sich selbst erdrosselt habe, aber die allgemeine Meinung war, er sey auf Bonaparte's Befehl von vier starken Mameluken, die er in seinem Dienste hatte, erdrosselt worden *). An dem Tage, an welchem das Urtheil über die Verhafteten gefällt werden sollte, war ganz Paris in einer ängstlichen Spannung, des allgemein geliebten Moreau's wegen. Das Volk wogte durch die Straßen, und äußerte laut seine Theilnahme für ihn. Auch die Soldaten verharrten in düsterem Schweigen, und es hätte nur eines Winkes von Moreau bedurft, um sie für sich zu bewaffnen. Bonaparte schwankte, was zu thun sey. Gern hätte er sich des verhaßten Feindes durch die Guillotine entledigt, aber er fürchtete die Soldaten und das Volk. Endlich erfolgte das Urtheil. Sieben Richter sprachen ihn frei, fünf verurtheilten ihn zum Tode. Dennoch mußten neue Berathschlagungen angestellt werden, und das Ende war, daß Georges nebst 19 Andern zum Tode, Moreau aber zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt wurde. Das Volk murrte laut; aber gute Polizeimaßregeln erhielten die Ordnung, und Bonaparte bewilligte Moreau, mit seiner Familie nach Nordamerika zu gehen. Hier kaufte sich der wackere Mann ein Landgut, und lebte sich und den Seinigen in ländlicher Stille, bis neun Jahre später die Ereignisse ihn noch einmal nach Europa auf den Kriegsschauplatz riefen.

---

*) Diese Behauptung fand darum so allgemeinen Glauben, weil er vermittelst seines Tuches erdrosselt gefunden wurde, welches er durch einen Knebel fest um den Hals gedreht hatte; dann hatte er sich, wie man sagt, mit dem Kopfe auf den Knebel gelegt, damit dieser nicht wieder zurückschlage. Dies nun, hieß es allgemein, sey unmöglich, da man, im Begriff zu ersticken, nicht mehr Kraft und Besonnenheit dazu habe. Allein dies beweist nichts. In den schlesischen Provinzialblättern wird ein Fall erzählt, daß ein alter Landmann auf dieselbe Weise einen Selbstmord vollzog. Er hatte sich in seiner Kammer, die nachher erst aufgesprengt werden mußte, fest verriegelt, sich vermittelst eines Knebels den Hals zugeschnürt, und sich dann mit dem Kopfe darauf gelegt. Dieser Fall beweist also doch die Möglichkeit der Sache. Warum hätte auch Bonaparte an Pichegru einen heimlichen Mord begehen sollen? —

Bonaparte hatte sich nun seiner gefährlichsten Gegner entledigt; die andern hoffte er durch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien in Schrecken gesetzt zu haben. Jetzt konnte er schon dreister auftreten, und entschloß sich, seine Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken. Schlau, wie er war, richtete er es so ein, daß ihm der Antrag dazu vom Tribunate und Senate gemacht werden mußte, wo seine Freunde die Oberhand hatten. Am 18. Mai 1804 erklärte der Senat, daß Napoleon Bonaparte den Titel eines französischen Kaisers annehme, und daß diese Würde in seiner Familie erblich sey. Daß er den Antrag annahm, versteht sich von selbst. Er antwortete: „Ich nehme den Titel an, den der Senat dem Ruhme der Nation für zuträglich hält, und hoffe, daß Frankreich die Ehre, mit welcher es meine Familie umgiebt, nie bereuen werde.“ Darauf wurde er öffentlich als Kaiser ausgerufen, und nannte sich nun Napoleon I. Natürlich wurde nun auch Vieles an der Verfassung geändert; so behielt er sich das Recht vor, die von den Räthen gemachten Gesetze zu genehmigen oder nicht. Er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat, und eine Menge demüthiger Schmeichler drängte sich herbei, um ein Hofamt zu erhalten. Selbst der alte Adel verschmähte dies nicht, und Napoleon gefiel sich darin, auch von diesen Leuten viele anzustellen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte. Auch führte er eine strenge Etikette ein, die kaum am vormaligen königlichen Hofe peinlicher und kleinlicher gewesen seyn konnte. Was war doch nun aus der Republik geworden!

Theils weil er selbst ein eitler Mann war, theils weil er den Geschmack der Franzosen für Pomp kannte, veranstaltete er, daß er am 2. December 1804 nebst seiner Frau Josephine, der Wittwe des in der Revolution guillotinirten General Beauharnois, mit äußerstem Glanze gekrönt wurde. Um den Glanz dieser Krönung noch zu erhöhen, lud er den Papst Pius VII. ein, dazu nach Paris zu kommen, und ihn in der Notredame-Kirche zu salben. Erlaubte es der Raum, so würden wir die ungeheure Pracht, die dabei verschwendet wurde, schildern, um an diesem Beispiele zu zeigen, wie nichtig und eitel doch auch die prächtigsten Feste der Großen der Erde sind. Was ist nun aus dem mit der goldenen Kaiserkrone und mit einem rothsammtnen, von goldenen Bienen strotzenden Mantel geschmückten Napoleon, was aus allen seinen reichgekleideten Staatsbeamten geworden? Die Meisten von ihnen haben auch das Ende aller dieser Herrlichkeit erlebt; Viele haben als Verwiesene im Auslande geendigt, und modern schon in der Erde.

Damit hatte der ehrgeizige Napoleon noch nicht genug, Kaiser der Franzosen zu heißen. Bisher war er zwar schon Herr der italienischen Republik gewesen, aber der Titel eines Präsidenten derselben war ihm jetzt zu gering. Auf seine Veranstaltung mußten Abgeordnete der Republik im März 1805 nach Paris kommen, und ihm vorstellen: die Italiener wünschten allgemein eine monarchische Verfassung, und ihre dringendste Bitte sey, daß er sich doch die Krone von Italien aufs Haupt setzen möchte. Er war wirklich auch so gnädig, sie anzunehmen, indem er äußerte, noch wäre es nicht Zeit, Frankreich ganz von Italien zu trennen; er wolle sie aber nur vorläufig behalten. Nun wurde die Republik zu einem Königreich Italien ernannt; er selbst setzte sich am 26.

Mai 1805 die alte, sogenannte eiserne Krone der Lombarden in Mailand auf sein Haupt, und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois (sprich Boharnä), einen talentvollen und verständigen jungen Mann, zum Vicekönig von Italien. Als Napoleon sich die Krone aufsetzte, rief er übermüthig aus: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie berührt."

Eugen war der Erste aus seiner Familie, den er versorgte; denn er gedachte, sie nach und nach Alle mit Ländern zu bedenken. Seine Schwester, Elise Bonaparte, war vermählt mit Felix Bacciochi (sprich Batschocki), einem Manne von unbekannter Herkunft aus Corsica. Diesem Schwager schenkte er nun das an der Küste von Toskana gelegene kleine Fürstenthum Piombino, und fügte bald darauf noch Lucca hinzu. Die ligurische Republik (Genua) wurde aufgehoben, und mit Frankreich vereinigt. Das Volk war darüber so erbittert, daß französische Soldaten kaum eine Empörung niederhalten konnten; und doch war Napoleon keck genug, zu behaupten, er habe es aus Großmuth und Nothwendigkeit gethan.

115. Oestreichisch-russischer Krieg gegen Frankreich 1805.

(Dritte Coalition 1805. Oestreichisch-russischer Krieg. Mack's Capitulation bei Ulm 17. Oct. 1805. Napoleon in Wien. Schlacht bei Austerlitz 2. Decbr. 1805. Frieden von Preßburg 26. Decbr. Seeschlacht bei Trafalgar 21. Oct. 1805. Nelson's Tod. Eroberung von Neapel durch Joseph Bonaparte 14. Februar 1806. Joseph König von Neapel, Louis Bonaparte König von Holland. Rheinbund 12. Jul. 1806. Auflösung des deutschen Reichs. Franz I. östreichischer Kaiser.)

Alle diese Eigenmächtigkeiten setzten ganz Europa in Erstaunen, und die Fürsten sahen mit Besorgniß in die Zukunft, wie weit der ehrgeizige Mann zuletzt noch gehen würde, wenn sie ihm keinen Damm entgegen setzten. England hatte, wie gesagt, schon 1803 den Seekrieg erneuert, und auch mit Spanien Krieg angefangen, weil König Karl IV. (1788—1808) das Bündniß mit Frankreich durchaus nicht aufgeben wollte. Kaiser Alexander hatte unverhohlen seinen tiefen Unwillen über die Ermordung des Herzogs von Enghien ausgesprochen. Kaiser Franz war sehr empfindlich, daß Napoleon bei der Gefangennehmung des Herzogs ohne Anfrage seine Soldaten auf deutsches Gebiet hatte marschiren lassen. Der König von Schweden, Gustav IV. Adolph (1792—1809), ein leidenschaftlicher Mann, war gegen Napoleon so aufgebracht, daß seine Feindschaft fast in Wuth überging, weil jener bei mehreren Gelegenheiten über ihn gespöttelt hatte, und England (Georg III. 1760—1820) reizte diese Mächte noch mehr auf, Napoleon den Krieg zu erklären, und versprach, das fehlende, dazu nöthige Geld herzuschießen. So bildete sich die dritte Coalition, deren Seele Pitt war, der nun wieder die Stelle als erster englischer Minister eingenommen hatte.

Eben bereitete sich Napoleon, die an der französischen Nordküste versammelten Truppen zu einer Landung in England einschiffen zu lassen, als die Nachricht kam, daß sich die Oestreicher zum Kriege rüsteten, und auch ein russisches Heer durch Polen im Anmarsche wäre. Schnell ließ er die Soldaten wieder ausschiffen, und schickte sie auf Wagen nach dem Rheine, um die Oest-

reicher zu überfallen, ehe die Russen herankämen. Das gelang ihm auch wirklich über Erwarten gut. Unglücklicher Weise nämlich ließ Kaiser Franz sein Hauptheer unter dem Erzherzog Karl in Italien, dem General Massena gegenüber, stehen, und schickte das kleinere unter der Führung des unentschlossenen Generals Mack den Franzosen, die von Napoleon selbst angeführt wurden, entgegen. Schon das war eine schlimme Vorbedeutung, daß der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph mit Oestreich nicht gemeinschaftliche Sache machen wollte, damit er sich nachher an die Franzosen anschließen könnte. Bei Ulm blieb Mack stehen, und erwartete Napoleon von Westen her. Plötzlich aber sah er die Franzosen von der andern Seite her anrücken, und merkte nun zu seinem Schrecken, daß er umgangen sey. Noch eine Seite war frei, und einige seiner Generale baten ihn, sich hier mit dem Heere durchzuschlagen. Aber der schwache Mann hatte sich von französischen Spionen aufbinden lassen, daß in Frankreich eine Empörung ausgebrochen, und Napoleon in der mißlichsten Lage von der Welt sey. Darum wollte er bleiben, um ihn auf seiner Flucht nach Frankreich zu verfolgen. Da keine Vorstellungen halfen, so schlugen sich endlich Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Schwager, und Fürst Schwarzenberg mit der Reiterei glücklich durch, und retteten wenigstens einen Theil des Heeres. Der verblendete Mack aber blieb zurück, wurde in Ulm ganz umzingelt, und verlor nun den Kopf so ganz, daß er sein ganzes noch übriges Heer am 17. October 1805 vor den Franzosen das Gewehr strecken ließ. Mit Recht traf ihn der Zorn seines Kaisers. Er wurde zum Tode verurtheilt, ihm aber das Leben geschenkt, und die Strafe in Dienstentsetzung und zweijährige Gefangenschaft gemildert.

Nichts hielt die Franzosen weiter auf. Sie gingen, ohne großen Widerstand zu finden, gerade auf Wien los, und besetzten die Residenz. Die Reste des östreichischen Heeres hatten sich über die Donau gezogen, und in Mähren mit den Russen, die unter Kutusow und Buxhöwden indessen herangekommen waren, sich vereinigt. Es kam Alles darauf an, daß die Franzosen ihnen nicht zu schnell auf den Hals kämen. Darum hatte Fürst Auersperg den gemessenen Befehl, die große Donaubrücke (Taborbrücke) bei Wien abzubrennen, sobald sich die ersten Franzosen nähern würden. Auch wollte das der hier stehende Offizier eben thun, weil Murat, General Lannes und andere Generale mit starkem Gefolge sich näherten. Aber Fürst Auersperg verbot es, weil noch keine Noth sey, und während ihm Murat vorredete, es sey bereits zwischen beiden feindlichen Kaisern ein Frieden abgeschlossen worden, besetzten die nachfolgenden französischen Truppen die Brücke, und nun war es zu spät.

Nun zog das französische Heer ungehindert über die Donau, und lieferte am 2. Decbr. 1805 den beiden Kaisern Franz und Alexander — Beide waren selbst zugegen — die furchtbare Schlacht bei Austerlitz unweit Brünn. Dreißigtausend Menschen wurden von beiden Seiten getödtet und verwundet, und wohl waren die Getödteten gegen die Verwundeten zu beneiden, die, hülflos und meist unverbunden, ohne Speise und Trank die kalte Decembernacht auf dem eisigen Boden zubringen mußten, Alle Opfer des Ehrgeizes eines einzigen Mannes! Die Verbündeten wurden vollkommen geschlagen, und als sich

zu Ende der Schlacht Burhöwden mit den russischen Garden über einen gefror=nen See retten wollte, ließ Napoleon das Eis durch Kanonenkugeln zerschmet=tern; es brach, und einige Tausend der herrlichsten Soldaten versanken rettungs=los in die grausige Tiefe!

Allerdings war der Verlust der Verbündeten groß, aber ihre Lage nicht verzweiflungsvoll; denn Erzherzog Karl, der bis dahin gegen Massena gefochten hatte, kam jetzt aus Italien zur Hülfe herbeigezogen; dasselbe that Erzherzog Johann von Tyrol her; die damals noch treuen Ungern hatten ein allgemeines Aufgebot erlassen; in Neapel sollte ein englisches und russisches Heer ans Land treten, und der König von Preußen war im Begriff, Frankreich den Krieg zu erklären, weil Napoleon durch seine Truppen preußisches Gebiet verletzt hatte. Aber Kaiser Franz wollte nicht noch mehr Blut vergießen lassen, und ließ sich durch Napoleons Drohungen erschrecken. Kurz er suchte um einen Waffenstill=stand nach, der ihm auch gern bewilligt wurde. Während desselben erzwang Napoleon durch Drohungen von Preußen einen Vertrag, nach welchem der König Friedrich Wilhelm den Frieden zu erhalten versprach, Neufchatel und Cleve an Frankreich, Ansbach an Baiern überließ, und dafür das von französi=schen Truppen noch immer besetzte Hannover erhalten sollte. Diese Bedingun=gen waren von Napoleon mit großer Schlauheit gemacht worden; denn einmal raubte er Oestreich dadurch den mächtigsten Bundesgenossen; ferner entzweite er durch die Abtretung Hannovers Preußen mit England. Das fühlte auch der König sehr wohl; aber sollte er jetzt, wo die Oestreicher durch die Niederlage bei Austerlitz muthlos waren, und die Russen sich schon auf dem Rückmarsche befanden, Krieg anfangen? Er mußte also für den Augenblick zufrieden seyn, daß der durch die preußischen Rüstungen gereizte Napoleon den Frieden erhalten wollte.

Kaiser Franz zögerte nun nicht, den Frieden von Preßburg mit Frankreich am 26. December 1805 zu unterzeichnen. Er war nachtheiliger als alle frühere. Venedig mußte an das Königreich Italien; ein Theil der west=lichen östreichischen Provinzen, namentlich das treue Tyrol, an Baiern, die in Schwaben gelegenen Besitzungen an Baden und Würtemberg abgetreten wer=den, und dafür erhielt Oestreich nur Salzburg zur Entschädigung, also nur 79 Quadratmeilen für 222. Der Großherzog von Toskana erhielt für Salzburg Würzburg, welches Baiern abgeben mußte; der Breisgau kam an Baden, und der bisherige Besitzer des Breisgau's, Erzherzog Ferdinand von Modena, sollte eine Entschädigung in Deutschland erhalten, erhielt sie aber nicht. So wurden schon damals Völker und Länder mit empörendem Leichtsinne durch Napoleon von einem Besitzer an den andern gewiesen, der sie wieder nur so lange behielt, wie es Napoleon beliebte. Die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg wur=den zum Lohne für ihre sehr undeutsche Anhänglichkeit an Frankreich mit dem Königstitel beehrt, und, so wie Baden, für unabhängig vom deutschen Kaiser erklärt. Außerdem mußte Franz Alles gutheißen, was Bonaparte bisher in andern Ländern eingerichtet hatte, und binnen zwei Monaten 100 Mill. Franken bezahlen. Welche Verluste! — Napoleon hatte nun wieder einige Länder, die er an seine Freunde und Verwandten verschenken konnte; Neufchatel erhielt

sein Freund und Kriegsgefährte Berthier als ein Fürstenthum; Murat, Sohn eines Gastwirths, vor der Revolution gemeiner Chasseur, jetzt Schwager des neuen Kaisers, wurde zum Großherzog von Berg und Cleve ernannt; denn Berg war von Baiern für Ansbach an Frankreich abgetreten worden.

Nur einen Feind hatte der siegreiche Corse, dem er keinen Vortheil abgewinnen konnte, der ihm im Gegentheil empfindliche Verluste zufügte. Das war England. Nelson, der Sieger von Abukir, war mit einer schönen Flotte ausgelaufen, um die französische unter Villeneuve aufzusuchen, die sich in Cadix mit der spanischen unter Gravina vereinigt hatte. Er lockte sie aus diesem Hafen heraus, und lieferte der vereinigten Flotte von 35 Linienschiffen die glorreiche Seeschlacht bei Trafalgar, einem spanischen Vorgebirge unweit Cadix. Nelson hatte nur 27 Linienschiffe; dennoch griff er am 21. October 1805 an, und durchbrach die lange Schlachtreihe der Franzosen und Spanier an zwei Punkten. Beide Theile machten ein so fürchterliches Feuer, daß weithin der Kanonendonner hallte, und man vor Pulverdampf weder deutlich sehen, noch die Stimme der Befehlshaber vor dem Schreien der Seeleute und vor dem Krachen der Geschütze vernehmen konnte. Nelson stand auf dem Verdecke des Admiralschiffes, und ertheilte seine Befehle durch Signale. Dicht um ihn herum sausten die Kugeln; er wankte nicht. Damit die Soldaten ihn besser erkannten, hatte er sich mit seinen Orden geschmückt. Eben als er zwischen zwei französischen Schiffen unter fürchterlichem Feuern hindurchsegelte, entdeckte ihn ein französischer Soldat vom Mastkorbe aus. Er zielte, und streckte ihn todt nieder. Gefallen war zwar der Held, aber seine Soldaten rächten seinen Tod, und brachten den Franzosen und Spaniern eine Niederlage bei, von der sich ihre Flotte den ganzen Krieg hindurch nicht wieder erholen konnte. Funfzehn französische und spanische Linienschiffe waren so zerschossen worden, daß sie sanken, vier wurden von den Engländern erobert, nur zehn entkamen in den Hafen von Cadix, und vier andere, die das Weite gesucht hatten, wurden einige Wochen darauf von den Engländern aufgefangen. Villeneuve war gefangen, Gravina tödtlich verwundet worden. Die Nachricht von dieser Niederlage traf Napoleon in Oestreich mitten im Laufe seiner Siege, und schlug ihn tief nieder. Aber es gehörte zu seinen Kunstgriffen, nie einzugestehen, daß er Verluste erlitten habe. Als er von der Niederlage dem gesetzgebenden Corps Bericht abstattete, sagte er gleichgültig: „Nach einem Treffen, in welches man sich unkluger Weise eingelassen hat, haben Stürme den Verlust einiger Schiffe verursacht." Welcher Jubel war aber in England! Und wie gönnte ganz Europa dem Uebermüthigen diese Demüthigung! — Auch Pitt freute sich; aber die Schlacht bei Austerlitz und der Frieden von Preßburg beugten ihn so tief, daß er vor Kummer im Januar 1806 ins Grab sank. Er starb mit den trübsten Aussichten in die Zukunft. „O mein Vaterland!" waren seine letzten Worte. Das schönste Zeugniß gab ihm Fox, sein Nachfolger als Minister, und bisher sein entschiedener Gegner, indem er sagte: „Pitt war ein großer Mann, und ich schätze es mir zur Ehre, daß man mich seinen politischen Gegner nannte." So wissen sich edle Männer auch bei Verschiedenheit der Ansichten einander zu schätzen! Keiner gewann durch Pitts Tod mehr als Napoleon,

dessen unversöhnlicher Feind er gewesen war; denn Fox war mehr zum Frieden geneigt.

Mit Oestreich war nun Napoleon fertig; aber darum war noch keine Ruhe in Europa. Kurz vor dem Ausbruche des östreichischen Krieges hatte er vom Könige Ferdinand von Neapel sich versprechen lassen, daß er seine Häfen allen Feinden Frankreichs sperren wollte. Dennoch war hier auf Betrieb der Königin Caroline, welche den neuen Kaiser glühend haßte, im November 1805 ein kleines englisch-russisches Heer gelandet, um den Franzosen in den Rücken zu fallen, und von den Einwohnern mit lauter Freude empfangen worden. Napoleon dachte auf Rache, und kaum hatte er sich mit Oestreich vertragen, so erklärte er öffentlich: „die Familie der Bourbons in Neapel habe zu regieren aufgehört.“ Die Drohung wahr zu machen, erhielt Joseph, Napoleons Bruder, den Befehl, mit einem Heere nach Neapel zu marschiren. Das wurde ohne alle Schwierigkeit ausgeführt; denn die Engländer und Russen hatten nach dem Preßburger Frieden sich wieder auf ihre Schiffe begeben, und daß die Neapolitaner schlechte Soldaten sind, ist bekannt. Bei Annäherung der Franzosen nahmen sie die Flucht; der König schiffte sich mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten, wie vordem, nach Sicilien ein, und überließ sein Volk sich selbst. Am 14. Februar 1806 hielt Joseph seinen Einzug in Neapel, und schnell wurde das Land unterworfen. Nur die Festung Gaeta vertheidigte sich hartnäckig. Hier befehligte der tapfere Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, und wurde von der Seeseite durch Sidney Smith trefflich unterstützt. Erst nach fünf Monaten ergab sich die Festung, nachdem der Prinz schwer verwundet worden war. Jeder Laut des Mißvergnügens wurde bei den Neapolitanern durch Blutgerichte unterdrückt. Dennoch erhoben sich die tapfern Einwohner von Calabrien, durch die Engländer unterstützt, und führten einen grausamen Parteikrieg gegen die Franzosen mit der ganzen Wuth, deren diese Südländer fähig sind. Zwar mußten sie zuletzt unterliegen, und überall sah man die gräßlichsten Blutscenen; aber die Franzosen verloren in den Schluchten der Gebirge unzählige Leute, die einzeln gefangen und grausam getödtet wurden. Napoleon ernannte seinen Bruder Joseph zum König beider Sicilien; aber die Insel besaß er noch nicht, und hat sie auch nie erhalten, weil die Engländer sie vertheidigen halfen. Daß Napoleon das Königreich Neapel auch mit zu seinem Nutzen gebrauchte, versteht sich von selbst. Er zog nicht nur viel Geld aus dem Lande, sondern verschenkte auch das Fürstenthum Benevento an seinen Minister Talleyrand, und das Fürstenthum Ponte Corvo an seinen General Bernadotte.

Auch für diejenigen seiner Verwandten, die noch nicht untergebracht waren, wurde nun gesorgt. Seine Schwester Pauline, die an den Prinzen von Borghese vermählt war, erhielt das Fürstenthum Guastalla in Oberitalien. Seinen Bruder Louis mußten sich die Holländer zum König ausbitten; zwar protestirten die Meisten dagegen, und erklärten, sie wünschten lieber eine republikanische Regierungsform zu behalten. Sie wurden aber nicht gehört; die Anhänger der Franzosen reisten unter dem Namen von Abgeordneten des ganzen Volks nach Paris, und baten, ihnen doch seinen Bruder Louis zu geben, weil

eine Monarchie der Wunsch der Mehrheit des Volks sey. Auch war Napoleon so gnädig, ihren Wunsch zu gewähren, und ihn zum König von Holland zu machen (5. Jun. 1806).

Napoleons Uebermuth wurde von Tage zu Tage immer größer. Der kriechende Senat gab ihm den Namen des Großen, und nun drängte er sich danach, seine Verwandten mit den alten Fürstenhäusern durch Heirathen zu verbinden. Eugen vermählte sich mit einer Prinzessin von Baiern, und sein jüngster Bruder, Jerome Napoleon, der bisher in Amerika Handlungscommis gewesen war, und dort eine reiche Kaufmannstochter geheirathet hatte, wurde nach Frankreich zurückgerufen, und mußte sich von seiner Frau scheiden, damit er eine Prinzessin von Würtemberg heirathen könnte. Wie wenig Napoleon daran lag, seine Verwandten eigentlich glücklich zu machen, sondern nur durch sie seine eigene Macht zu vergrößern, zeigte er dadurch, das er allen denen, die Länder erhalten hatten, ausdrücklich einschärfte, sie sollten nie vergessen, daß ihre erste Pflicht wäre, an Frankreichs Vortheil zu denken; erst ihre zweite Pflicht müsse ihren Unterthanen geweiht seyn. Mit Deutschland verfuhr er ganz eigenmächtig. So nahm er die freie Stadt Frankfurt am Main ohne Weiteres (18. Jan. 1806) weg, und übergab sie und das umliegende Gebiet dem Carl von Dalberg, der einst zum Nachfolger des Kurfürsten von Mainz ernannt gewesen war, und jetzt Kurerzkanzler hieß, einem sonst sehr braven und gelehrten, aber Napoleon ganz ergebenen Manne. Sein größter Eingriff in die Verfassung Deutschlands war aber, daß er am 12. Jul. 1806 den Rheinbund errichtete. Sechzehn, meist süddeutsche Fürsten, unter denen Baiern, Würtemberg, Baden, Nassau, Darmstadt, Berg u. s. w. waren, machten nämlich mit ihm eine Verbindung, daß sie ihn in allen seinen Kriegen unterstützen wollten, und wurden dem Namen nach souveraine Fürsten. Er selbst nannte sich Protector des Rheinbundes, und hielt es nicht einmal für nöthig, den Kaisern von Deutschland und Rußland und dem Könige von Preußen vorher eine Anzeige davon zu machen. Dadurch wurde das alte deutsche Reich ganz aufgelöst, und Kaiser Franz hielt es nun für angemessen, dem leeren Titel eines deutschen Kaisers ganz zu entsagen, und nahm dafür den eines Kaisers von Oestreich (Franz I.) an.

116. Preußisch-russischer Krieg gegen Frankreich 1806. — Friede von Tilsit 1807.

(Krieg zwischen Frankreich und Preußen 1806. Schlacht bei Jena und Auerstädt 14. October. Napoleon in Berlin 27. October. Entsetzung des Herzogs von Braunschweig und des Landgrafen von Hessen. Berliner Decret. Empörung der Polen. Treffen bei Pultusk 26. December 1806. Schlacht bei Eylau 7. 8. Februar 1807. Eroberung von Danzig 24. Mai 1807. Schlacht bei Friedland 14. Juni. Frieden in Tilsit 7. 9. Juli. Königreich Westphalen.)

Bei allen seinen eigenmächtigen Handlungen hatte Napoleon keine Macht mit mehr Uebermuth und mit mehr Tücke behandelt, als Preußen. Die Festung Wesel am Rhein hatte er ohne Umstände weggenommen, und während er Preußen die stärksten Versicherungen der Freundschaft that, England angeboten, er sei bereit, Hannover Preußen wieder wegzunehmen, wenn König Georg III. mit

ihm Frieden machen wollte. Allgemein war daher der Unwille unter dem preußischen Volke, und die preußischen Offiziere meinten, es habe bisher nur an einem so wohleingerichteten Heere, wie das preußische sey, gefehlt, um Napoleon zu besiegen. Volk und Heer sprachen laut ihren Wunsch aus, daß man Krieg anfangen müsse, und daß es ruhmvoller sey, mit Ehren unterzugehen, als länger die Verhöhnungen des Völkerrechts geduldig zu ertragen. Der sonst so friedlichgesinnte König wurde dadurch hingerissen, sich zum Kriege zu rüsten. Er schloß mit seinem Freunde, dem Kaiser Alexander, mit Georg III. und mit dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen ein Bündniß, obwohl der letztere kein aufrichtiger Freund war, und der Krieg wurde im October 1806 an Frankreich erklärt.

Aber es war nicht mehr das Heer Friedrichs des Großen. Die Soldaten bestanden zum Theil aus Ausländern, und waren, durch die Strenge der Behandlung aufgebracht, unlustig im Dienst. Die Offiziere waren ohne Kriegserfahrung, zum Theil voll Uebermuth, und genossen nicht das Vertrauen der Soldaten. Unter den Befehlshabern endlich fehlte Einigkeit, Entschlossenheit, zum Theil selbst guter Wille. Die Sachsen gingen ungern in den Krieg, und die Russen waren noch nicht über ihre Gränze gegangen.

Unter diesen traurigen Aussichten begann der Krieg. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen unweit Saalfeld fand der talentvolle Prinz Ludwig von Preußen, ein Vetter des Königs, am 10. October seinen Tod. Am 14. October kam es zu einer Doppelschlacht bei Jena und bei Auerstädt. So tapfer auch die Preußen größtentheils fochten, so waren sie doch weder an Zahl noch an Kriegserfahrung ihren Feinden gewachsen. Der Oberbefehlshaber, der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, wurde schwerverwundet vom Schlachtfelde geführt; es fehlte überall an Zusammenhang und an den nöthigen Befehlen. Zuletzt lösten sich die Reihen auf, und der eine floh hierhin, der andere dorthin. Napoleon ließ die einzelnen Heerhaufen sogleich durch besondere Corps verfolgen, damit sie keine Zeit hätten, zur Besinnung zu kommen und sich zu sammeln. Zugleich wurden von den preußischen Generalen Fehler auf Fehler begangen, die unbegreiflich seyn würden, wenn man nicht wüßte, wie stark die Ueberraschung auf den Verstand zu wirken pflegt. Fast allgemein hatte sich der unheilbringendste Kleinmuth ihrer bemächtigt. Die stärksten Festungen wurden zum Theil ohne Belagerung, wenigstens ohne nachdrückliche Vertheidigung, dem Feinde überliefert, der selbst über seine Erfolge staunte. In Erfurt ergaben sich 8000 Preußen; bei Halle wurde das ganze schöne Reserveheer unter Herzog Eugen von Würtemberg auseinander gesprengt; bei Prenzlau capitulirten 16,000 unter dem Fürsten von Hohenlohe; das feste Magdeburg öffnete die Thore, ebenso Spandau und Stettin, und das wohlbefestigte Küstrin ergab sich sogar einigen hundert Franzosen ohne die geringste Gegenwehr. Am tapfersten wehrte sich General Blücher. Er zog sich, da er keine Möglichkeit sah, nach der Oder zu entkommen, mit einem Theile des zerstreuten Heeres bis nach Lübeck zurück. Die unglückliche Stadt wurde von den Franzosen erstürmt, gräßlich verwüstet, und Blücher mit dem Reste seiner Truppen mußte sich an Bernadotte ergeben.

Am 27. October 1806 hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Von hier aus erklärte er den Herzog von Braunschweig für entsetzt, und dessen Land für verfallen. Der unglückliche Herzog starb in tiefem Gram in Ottensen bei Hamburg. Auch Hessen ließ Napoleon durch Mortier besetzen, weil der Kurfürst sich mit Preußen habe verbinden wollen. Mit Mühe erhielt der Herzog von Weimar, der als preußischer General dem Kriege hatte beiwohnen müssen, Verzeihung. Am besten kam Sachsen weg. Napoleon schloß mit dem Kurfürsten einen Frieden, und verlieh ihm den Titel eines Königs von Sachsen, wofür dieser zum Rheinbunde übertrat, und Truppen liefern mußte. In Berlin war es auch, wo Napoleon eine Achtserklärung gegen das ihm verhaßte England schleuderte. Er erklärte nämlich, daß aller Verkehr mit England in allen, Frankreich unterworfenen oder verbündeten Ländern streng verboten sey; alle Schiffe, die in England angelegt hätten, sollten ebenso wie englische weggenommen, alle auf dem festen Lande befindliche Engländer festgenommen, und alle englische Waaren confiscirt werden, eine eben so drückende Maßregel für England, dessen Handel dadurch sehr litt, als besonders für die Völker des festen Landes, die nun aller englischen Waaren entbehren, und Zucker, Kaffee und andere Colonialwaaren übertrieben theuer kaufen mußten.

Am wenigsten war zu billigen, daß Napoleon die Polen gegen Preußen aufwiegelte. Daß die Polen seit 1795 höchst ungern die preußische Herrschaft trugen, wissen wir schon, und daß sie unabhängig zu seyn wünschten, kann man ihnen nicht verdenken. Aber sie hatten seitdem vom Könige große Wohlthaten erhalten, und wurden besser und gerechter regiert als vordem. Dessenungeachtet hörten sie auf den ersten Aufruf Napoleons, sich frei zu machen. Zwei in Frankreichs Heeren dienende Polen, Dombrowski und Wibicki, riefen die Polen auf, das preußische Joch abzuschütteln; der göttliche Napoleon komme, sie unter seinen Schutz zu nehmen, und habe versprochen, ihr Vaterland wieder herzustellen, und ihnen einen einheimischen König zu geben.*) Schnell fühlte sich das leichtsinnige Volk wie berauscht; sie erhoben sich, vertrieben die preußischen Beamten, und gaben willig ihr Vermögen dem Manne hin, der vielleicht nie ernstlich daran gedacht hat, das Königreich Polen wieder zu gründen.

Die geringen Ueberreste des preußischen Heeres waren nach West- und Ostpreußen zurückgezogen, um sich an die Russen anzuschließen, die nun unter Bennigsens Anführung heranrückten. Eben dahin hatte sich auch der König mit seiner Familie begeben. Während des Winters wurde in Polen und Preußen nichts Entscheidendes unternommen. Napoleon war mit seinem Heere

*) Der göttliche Napoleon hat aber schlecht Wort gehalten. Sein Schutz bestand darin, daß er die polnischen Truppen, die auf Kosten der Polen ausgerüstet werden mußten, für seine Zwecke gebrauchte, und das Vermögen der damals noch reichen Polen an sich zog, so daß in diesem unglücklichen Lande jetzt nur wenige wohlhabende Familien noch gefunden werden. Auch den verheißenen einheimischen König erhielten sie nicht; ja nicht einmal wurde das polnische Reich wieder hergestellt, sondern nur das bisherige Südpreußen wurde dem Könige von Sachsen unter dem Namen eines Herzogthums Warschau gegeben. — So lohnte Napoleon Allen, die sich ihm leichtgläubig hingaben!

auch dahin gezogen. Zwar maßen sich Franzosen und Russen am 26. December 1806 in dem blutigen Treffen bei Pultusk; aber beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Noch gräßlicher war die Schlacht bei Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar 1807, in welcher die Hauptheere sich trafen, und die Preußen den alten Ruhm bewährten. Das Blut floß auf den mit Schnee bedeckten Fluren in Strömen; Russen sowohl als Franzosen sah man reihenweise hingestreckt, und ein ganzes französisches Corps, das des Generals Augereau, wurde so gänzlich aufgelöst, daß nur noch Einzelne davon übrig waren. Ueber 40,000 Todte und Verwundete deckten den Wahlplatz. Und doch war auch diese fürchterliche Schlacht ohne Entscheidung. Jeder behauptete, gesiegt zu haben. Die Wahrheit war, daß Beide so ungeheure Verluste erlitten hatten, daß sie sich zurückziehen mußten, um die erschöpften Kräfte wieder zu stärken. Dazu kam, daß sich die Festung Danzig, von dem tapfern preußischen General Kalkreuth vertheidigt, noch hielt, und Napoleon erst ihren Fall abwartete, um weiter vorzudringen.

Seit dem Winter waren auch die schlesischen Festungen von den Bundesgenossen der Franzosen, den Baiern und Würtembergern, belagert worden. Die Festungen Glogau, Brieg, Schweidnitz und Breslau vertheidigten sich nur lau; tapferer Neiße; und Kosel, Glatz und Silberberg harrten bis ans Ende des Krieges aus. Noch mehr thaten sich Colberg in Pommern und Graudenz in Westpreußen hervor.

Endlich mußte sich Danzig am 24. Mai 1807 an die Franzosen ergeben. Die Hauptheere rückten nun wieder gegen einander, und trafen sich bei Friedland in Ostpreußen am 14. Jun., dem Schlachttage von Marengo. Die Russen erlitten eine vollkommene Niederlage; auch die Preußen wurden zurückgeschlagen, und Königsberg besetzt. In guter Ordnung zogen sich die Russen und Preußen nach Tilsit, bis hinter den Niemen, zurück. Napoleon folgte schnell. Da hielten es die Verbündeten für gerathen, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, den jener gern annahm; denn wohl mochte ihn grauen, in das unwirthbare Rußland einzudringen, an dessen Gränze er fast stand. Tilsit wurde für neutral erklärt; auf einem Floß mitten im Flusse traten die beiden Kaiser am 25. Jun. zusammen, sich über den Frieden zu besprechen. Am folgenden Tage wohnte auch Friedrich Wilhelm der Unterredung bei, wurde aber kalt empfangen, und selbst die liebenswürdige Königin vermochte nicht den gefühllosen Corsen zu günstigen Bedingungen zu stimmen.

Am 7. Jul. 1807 wurde der Frieden von Tilsit zwischen Frankreich und Rußland, am 9. zwischen Frankreich und Preußen geschlossen. Rußland verlor nichts, erhielt im Gegentheil ein Stück von Ostpreußen, mußte aber versprechen, den Engländern seine Häfen zu verschließen. Friedrich Wilhelm dagegen mußte dem Frieden ungeheure Opfer bringen. Er verlor fast die Hälfte seiner Staaten, alle Provinzen auf dem linken Ufer der Elbe, deren Bewohner mit so treuer Liebe an seinem Hause hingen, und zugleich wurde ihm eine so übertrieben hohe Contribution aufgelegt, daß sie unter vielen Jahren nicht zu erschwingen war. Bis dieselbe ganz abgezahlt sey, wurden die preußischen Provinzen von französischen Truppen besetzt gehalten, und das unglückliche Land

mußte diese auf seine Kosten unterhalten. Danzig sollte eine freie Stadt seyn, war es aber nur dem Namen nach; denn fortwährend blieb es in den Händen der Franzosen, so daß die sonst so blühende Stadt schnell verarmte. Was Napoleon dem Könige von Preußen, dem Herzoge von Braunschweig und dem Kurfürst von Hessen abgenommen hatte, wurde zu einem Königreiche Westphalen vereinigt, und dieses dem Jerome Bonaparte, einem körperlich und geistig schwachen Menschen, gegeben.

Mit tiefer Rührung nahm Friedrich Wilhelm von seinen ihm entrissenen Unterthanen Abschied. Nur die Hoffnung auf bessere Zeiten, nur das Bewußtseyn, das harte Schicksal nicht verdient zu haben, nur die fromme Ergebung in den unerforschlichen Rathschluß des Gottes, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, konnte den gebeugten König und seine betrübten Unterthanen trösten. Ein glühender Unwille über den Uebermuth und die Raubsucht der Franzosen setzte sich in den Herzen der Preußen fest; jetzt mußte er schweigend dulden, aber er sollte sich sechs Jahre später Luft machen. Erst später hat sich gezeigt, wie nützlich jene Zeit der Trübsal und Erniedrigung für Preußen gewesen ist. Im Unglück erstarkte das Volk, schloß sich fester an seinen König an, und erhielt viele Einrichtungen, deren Zweckmäßigkeit eine Reihe von Jahren bewiesen hat. Dahin gehört das Edict, daß Jeder das Recht habe, Güter anzukaufen 1807, die Städteordnung 1808, und viele andere.

117. Eroberung von Portugal, Spanien, Hetrurien und Rom 1807 und 1808.

(Christian VII. von Dänemark. Bombardement von Kopenhagen durch die englische Flotte 2. Sept. 1807. — Flucht des portugiesischen Hofes nach Brasilien. Besetzung von Lissabon durch Junot 1. Dec. 1807. — Spanische Angelegenheiten. Karl IV. 1788 — 1808. Friedensfürst Godoy und Prinz Ferdinand von Asturien 29. Oct. 1807. Unruhen in Aranjuez 18. März 1808. Ferdinand VII. König. Congreß in Bayonne. Entsagung Karls IV. und Ferdinands 6. Mai 1808. Joseph König von Spanien, Murat von Neapel. Krieg in Spanien 1808—1813. Belagerung von Saragossa 1809. Wellesley (Wellington) in Spanien. — Abführung des Papstes Pius VII. 6. Juli 1809 aus Rom.)

Ein Staat, den wir bisher wenig zu erwähnen Gelegenheit hatten, Dänemark, hatte an den großen Begebenheiten der letztern Jahre keinen Antheil genommen. Der König Christian VII.*) war seit lange seines Verstandes beraubt, eine Folge seiner jugendlichen Ausschweifungen; sein Sohn, der Kronprinz (der nachherige [1808—1839] König Friedrich VI.), regierte für ihn, und erhielt seinem Lande den Frieden. Aber auch er sollte endlich in das allgemeine Verderben mit hineingezogen werden. Napoleon hatte in seinem Haß gegen England vom Kronprinzen verlangt, daß er den englischen Schiffen seine Häfen verschließen sollte. Das wurde aber abgeschlagen, weil das an vielen sehr nöthigen Dingen arme Dänemark ohne den Handel mit England schwer bestehen konnte. Darüber ergrimmte der Kaiser, und äußerte: „Dieser kleine Fürst möge sich in Acht nehmen." Nach dem Frieden von Tilsit verlautete, daß

---

*) Auf Friedrich IV. war Christian VI. (1730—1746), auf diesen Friedrich V. (1746 — 1766) gefolgt. Dessen Sohn war Christian VII. (1766—1808).

er gesonnen sey, Holstein zu besetzen, und die dänische Flotte mit Gewalt wegzunehmen, um sie gegen England zu gebrauchen. Sobald dies in England ruchbar wurde, beschloß man ihm zuvorzukommen, und die Flotte in Sicherheit zu bringen. Von dem Allen ahnte man in Dänemark nichts. Erst als sich eine ansehnliche englische Kriegsflotte in der Nähe von Kopenhagen sammelte, wurde man aufmerksam, und endlich erschien ein englischer Gesandter, und verlangte, daß Dänemark entweder mit England ein Bündniß schließen, oder die Flotte bis zum Frieden in einen englischen Hafen in Sicherheit bringen müßte. Diese Forderung wurde vom Kronprinzen mit Unwillen verworfen, und das ganze Volk stimmte ein. Wetteifernd griffen in Seeland, besonders in Kopenhagen, da es an Soldaten fehlte, Bürger, Kaufleute, Studenten, Bauern zu den Waffen, um jeden Angriff abzutreiben. Nun aber eröffneten die Engländer 2. September 1807 von der Land- und Seeseite zugleich ein fürchterliches Bombardement auf Kopenhagen; besonders thaten die mit den brennbarsten Stoffen gefüllten congreveschen Raketen den entsetzlichsten Schaden. Drei Tage und drei Nächte hindurch wurde die Stadt unaufhörlich beschossen. Ueberall brach Feuer aus; bald lagen 25 Straßen in Asche, eine Menge der Einwohner wurde getödtet, die Stadt schien untergehen zu sollen. Da endlich capitulirte der dänische Commandant; Kopenhagen wurde auf 6 Wochen von den Engländern besetzt, und alle Kriegsschiffe, Schiffsvorräthe und Materialien von ihnen als Beute fortgeschleppt. Die Folge davon war, daß nun der Kronprinz England den Krieg erklärte, daß er sich Napoleon in die Arme warf, und daß französische Truppen Dänemark, um es gegen England zu schützen, besetzten. Sie blieben bis zum Jahre 1809; Dänemark blieb aber von nun an dem Bündnisse mit Frankreich getreu.

Auch das entfernte Portugal wurde in das allgemeine Kriegsverderben, mit dem Napoleon Europa erfüllte, sehr unschuldigerweise hineingezogen. Die regierende Königin (Maria, Wittwe Peters III., 1777—1816) war geistesschwach; für sie regierte ihr ältester Sohn, der Prinz Johann. Er hatte sich bisher an England angeschlossen, weil das Land ohne den Handel mit demselben nicht bestehen konnte. Jetzt befahl Napoleon gleich nach dem tilsiter Frieden gebieterisch, daß er die Engländer von seinen Häfen ausschließen sollte. Was sollte Johann thun? Heimlich blieb er England getreu, und entschloß sich, im Falle der Noth Portugal Preis zu geben, und nach Brasilien auszuwandern, während er, um Zeit zu gewinnen, mit Napoleon unterhandelte und zu gehorchen versprach. Aber dieser hatte längst Absichten auf Portugal, und ließ ein Heer unter General Junot durch Spanien gegen Lissabon aufbrechen; denn er hatte die Absicht, einen Theil des Landes der verwittweten Königin von Hetrurien, der er dafür ihr Land genommen hatte, zur Entschädigung zu geben. Jetzt rückte Junot in Portugal ein, und war nur noch wenige Stunden von Lissabon entfernt. Eilig schiffte sich Johann mit seiner Familie und seinen Schätzen ein, segelte nach Brasilien, und schlug hier in Rio Janeiro seinen Thron auf. Junot aber hielt am 1. December 1807 seinen Einzug in Lissabon, und erklärte, daß das Haus Braganza zu regieren aufgehört habe. Von einer Entschädigung der Königin von Hetrurien war aber nicht weiter die Rede.

Es war, als wenn jedes Gelingen einer Gewaltthat den unersättlichen Herrscher zu neuen Räubereien aufmunterte. Zunächst kam Spanien an die Reihe. Hier regierte Karl IV. 1788—1808, ein höchst schwacher und träger Fürst. Er hatte nur Sinn für die Jagd, und überließ die Regierung seiner Frau, und diese wieder dem sogenannten Friedensfürsten, Emanuel Godoy. Dieser Mann hatte sich als Lieutenant der Garde durch sein schönes Guitarrenspiel der Königin so empfohlen, daß sie ihn zu ihrem Günstling machte, und durch ihre Gunst stieg er von Stufe zu Stufe, bis er erster Minister war, und statt des Königs unumschränkt regierte. Die höchsten Ehren wurden ihm zugewandt, ja sogar befohlen, ihn ebenso wie den König zu ehren. Dabei war er ein Mann ohne ausgezeichnete Talente, voll niedriger Leidenschaften, und verschwendete die Gelder des Staates. Die Großen haßten ihn, weil er sie übermüthig behandelte, und er doch an Geburt unter ihnen stand. Auch das brachte sie auf, daß er Spanien seit dem Frieden von Basel in die Abhängigkeit von Frankreich gegeben hatte. Dieser Mann nun hatte sich sogar mit einer königlichen Prinzessin vermählt, und es schien ganz, als dächte er daran, bei Karls Tode den spanischen Thron zu besteigen.

Keinen aber erfüllte dies Alles mit tieferem Unwillen als — Karls ältesten Sohn, Ferdinand, den Prinzen von Asturien. Vom Vater mit Gleichgültigkeit, von der Mutter mit Haß, vom Günstling mit Verachtung behandelt, schlich er umher, den nagenden Gram im Herzen. Mehrere Unzufriedene schlossen sich an ihn an, und riethen ihm, mit Napoleon in geheime Unterhandlungen zu treten. Das geschah zwar, aber dieser schwieg, günstigere Umstände erwartend, sich Spaniens zu bemächtigen. An Vorwand dazu ließ es Godoy nicht fehlen.

Als Preußen 1806 Napoleon den Krieg erklärt hatte, glaubte der Friedensfürst, jetzt sey gelegene Zeit, Spanien von der französischen Abhängigkeit loszumachen. Er rüstete schnell das spanische Heer; als aber die Schlacht bei Jena die Umstände änderte, gab er geschwind wieder süße Worte. Doch Napoleon täuschte er nicht, und fortan war bei diesem sein und Spaniens Untergang beschlossen; nur einen Vorwand suchte er noch. Zuerst verlangte er Durchmarsch seines Heeres nach Portugal; es wurde bewilligt, und als nun die Franzosen in Spanien einrückten, nahmen sie mehrere Festungen an den Pyrenäen weg, ohne daß Godoy zu protestiren wagte; denn er hatte ein böses Gewissen, und ging eben damit um, den Prinzen von Asturien zu stürzen. Die Rathgeber des Prinzen nämlich hatten diesen endlich bewogen, eine Klageschrift über die schlechte Verwaltung des Friedensfürsten zu übergeben. Godoy erfuhr das, und schnell kam er ihm zuvor. Er und die Königin (eine zweite Isabeau) versicherten dem schwachen Könige, Ferdinand gehe damit um, ihn, den eigenen Vater, um Krone und Leben zu bringen. Der Prinz hatte zwar nie daran gedacht, aber der König glaubte es, ließ ihn am 29. October 1807 verhaften, und machte die ganze Sache öffentlich bekannt; dazu hatte ihn Godoy ausdrücklich beredet, damit Ferdinand von der Thronfolge ausgeschlossen würde; denn ein von ganz Europa als so verbrecherisch dargestellter Sohn konnte nicht füglich den Thron zu besteigen hoffen. Allein der Prinz berief sich auf

seine Unschuld, und betheuerte, er habe nur der Anmaßung des Friedensfürsten entgegentreten gewollt. Auch zeigte das Volk unzweideutig seine Liebe für den unterdrückten Prinzen, und seinen Abscheu vor dem Günstling. Nun wurde diesem bange; er sah, daß er zu weit gegangen sey, und beschloß, den gänzlichen Sturz des Prinzen auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben. Er stellte sich daher, als schmerze ihn dieser Familienzwist, und als wolle er den Vater und den Sohn mit einander aussöhnen. Er setzte im Namen Ferdinands zwei demüthige Briefe auf, einen an den König, den andern an die Königin, die Ferdinand, der sich auch dabei höchst schwach benahm, unterschreiben mußte, und nun erklärte der König, sein Vaterherz vermöge nicht, den eigenen Sohn zu verdammen; er habe ihm, dem Reuigen, vergeben, weil die Königin für ihn gebeten habe. Napoleon sah diesem Unfrieden mit Vergnügen aus der Ferne zu, und dachte nach, wie er ihn zu seinem Vortheil benutzen wollte; denn Spaniens Besitz schien ihm größere Vortheile zu versprechen, als alle andere erworbene Länder.

Im Februar 1808 ließ er dem Könige sagen, er verlange, daß der Theil von Spanien, der zwischen dem Ebro und den Pyrenäen liege, an Frankreich abgetreten werde; dafür wolle er ihm Portugal überlassen. Er hoffte auf Widerspruch, und dann hatte er einen Vorwand, das ganze Land mit Gewalt wegzunehmen. Zu seinem Mißvergnügen willigte Godoy sogleich ein; jener mußte also einen andern Vorwand suchen. Er befahl seinem Schwager Murat mit dem Heere nach Madrid vorzurücken. Die königliche Familie erschrak darüber so, daß Godoy den König leicht zu dem Entschlusse beredete, Spanien heimlich zu verlassen, und sich nach seinen amerikanischen Besitzungen zu begeben. Von Aranjuez (sprich Aranchues), wo sich der König aufhielt, sollte die Flucht beginnen, und über Sevilla nach Cadiz gehen. Aber das Gerücht davon verbreitete allgemeinen Schrecken und Unwillen. „Wie?" rief das Volk, „nachdem uns der König durch die Nichtswürdigkeit seines Günstlings ins Unglück gestürzt, und an Frankreich verrathen hat, will er uns, seine treuen Spanier, im Unglücke verlassen?" Zahlreiche Haufen Volks eilten nach Aranjuez, sich seiner Abreise zu widersetzen, und laut forderten sie den Tod des Friedensfürsten. Am 18. März 1808 wurde der Tumult am ärgsten. Der mit doppelter Wache besetzte Palast desselben wurde vom wüthenden Volke gestürmt; Godoy rettete sich mit Mühe in den Winkel eines Heubodens, und erwartete hier mit klopfendem Herzen den Ausgang. Der König und die Königin waren in der größten Bestürzung. Vergeblich entsetzte jener, um das Volk zu beruhigen, den Fürsten aller seiner Aemter und Würden. Jetzt war es zu spät; der Lärm wuchs von Stunde zu Stunde, und brach auch in Madrid los. Auch hier wurde der prachtvolle Palast des Günstlings erstürmt, die herrlichsten Tapeten zerfetzt, die Gemälde, die kostbarsten Meubeln zertrümmert und auf die Straßen geworfen, und das Gebäude selbst durch tausend geschäftige Hände dem Boden gleich gemacht. — Am 19. März entdeckte man den Friedensfürsten; der Durst hatte ihn hervorgetrieben, und gleich stürzte der Pöbel wüthend über ihn her, ihn zu zerreißen. Die Königin war, bei der Gefahr ihres Lieblings, außer sich; fußfällig bat sie den Prinzen von Asturien, ihm das Leben zu retten. Mit Mühe wurde dies dadurch bewirkt, daß dieser ihn durch eine zahlreiche

Wache nach dem Wachthause begleiten ließ. Der bisher so mächtige Mann bot nun einen kläglichen Anblick dar; die Kleider hingen ihm in Fetzen herab, der Körper war mit Blut bedeckt, und seine Züge von Entsetzen und Angst entstellt.

Noch an demselben Tage machte König Karl bekannt, daß er seinem Sohne Ferdinand (1808 — 1833) freiwillig die Regierung abgetreten habe, damit er selbst zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in einem wärmeren Himmelsstriche als Privatmann leben könne. Gewiß war dieser Schritt nicht erzwungen; denn er war der Regierung, bei seiner leidenschaftlichen Jagdliebe, längst überdrüssig. Die Nachricht, daß Ferdinand VII. den Thron bestiegen habe, erregte in ganz Spanien die lauteste Freude, und als er endlich zu Pferde in Madrid seinen Einzug hielt, jauchzte ihm das Volk freudetrunken entgegen. Wie viel hätte dieser Mann für sein Volk thun können, und wie wenig hat er gethan! —

Sobald Murat erfuhr, was geschehen war, führte er das französische Heer nach Madrid, und besetzte die Stadt. Ferdinand meldete ihm seine Thronbesteigung, erhielt aber die Antwort, er könne ihn noch nicht als König anerkennen, weil Napoleon ihm darüber noch keine Vollmacht ertheilt habe. Auch an Napoleon schrieb der neue König, und lud ihn freundlich nach Madrid ein. Er ahnte nicht, daß sich ein furchtbares Gewitter über ihm zusammenzöge. Die alte Königin nämlich bereute, daß ihr verhaßter Sohn jetzt schon den Thron erhalten hatte, und sie und die Königin von Hetrurien, ihre Tochter, bestürmten den willenlosen alten König, eine Erklärung zu unterschreiben, daß ihm die Niederlegung der Regierung abgedrungen sey. Diese Schrift schickten sie — Murat war mit in das Geheimniß gezogen — an Napoleon, und der alte König begleitete sie mit einem Briefe, in welchem er sagte, er überlasse sein eigenes, seiner Frau und des Friedensfürsten Schicksal Napoleons großmüthiger Entscheidung.

Wie freute sich Napoleon über die Einfalt, die ihm Spanien leichter, als er je hatte hoffen können, in die Hände spielte! Denn daß ihm das Volk würde Widerstand leisten, erwartete er nicht. Er glaubte es nur mit der königlichen Familie zu thun zu haben, und diese wollte er auf französischen Boden locken. Zuerst ließ er dem jungen Könige unter den Fuß geben, ihm entgegen zu reisen. Das that dieser auch, und stutzte, als er ihn auf dem Wege nicht fand. Da redete man ihm zu, doch vollends bis nach Bayonne zu reisen, wohin sich Napoleon begeben hatte. Unglücklicherweise ging er in die Falle. Napoleon nahm ihn kalt auf, und erklärte ihm am 20. April, daß die Familie der Bourbons aufgehört hätte, in Spanien zu regieren. Wie erstaunte Ferdinand über diese Treulosigkeit! Aber entrinnen konnte er nun nicht mehr. In entschiedenem Tone verlangte Napoleon, er solle die Thronentsagung unterschreiben. Ferdinand verweigerte dies standhaft, und bat vergebens, ihn wenigstens wieder abreisen zu lassen. Während dieser Verhandlungen trafen auch der alte König, die Königin und der freigelassene Friedensfürst ein. Napoleon hatte sie herbeiholen lassen, um sie bei der Thronentsagung Ferdinands zu gebrauchen. Daß alle drei bereit waren, dazu die Hände zu bieten, versteht sich bei ihrer Charakterlosigkeit von selbst. Der alte schwache Herr stellte eine feierliche Erklärung

aus, daß er alle seine Rechte auf Spanien und Indien an Napoleon abtrete; dafür wurde ihm ein Schloß in Frankreich zum Aufenthalte und lebenslänglicher Unterhalt versprochen. Nun wurde Ferdinand herbeigeholt, und nachdem ihm der Vater die heftigsten Vorwürfe gemacht hatte, rief Napoleon: „Prinz, Sie haben nur zwischen Entsagung und dem Tode zu wählen.“ Das wirkte; Ferdinands Gemüth war zermalmt, sein Muth gebrochen. Er stellte (6. Mai 1808) die geforderte Entsagung aus, und verwies die Spanier an Napoleons Schutz. Auch er erhielt ein Schloß in Frankreich, wo er zwar Unterhalt bekam, aber unter genauer Aufsicht gehalten wurde. Ebendahin gingen auch die andern spanischen Prinzen ab. Die Königin von Hetrurien und der Friedensfürst erhielten Pensionen.

Napoleon war auf dem höchsten Gipfel der Freude, und dachte, nun mit Spanien fertig zu seyn. Aber er täuschte sich gewaltig; denn in den Spaniern lag eine Kraft und ein Widerwille gegen die französische Herrschaft, die er nicht geahnt hatte. Schon kurz vor Ferdinands Thron-Entsagung, am 2. Mai, hatte sich der Pöbel in Madrid gegen die Franzosen empört, war aber durch Murats Entschlossenheit und Strenge nach vielem Blutvergießen bezwungen worden. *) Jetzt beschied Napoleon eine Anzahl angesehener Spanier nach Bayonne, um mit ihnen (Nationaljunta) eine neue Verfassung zu entwerfen; aber nicht alle kamen, und die, welche sich einfanden, wurden von den Spaniern als Abtrünnige betrachtet. Darauf ernannte er (6. Jun.) seinen Bruder **Joseph** zum Könige von Spanien; **Murat** erhielt den Thron von Neapel, und das Großherzogthum **Berg** gab er dem ältesten Sohne des Königs von Holland.

Sobald in Spanien kund wurde, daß der geliebte Ferdinand in Bayonne gefangen gehalten würde, erhob sich an vielen Orten das Volk, und ermordete die Franzosen und ihre Anhänger. Ueberall aber rüstete man sich, jedem Angriffe der französischen Heere zu begegnen, und einen Kampf auf Tod und Leben zu bestehen. So anziehend es auch wäre, die einzelnen Vorfälle dieses Kriegs, der sich nun entspann, und bis 1813 dauerte, näher zu betrachten, so erlaubt es doch der Raum nicht. Nur so viel merke man sich, daß sich mehrere angesehene Männer vereinigten, und unter dem Namen einer **obersten Junta** das Land für den gefangenen und abwesenden Ferdinand regierten. Zwar drangen französische Heere ein, zwar reiste Joseph (20. Jul.) nach Madrid, aber die ersten wurden von den Spaniern gefangen genommen, und Joseph nicht als

*) Zwei junge Artillerieoffiziere (Daviz u. Velarde), von einer Anzahl entschlossener Männer gefolgt, pflanzten plötzlich in einer der Hauptstraßen zwei Kanonen auf, und begannen sogleich das Feuer auf eine ihnen gegenüberstehende starke französische Abtheilung. Der commandirende französische Offizier, erschreckt und seine Gegner im ersten Augenblicke für überlegen haltend, gab Zeichen, daß er wegen der Uebergabe unterhandeln wolle. Als die beiden Spanier aber sich deshalb näherten, wurden sie von einem dichten Kugelregen empfangen; sie stürzten todt nieder und ihre Begleiter wurden zerstreut, worauf die Franzosen über die Einwohner herstürzten, um blutige Rache zu nehmen. Es wurde in den Straßen, Häusern und sogar Kirchen eine blutige Metzelei angerichtet. Auf diese Nachricht erhoben sich auch die Provinzen gegen die Franzosen, und der 2te Mai wird seit 1808 als ein Trauerfesttag betrachtet.

König anerkannt; ja er mußte (1. Aug.) Madrid wieder verlassen. Da stellte sich Napoleon gegen Ende des Jahres 1808 selbst an die Spitze seiner Heere, warf die Spanier in mehreren Schlachten zurück, und drang siegreich bis Madrid vor, eroberte auch (4. Dec.) die Stadt; aber nur da, wo seine Heere standen, war er Herr des Landes, sonst überall war das Volk aufgestanden, und wehe den Franzosen, die einzeln den erbitterten Landleuten in die Hände fielen; sie wurden grausam zu Tode gemartert. Joseph kehrte nun zwar (12. Jan. 1809) nach Madrid zurück, aber seine Befehle wurden nur da befolgt, wo die französischen Soldaten ihnen Nachdruck gaben. — Eben so erbittert setzten die Spanier 1809 den Krieg fort, und zeigten bei der Belagerung von Saragossa, was ein von Vaterlandsliebe begeistertes Volk vermag. Alles, was die Belagerungskunst leisten kann — und darin sind die Franzosen Meister — wandten diese an, die Stadt zu überwältigen. Die Einwohner weihten sich feierlich dem Tode, und schwuren, mit den Waffen in der Hand zu sterben, oder sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben; und sie haben Wort gehalten. Nicht nur über der Erde, auch unter derselben, in Minen, wurde mit Wuth gefochten, und als endlich die Wälle erstürmt waren, vertheidigten die Spanier noch Straße für Straße, ja selbst Haus für Haus. Zuletzt waren, als auch noch Seuchen und Hungersnoth wütheten, fast nur noch Greise, Weiber, Kinder und Kranke übrig, welche die Trümmer der Stadt im Februar (21.) 1809 übergaben. 38,000 Männer waren gefallen, und an 60,000 Franzosen vor den Wällen erschlagen worden. Was müßten die Spanier seyn, wenn sie so gut regiert würden, wie sie bisher schlecht regiert worden sind!

Schon 1808 im August war ein englisches Heer unter General Wellesley, der nachher zum Herzog von Wellington ernannt wurde, in Portugal gelandet, hatte den General Junot mit allen seinen Franzosen gefangen genommen, und Portugal befreit. Dann schlossen sich die Engländer unter diesem trefflichen Feldherrn an die Spanier an, und haben ihnen gegen die Franzosen wacker kämpfen geholfen. Zwar wurden sie, wie die Spanier, manchmal geschlagen, aber auch die französischen Heere erlitten große Niederlagen. Napoleon schickte Jahr für Jahr neue Truppen hin; diese konnten aber Spanien nur theilweise erobern, und fanden zuletzt ihren Untergang, bis 1813 die letzten aus dem Lande getrieben wurden.

So empörend auch Napoleons Betragen gegen das edle Volk der Spanier war, so wurde doch in ganz Europa, vorzüglich von der katholischen Christenheit, seine Gewaltthätigkeit gegen den Papst noch stärker empfunden. Pius VII. war 1804 von ihm benutzt worden, bei seiner Krönung zu figuriren. Daraus hätte man schließen sollen, daß eine recht warme Freundschaft gegen den alten Mann bei ihm stattfinden müßte. Aber im Gegentheil; es hatte ihn geärgert, daß Pius überall auf seiner Reise durch Frankreich mit so großer Verehrung aufgenommen worden war. Auch Pius war gegen Napoleon ungünstig gestimmt; die beständigen Durchmärsche der französischen Truppen durch den Kirchenstaat und ihre Erpressungen brachten ihn auf, und heimlich war er ein Freund Englands und Oestreichs. Das wußte Napoleon, und darum wurde seine Empfindlichkeit nur noch mehr gesteigert. Endlich faßte er den Entschluß, den

Papst des Kirchenstaats, also der weltlichen Herrschaft, ganz zu berauben, und ihn als Oberhaupt der katholischen Christenheit nach Paris zu versetzen. Nun wurde schnell ein Vorwand gesucht, Streit anzufangen. Zuerst besetzte der Kaiser, ohne den Papst zu fragen, italienische Bischofsstellen; dann verlangte er, der Papst sollte sich mit ihm gegen alle Feinde Frankreichs verbinden. Aber dagegen erklärte sich Pius geradezu; seine Häfen den Engländern zu schließen, sey er bereit; aber sich mit fast allen europäischen Mächten in einen Krieg einzulassen, würde sich für einen Prediger des Friedens nicht geziemen. Darauf rückten (2. Febr.) 1808 unter General Miollis französische Soldaten in Rom ein, unter dem Vorwande, nach Neapel durchzumarschiren; aber sie blieben da, besetzten die Stadt, entwaffneten die päpstlichen Truppen, und spielten die Herren. Pius duldete, was er nicht hindern konnte, dem die Rache anheim stellend, der da gerecht richtet, und auch seitdem gerecht gerichtet hat. Dann wurde derjenige Theil des Kirchenstaats, der an das adriatische Meer gränzt, dem Papste genommen, und mit dem italienischen Königreiche vereinigt, damit nicht hinfort Neapel von den übrigen mit Frankreich verbundenen Ländern getrennt sey, und weil der Papst sich hartnäckig geweigert habe, den Engländern den Krieg zu erklären. Pius begnügte sich, gegen diese Gewaltthat zu protestiren, und erklärte mit Ergebung: „Er wolle fest und ruhig erwarten, was die Gewalt noch ferner gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche versuchen würde." Dann schrieb er eine Abmahnung an Napoleon, in welcher es hieß: „Ihr werdet uns zwingen, daß auch wir in der Demuth unseres Herzens jene Macht in Anwendung bringen, die der Allmächtige in unsere Hände gelegt hat. Die Uebel, die von Euch ausgehen, sollen alle auf Euer Gewissen fallen."

Nun folgte eine Härte auf die andere. Die treuen Diener des Papstes wurden eingekerkert oder verwiesen; die, welche den französischen Gesetzen nicht unbedingt Folge leisteten, erschossen, und in der römischen Zeitung laut auf den Papst geschmäht. Dem Allen setzte Pius die standhafteste Geduld entgegen, und die ganze Stadt trauerte mit ihm. Endlich am 17. April 1809 folgte der härteste Schlag. Napoleon befahl, daß auch der Ueberrest des Kirchenstaats nebst der Hauptstadt eingezogen, und zu Frankreich geschlagen werden, der Papst aber nur geistliches Oberhaupt bleiben, und als solches eine bestimmte Rente erhalten sollte. Am 9. Jun. wurde der kaiserliche Befehl in Rom bekannt gemacht. Pius protestirte am folgenden Tage laut dagegen, und verwarf das Gnadengehalt, „weil er sich im Angesichte der Kirche beflecken würde, wenn er es aus den Händen des Usurpators der Kirche annehmen wollte; übrigens vertraue er auf Gott und auf die Frömmigkeit der Gläubigen." Dann sprach er den Bann aus gegen Alle, welche bisher die Gewaltthätigkeiten im Kirchenstaate ausgeübt hätten, zuletzt endlich gegen Napoleon selbst und alle seine Rathgeber und Mitwirker. Zwar suchten die französischen Behörden in Rom diese Erklärungen zu unterdrücken; aber vergebens! Einer sagte es dem Andern, bald wußte es fast ganz Europa, und mit Zuversicht glaubten die Katholiken, daß der Glücksstern des von der Kirche Geächteten bald untergehen müsse.

Seit dieser Zeit wurde Pius als ein Gefangener in seinem Palaste, dem Quirinal, behandelt, und als das Gerücht sich verbreitete, die Franzosen wollten

ihn entführen, entstand eine Gährung im Volke; gutwillig hätte es sich nicht den geliebten Oberhirten entreißen lassen. Darum wurden die Anstalten ganz geheim betrieben. In der Nacht zwischen dem 5. zum 6. Jul. 1809 überstieg ein Haufen Gensdarmen auf Leitern die Mauern des Palastes, Andere drangen durch die Pforte ein, entwaffneten die Schweizerwache, welcher Pius jeden Widerstand untersagt hatte, und der Anführer der Franzosen trat mit einigen Soldaten bedeckten Kopfes unangemeldet in das Zimmer des Papstes. Dieser ging ihm entgegen, ein Crucifix in der einen, ein Brevier in der andern Hand, und fragte mit Würde: „Warum stören Sie so spät die Ruhe meines Aufenthalts? Was wollen Sie?" Der General antwortete, er verlange Entsagung der weltlichen Herrschaft, und da Pius diese durchaus verweigerte, so erklärte jener, er habe in diesem Falle Befehl, ihn fortzuführen. Willig folgte Pius, wie er war, ohne Reiseanstalten, und ohne daß man ihm die Begleitung seiner Diener gestattete. Man warf ihn in einen Wagen, und nun ging die Reise in tiefster Stille unter Begleitung von Gensdarmen über Florenz nach Grenoble in Frankreich. Nach kurzem Aufenthalte brachte man ihn zurück nach Oberitalien, nach Savona, wo er genau bewacht wurde. Noch oft wurde ihm der Antrag erneuert, für Entsagung der Herrschaft ein reichliches Jahrgehalt zu erhalten; aber er schlug standhaft jedes Anerbieten aus, weigerte sich auch, die von Napoleon ernannten Bischöfe zu bestätigen. Da entbrannte Napoleons Zorn. Er befahl, den schwachen Greis mit äußerster Strenge zu behandeln; es wurden ihm alle Bequemlichkeiten entzogen, selbst Feder und Tinte untersagt. So brachte der standhafte Pius, von ganz Europa bedauert, drei Jahre lang in Savona zu.

Ganz Italien stand seit der am Papste verübten Gewaltthat unter französischem Einfluß. In Neapel regierte Murat dem Namen, Napoleon der That nach; der übrige Theil war zwischen dem Königreiche Italien und Frankreich getheilt. Nur auf Sicilien und Sardinien regierten noch Fürsten aus alten italienischen Häusern; dort Ferdinand, hier Victor Emanuel.

118. Die Türken.

(Selim III. Nizami Gedid. Krieg der Türken mit Rußland 1806—1812. Duckworth vor Constantinopel 19. Febr. 1807. Janitscharen-Aufruhr 28. Mai 1807. Entsetzung Selims. Mustapha IV. Thronveränderung durch Mustapha Bairaktar Jul. 1808. Mahmud II. Neuer Aufruhr Nov. 1808. Frieden von Bukarest 1812.)

Die für uns wichtigeren Begebenheiten haben nur selten erlaubt, einen Blick auf die seit 1453 in Constantinopel herrschenden Türken zu werfen. Allein die neuere Zeit brachte sie mit den europäischen Nationen in nähere Berührung, und da wir unsere Zeit umständlicher kennen müssen, als die uns entfernter liegende, so ist nöthig, von den Hauptereignissen dieses Volks während des 19. Jahrhunderts Einiges zu sagen.

Seit 1789 regierte in Constantinopel Sultan Selim III., ein verständiger und der europäischen Cultur sehr geneigter Mann. Aber gerade dies und seine Kinderlosigkeit machte ihn den Janitscharen, die von jeher auf Beibehaltung der alten Einrichtungen bestanden haben, verhaßt. Um ihn nun auf dem Throne

zu befestigen, rieth ihm seine kluge Mutter, den Nizami Gebid d. i. eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, die darin bestand, daß er außer den Janitscharen ein auf europäische Weise exercirtes Truppencorps errichtete. Diese Soldaten, die man Seymens nannte, sollten im Falle eines Aufruhrs die Stütze des Thrones seyn, wurden aber des armen Selims Unglück.

Es war nämlich zu Ende des Jahres 1806 ein Krieg zwischen den Türken einer-, und den Russen und Engländern andrerseits entstanden, der bis zum Frieden von Bukarest 1812 dauerte. Der Admiral der englischen Flotte im Archipel, Duckworth, segelte darauf, um die Türken durch Schrecken zum Frieden zu zwingen, am 19. Februar 1807 gerade durch die Dardanellenstraße, ungekümmert um das auf die Schiffe gemachte türkische Feuer, und warf, Constantinopel gegenüber, die Anker aus. Die Bestürzung der Türken war ungeheuer, aber der französische Gesandte, General Sebastiani, sprach ihnen Muth ein, beredete sie, alle Anerbietungen des Engländers, der ja gar keine Landtruppen bei sich habe, zurückzuweisen, und machte zweckdienliche Anstalten, so daß Duckworth nach mehreren Tagen vergeblichen Unterhandelns die Anker wieder lichtete, und unverrichteter Sache und mit Verlust einiger Fahrzeuge durch die Dardanellen zurückfuhr. Nun hätten die Türken gegen Sebastiani, der sie allein gerettet hatte, recht dankbar seyn sollen; aber im Gegentheil ärgerten sich die Janitscharen, daß der Sultan ihm so viele Aufmerksamkeit schenke, und als Selim eines Tages — es war der 28. Mai 1807 — in Begleitung des französischen Gesandten und der Seymens durch die Straßen der Stadt nach der Moschee geritten war, entstand ein fürchterlicher Aufruhr der Janitscharen. Sie versammelten sich im Etmeidan, einer großen ehemaligen Rennbahn, wollten von den ihnen vom Sultan geschickten Speisen nichts essen — ein schlimmes Zeichen — und zogen mit dem Rufe: der Sultan und die Seymens müssen sterben, nach dem Serai, dem Schlosse des Sultans. Selim schickte ihnen die Köpfe derer, die zum Nizami Gedid gerathen hatten, entgegen, und versprach, es solle nicht wieder davon die Rede seyn. Aber nichts half. Da ging er in das Innerste seines Palastes, holte seinen Neffen Mustapha hervor, übergab ihm die Krone, und zog sich in den Harem zurück, in welchem die Prinzen zu wohnen pflegen.

Mustapha IV. wurde als Sultan anerkannt, hob sogleich den Nizami Gedid auf, und belegte ihn mit einem ewigen Fluche. Die Janitscharen hatten die Freude, daß das alte Türkenthum ganz wieder hergestellt wurde, aber zugleich rissen auch große Unordnungen ein, die da nie ausbleiben, wo die, welche gehorchen müssen, fühlen, daß der Herrscher sich vor ihnen fürchtet. Ueberall herrschte Ungehorsam, Zügellosigkeit und Verwirrung, in Constantinopel wie in den Provinzen, während an der Donau der Krieg mit Rußland fortgesetzt wurde, und die Servier sich empörten. Wenn aber ein Volk durch fremde Gewalt oder eigene Verblendung in Noth geräth, so läßt die Vorsehung gewöhnlich Männer aufstehen, die eine außerordentliche Kraft besitzen, es zu retten. So auch hier. Bei dem Heere an der Donau war einer der besten Befehlshaber Mustapha Bairaktar, Pascha von Rustschuck, ein Mann von Unternehmungsgeist, ohne Furcht, und voll redlichen Willens, sein un-

glückliches Vaterland zu retten. Während eines zwischen den Russen und Türken geschlossenen Waffenstillstandes marschirte er im Jul. 1808 geradezu nach Constantinopel, um den alten Selim wieder auf den Thron zu setzen, und den Nizami Gedid wieder herzustellen. Mustapha kam ihm ehrerbietig entgegen, wurde aber bald aufgefordert, dem rechtmäßigen Herrscher Platz zu machen, und nur eine Stunde Bedenkzeit ihm bewilligt. Diese wandte Sultan Mustapha an, den unglücklichen Selim grausam zu ermorden, und als nun Bairaktar ungeduldig das Serai zu stürmen befahl, warf man ihm Selims verstümmelte Leiche über die Mauer entgegen. Laut jammerte der treue Bairaktar über den Tod des geliebten Herrn; dann drang er in das Serai ein, zwang Mustapha, der Krone zu entsagen, sperrte ihn ein, und rief dessen Bruder, Mahmud II., den einzigen noch übrigen Prinzen, zum Sultan aus. Mahmud war 23 Jahre alt; er ernannte Bairaktar zum Großvezier.

Nun wurde sogleich der Nizami Gedid wieder eingeführt. Die noch lebenden Seymens wurden einberufen, die heftigsten Schreier unter den Janitscharen hingerichtet, die Flotte verstärkt, kurz Alles gethan, die Macht des Großherrn recht furchtbar zu machen. Aber die rohen Türken waren für solche Verbesserungen noch nicht reif. Mehrmals wurden Pläne gemacht, den wackern Bairaktar ums Leben zu bringen; aber bald rettete ihn seine Leibwache, bald seine Vorsicht. Endlich am 14. November 1808 brach der Aufruhr aus. Die Janitscharen überfielen die Seymens; es entspann sich ein wüthendes Gefecht, wobei das Volk sich auf die Seite der Janitscharen wandte. Ueberall wurden die Seymens zurückgedrängt und niedergemetzelt. Bairaktar war gleich herbeigeeilt, und kämpfte wie ein Löwe. Da er aber die Seinigen weichen sah, zog er sich in ein steinernes Gebäude zurück, in welchem ein großer Pulvervorrath aufgehäuft war, und als nun die Janitscharen stürmend eindrangen, warf er eine Lunte in das Pulver, und sprengte sich mit einigen hundert seiner Feinde in die Luft. Damit aber war der Aufruhr nicht zu Ende. Sultan Mahmud, entschlossener als seine Vorfahren, ließ sich noch nicht schrecken, und erklärte, daß er den Nizami Gedid nicht aufheben werde. Da wälzte sich der Aufruhr nach dem Serai. Wüthend wurde der Palast von Janitscharen bestürmt, tapfer von den Seymens vertheidigt. Erst nach langem Kampfe wichen diese, und ein fürchterliches Blutbad wurde unter ihnen angerichtet; zugleich wüthete eine Feuersbrunst, und einige Tausend Gebäude sanken in die Asche. Sechs und dreißig Stunden hatte der Kampf gedauert; da sandte Mahmud an die Meuterer, versprach ihnen, ihre Forderungen zu bewilligen, und verkündigte eine allgemeine Amnestie. Daß er aber nur durch die Nothwendigkeit gezwungen den Nizami Gedid aufhob, zeigte er im Jul. 1826, als er plötzlich die Janitscharen aufhob, die Empörer züchtigte, und seine Soldaten durch europäische Offiziere exerciren ließ.

Der Krieg mit den Russen dauerte fort; aber mit England vertrugen sich die Türken 1809 (zwar durch keinen förmlichen Frieden, aber durch einen Vertrag). Meist fochten die Russen glücklich; aber dennoch waren ihre Fortschritte nicht glänzend, und der Krieg zog sich bis 1812 fort, wo es erst den Zuredungen der Engländer und der Nachgiebigkeit der Russen gelang, daß in Bukarest der Frieden geschlossen wurde; denn Rußland wurde damals von Frankreich mit

einem Kriege bedroht, und bedurfte daher des in der Türkei stehenden Heeres. In diesem Frieden wurde die halbe Moldau an Rußland abgetreten, und der Pruth zur Gränze beider Reiche festgesetzt.

119. Krieg Oestreichs gegen Frankreich 1809. — Friede von Wien.

(Zusammenkunft in Erfurt October 1808. Krieg zwischen Frankreich und Oestreich 1809. Schlachten bei Eckmühl 22. April, bei Aspern und Eßlingen 21. 22. Mai, und bei Wagram 5. Juli. Aufstand der Tyroler unter Andreas Hofer. Schill und Wilhelm von Braunschweig. Frieden in Wien 14. Oct. 1809. Hofers Ende.)

Die schmähliche Behandlung Ferdinands VII. und des Papstes hatten auf Kaiser Franz den tiefsten Eindruck gemacht. Jetzt sah er deutlich, daß Napoleon nichts heilig, und kein Fürst vor seinen Anfällen sicher sey, daß er nur nach der Unterwerfung aller Reiche Europa's still stehen werde. Darum rüstete er sich in der Stille, um noch einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen; es wurde eine Landwehr ausgehoben, und dadurch ein größeres Heer aufgestellt, als Oestreich jemals aufgebracht hatte. Aber Napoleon blieb das nicht verborgen; er eilte gleich von Spanien nach Frankreich, und da ihm daran lag, mit Rußland und Oestreich so lange, wie er mit Spanien Krieg hatte, Frieden zu behalten, so bat er den Kaiser Alexander um eine Zusammenkunft in Erfurt, zu welcher auch die andern Fürsten geladen wurden, und wo er durch glatte Worte und geschickt angebrachte Drohungen jene beiden großen Monarchen gewinnen oder einschüchtern wollte. Im October 1808 trafen Napoleon und Alexander in Erfurt ein; auch die Fürsten des Rheinbundes eilten herbei, dem gefürchteten Manne zu huldigen. Vier Könige, 34 Fürsten und Prinzen, und 24 Staatsminister nebst einer Menge von Generalen fanden sich ein. Auch fehlten Gesandte Oestreichs und Preußens nicht.

Unter allen Fürsten hatte Napoleon sich gegen keinen so feindlich gezeigt, als gegen den König von Preußen. Noch immer waren dessen Länder von französischen Truppen besetzt, unter dem Vorwande, daß die Kriegscontribution noch nicht bezahlt sey, und doch konnte man nicht einmal erfahren, wie viel eigentlich die französische Forderung betrage. Die preußischen Abgeordneten berechneten die noch schuldige Summe auf 19 Mill. Franken; wie erschraken sie aber, als man ihnen eröffnete, daß Preußen 140 Millionen zu zahlen hätte, und diese Summe sollte theils gleich, theils binnen 18 Monaten bezahlt werden. Dies war aber eine Unmöglichkeit; wie war das ausgesogene Land, wo aller Handel und alle Gewerbsthätigkeit gänzlich stockte, im Stande, diese Summe, und obendrein in so kurzer Zeit, aufzubringen? Daher wurde ein Gesandter (Graf Golz) nach Erfurt geschickt, der den Kaiser von Rußland um ein Fürwort bitten mußte, und dies wirkte so viel, daß 20 Mill., aber auch nicht mehr, nachgelassen wurden. Zu dieser Härte gesellte Napoleon noch beißenden Hohn. Am 14. October, dem Tage der Schlacht von Jena, stellte er auf demselben Schlachtfelde eine Hasenhetze an! eine Gemeinheit, die ihm nachmals reichlich vergolten ist. Endlich im November 1808 wurden die preußischen Länder von den Franzosen geräumt; die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau blieben

aber noch in ihren Händen. — Von Erfurt aus bot auch Napoleon den Engländern den Frieden an, um sich das Ansehen zu geben, als sey er recht friedliebend; als aber England erwiederte, daß die Spanier in den Frieden eingeschlossen werden müßten, weigerte er sich entschieden, darauf einzugehen. Der Kaiser Franz hatte ihm durch einen Gesandten einen eigenhändigen Brief geschickt, den Napoleon in einem drohenden und übermüthigen Tone beantwortete: „Es hat bei mir gestanden," hieß es darin, „die Monarchie Ew. Maj. aufzulösen; ich habe es nicht gewollt. Was sie ist, das ist sie nach meinem Wunsche, der sicherste Beweis, daß ich nichts von ihr verlange. Aber Sie müssen sich jeder Bewaffnung enthalten, die mich beunruhigen kann." Den Kaiser Alexander gewann er durch schöne Worte, und Beide schieden als die besten Freunde, indem Alexander das Versprechen erneuerte, seine Häfen den Engländern zu schließen, was aber nicht lange Bestand hatte, weil er bald einsah, daß Rußland ohne Handel zu Grunde gehen müßte.

Indessen fuhr Oestreich fort, sich insgeheim zu rüsten. Am 6. April 1809 kündigte Erzherzog Karl, der das Heer in Deutschland befehligen sollte, den Krieg an, und rückte sogleich in Baiern ein. Schnell eilte Napoleon herbei, und warf sich mit Ungestüm auf die Oestreicher, die in 5tägigen Gefechten, besonders in der Schlacht bei Eckmühl am 22. April, geschlagen wurden. Karl zog sich bei Regensburg auf das linke Donauufer, und eilte nun in Gewaltmärschen auf Wien zu, um hier wo möglich Napoleon zuvorzukommen, was aber nicht zu erwarten war, da dieser auf geradem Wege marschirte, während Karl einen Umweg machen mußte, und durch den Böhmerwald aufgehalten wurde. Dennoch trafen beide Heere fast zu gleicher Zeit bei Wien ein; da aber Karl auf dem jenseitigen Ufer stand, so konnte er die Residenz nicht retten, in welche Napoleon am 13. Mai einrückte. Am frevelhaftesten war, daß dieser die Ungern gegen ihren Herrn zu empören suchte, und ihnen zuredete, sich einen eigenen König zu wählen; aber er erfuhr vor ganz Europa die Beschämung, daß sie nicht wankten in ihrer Treue, und ihm nur dadurch antworteten, daß sie schnell ein Heer für Kaiser Franz aufbrachten.

Nach kurzer Ruhe ging Napoleon, nachdem er von der großen Donauinsel Lobau eine Schiffbrücke geschlagen hatte, über die Donau, und griff in der großen Ebene, welche sich von der Donau bis nach Böhmen und Mähren hinzieht, und das Marchfeld heißt*), das östreichische Heer an. In der blutigen Schlacht bei Aspern und Eßlingen, die man von den Thürmen Wiens beobachten konnte, erfuhr er am 21. und 22. Mai einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte, und als endlich die Franzosen zurückgeschlagen nach ihrer Schiffbrücke eilten — wie erschraken sie! Die Oestreicher hatten den plötzlich angeschwollenen Strom benutzt, und Baumstämme und Balken hineingeworfen, durch welche die Brücke zertrümmert war. Man denke sich die Verlegenheit Napoleons. Indessen wurden sie noch dies Mal gerettet. Während Marschall Davoust die vordringenden Oestreicher aufhielt, erbauten die Ingenieure mit unglaublicher Schnelligkeit eine neue Brücke. Die Franzosen hatten in dieser

---

*) Siehe II. Theil, S. 175.

blutigen Schlacht an 30,000 Mann und darunter den Marschall Lannes verloren, und obgleich Napoleon laut versicherte, einen großen Sieg erfochten zu haben, so blieb doch die Wahrheit nicht verborgen, und überall frohlockte man.

Jetzt trat auf diesem Punkte sechs Wochen lang eine Waffenruhe ein, um neue Kräfte zu sammeln. Aber auch in andern Provinzen hatte sich das Kriegsfeuer entzündet. In Italien hatte Erzherzog Johann den Vicekönig von Italien zurückgedrängt, und in Tyrol war das treue Volk aufgestanden, um das baiersche Joch abzuschütteln, und seinem alten Herrn beizustehen. In den Thälern dieses Landes wohnt bei Genügsamkeit und Treuherzigkeit ein großer Freiheitssinn und doch innige Anhänglichkeit an das östreichische Haus. Jeder Tyroler trägt einen Stutzen (eine Büchse), und weiß damit sein Ziel zu treffen. Dieses Volk erhob sich jetzt, warf schnell die Baiern hinaus, und wählte zum Anführer Andreas Hofer, einen Landmann und Gastwirth aus dem Passeyer-Thale bei Meran. Der Raum erlaubt nicht, die vielen tapfern Thaten der Tyroler, an denen selbst die Weiber und Kinder Antheil nahmen, zu erzählen. Drei feindliche Heere wurden vernichtet; hinter jeder Felswand lauerten die tapfern Schützen, und während die Väter die Büchsen abdrückten, trugen die Knaben Kugeln herbei. Erst nachdem Oestreich besiegt, sie selbst von aller fremden Hülfe verlassen waren, und von mehreren Seiten der übermächtige Feind eindrang, mußten sie sich unterwerfen.

Auch im nördlichen Deutschland ergriffen einzelne muthvolle Männer das Schwert, um das Ihrige zur Befreiung Deutschlands beizutragen, und wenn sie auch unterlagen, so darf doch ihr redliches Streben nicht vergessen werden. Zwei zeichneten sich hier vor Andern aus, Major von Schill und Herzog Wilhelm von Braunschweig. Schill hatte sich bereits 1806 und 7 als preußischer Lieutenant durch einen kühnen Parteigängerkrieg in der Gegend von Colberg einen Namen gemacht. Von Berlin brach er unerwartet und ohne Erlaubniß des Königs am 29. April 1809 mit seinen Husaren und einigen hundert Mann Infanterie auf, und wollte sich zu den Oestreichern schlagen. Aber da ihm in Wittenberg der Uebergang über die Elbe verwehrt wurde, so war er genöthigt, sich ins Magdeburgische zu wenden. Schnell eilten von allen Seiten Westphälinger, Holländer, selbst Dänen herbei, sein Häuflein zu bezwingen. Nach mehreren tapfern Gefechten mußte er sich nach Stralsund werfen, und wurde hier am 31. Mai von mehreren Tausenden stürmend angegriffen. Er selbst fand im Kampfgewühl seinen Tod; die gefangenen Offiziere ließ Napoleon nach Wesel schleppen und erschießen, die Gemeinen wurden zu Kettenarbeit auf den Galeeren verurtheilt. — Glücklicher war Herzog Wilhelm von Braunschweig, ein Sohn dessen, der bei Auerstädt 1806 tödtlich verwundet worden war. Von glühendem Haß gegen Napoleon, den Räuber seines Landes, entzündet, hatte er an der schlesisch-böhmischen Gränze auf eigene Kosten einen Haufen, das schwarze Corps, gesammelt, lauter verwogene Menschen, die als Sinnbild ihres Rachekrieges einen Todtenkopf und zwei Knochen auf dem Schilde ihrer Mützen trugen. Anfangs schlug er sich tapfer mit den Franzosen herum; nachmals aber, als Franz mit ihnen einen Waffenstillstand schloß, zog er sich fechtend durch ganz Deutschland hindurch, schlug die ihn verfolgenden

Feinde mehrmals, schiffte sich endlich auf der Weser ein, und entkam mit seinen Getreuen glücklich nach England.

Napoleon hatte indessen während jener sechs Wochen der Waffenruhe die Anstalten zu einem zweiten Uebergange über die Donau mit größter Thätigkeit betrieben. Am 5. Juli 1809 setzte er mit verstärkter Macht hinüber, und lieferte dem Erzherzog Karl an diesem und dem folgenden Tage die große Schlacht bei Deutsch-Wagram, auch auf dem Marchfelde, aber einige Meilen von Wien entfernt. Die Oestreicher fochten wie die Löwen, wurden aber endlich durch die Uebermacht erdrückt. Sie zogen sich nach Mähren zurück, und Kaiser Franz trug auf einen Waffenstillstand an, der am 12. Juli in Znaym unterzeichnet wurde. Darauf unterhandelte man über den Frieden, der freilich nicht vortheilhaft für Oestreich ausfallen konnte, und am 14. October 1809 in Wien unterzeichnet wurde. Oestreich verlor Salzburg, den Innkreis, Krain, einen Theil von Kärnthen, Triest, Istrien, Croatien, Dalmatien und Westgalizien, von Ostgalizien einen Theil, der an Rußland abgetreten wurde, überhaupt mehr als den 5. Theil seiner Besitzungen. Die beiden erstern Provinzen kamen an Baiern, welches treu Frankreich beigestanden hatte; aus den andern Abtretungen wurde ein neues Reich gebildet, das Königreich Illyrien; wer es erhalten sollte, wußte Napoleon selbst noch nicht, und ließ es indeß für französische Rechnung verwalten. Westgalizien fiel an das Herzogthum Warschau. Auch mußte Oestreich Alles, was Napoleon in Spanien, Portugal und Italien gethan hatte, gut heißen, und aller Verbindung mit England entsagen.

Am meisten war zu beklagen, daß die treuen Tyroler aufgeopfert werden mußten. Sie blieben unter baierscher Herrschaft, und ein Theil wurde zu Würtemberg geschlagen, obgleich Kaiser Franz ihnen früher versprochen hatte, keinen Frieden einzugehen, der sie von Oestreich trennen sollte. Schon hatten sie sich den Feinden unterworfen; als sie aber erfuhren, daß sie dennoch aufgeopfert werden sollten, griffen sie noch einmal zu den Waffen. Sie fielen über die Franzosen und Baiern, die sich schon ganz sicher wähnten, her, und verfolgten sie, die in den Thälern ziehen mußten, von den Bergen aus mit ihren Stutzen, während die Weiber Steinblöcke und Baumstämme auf sie herabstürzten. Andreas Hofer, Speckbacher, Capuziner Haspinger und andere Landleute stellten sich wieder an die Spitze der Tapfern, und binnen Kurzem waren die Feinde aus dem Lande geworfen. Hofer war ein Mann von mäßigen Einsichten, aber voll des redlichsten Willens, und stand beim Volke im größten Ansehen. Sein hoher, ansehnlicher Wuchs, sein männliches Ansehen, sein langer schwarzer Bart erweckten ihm das Vertrauen seiner Landsleute, und unbedingt leistete man seinen Befehlen Gehorsam. Aber nachdem der Friede in Wien unterzeichnet war, wandte sich eine große Macht gegen das kleine Land. Die Tyroler wurden zurückgedrängt, Thal für Thal erobert, und selbst Hofer rieth zur Unterwerfung. Leider ließ sich der unbesonnene Mann verleiten, noch einmal die Tyroler aufzufordern, die Waffen zu ergreifen. Schon hatten die Franzosen Allen Verzeihung versprochen; nun aber wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Noch hätte er fliehen können; aber die Anhänglichkeit an sein Vaterland hielt ihn zurück. Lieber verbarg er sich mit Weib und Kindern in einer einsamen

Sennhütte auf einer mit Schnee und Eis bedeckten Höhe, und nur Wenige kannten den Ort. Aber ein falscher Freund verrieth ihn an die Franzosen. Mitten in der Nacht klopften plötzlich im Januar 1810 französische Gensdarmen an seine Thüre. Er trat ihnen ruhig entgegen, nannte seinen Namen, und bat nur, daß man seiner Frau und seiner Kinder schonen möchte, was auch nachher geschehen ist. Ihn selbst führte man gefangen fort. In allen tyrolischen Ortschaften lief das Volk herbei, weinte und segnete ihn. Man brachte ihn nach Mantua. Ein Kriegsgericht wurde niedergesetzt; die Mehrzahl der Richter sprach ihn frei, aber der Vicekönig Eugen befahl ihn zu erschießen. Als er zur Hinrichtung abgeführt wurde, jammerten und heulten laut die dort gefangen sitzenden Tyroler; sie lagen vor ihren Kerkerthüren auf den Knieen, beteten für ihn, und baten um seinen Segen. Als er auf dem Richtplatze niederknieen sollte, sprach er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben.“ Auch ließ er sich nicht die Augen verbinden, und commandirte selbst: „Gebt Feuer!“ Kaiser Franz hat nachmals sowohl seine Familie, als den braven Speckbacher, der nur durch seine Geistesgegenwart entkam, im Oestreichischen versorgt. *)

So war also abermals so vieles Menschenblut vergebens geflossen, um Europa von den Anmaßungen Napoleons zu befreien, und wohl konnte man es den Gutgesinnten nicht verargen, wenn sie an der Hoffnung verzweifelten, bessere Zeiten zu erleben. Aber so pflegt es die göttliche Vorsehung zu machen: will sie die Menschen in einen glücklichern Zustand führen, so läßt sie es erst recht arg werden, damit sie das Glück der bürgerlichen Ruhe erkennen, sich mit vollem Vertrauen an Gott halten, und die schlummernden Kräfte hervorrufen und üben. Dann kommt sie mit ihrer Hülfe, ehe wir es denken, wenn es die rechte Zeit dazu ist; vorher aber scheitern alle menschliche Entwürfe. Gerade

---

*) Speckbacher, der auch geächtet war, irrte lange von Berg zu Berg umher; einmal blieb er vier Tage lang ohne Speise. Als er glaubte, daß man ihn weniger eifrig suche, begab er sich eines Tages zu seiner Frau, die sich in einer abgelegenen Hütte unerkannt bei guten Freunden aufhielt. Aber kaum saß er hier einen Augenblick, so rief das Kind des Hauses hinein: „es kommen Baiern!“ Eben will er aus der Hinterthüre entspringen, als er schon das Geräusch von Flintenkolben hört, welche die Soldaten vor der Thüre auf die Erde setzen. Er fliegt nach der Vorderthüre; aber hier sieht er eben sieben Mann von dem Berge herab ihm entgegenkommen. Doch die Geistesgegenwart verläßt ihn nicht. Er ergreift einen kleinen Schlitten, der an der Schwelle liegt, wirft ihn, als wäre er ein Knecht des Hauses, auf die Schultern, und geht damit den Soldaten, als wolle er Holz aus dem Walde holen, getrost entgegen. Die Baiern rufen ihm zu, ihnen aus dem Wege zu gehen; er aber erwiedert ihnen keck, das sey ihre Pflicht; er habe noch drei Lasten Holz nach Hause zu fahren, und so entkommt er in den Wald. — Nachmals lebte er in einer Höhle, ganz mit Schnee bedeckt, unter den größten Entbehrungen. Hier verrenkte er sich einst die Hüfte; mit Mühe kroch er nach seiner Wohnung, wo ihm der treue Knecht unter den Dielen des Stalles ein Lager bereitete, in welchem er, mit Mist und Stroh bedeckt, kaum athmen konnte. Hier lag er fast sieben Wochen verscharrt; nur der Knecht kannte seinen Aufenthalt, und speiste ihn täglich. Oft gingen Baiern, ihn suchend, über ihn hinweg. Als seine Frau nun hörte, wo er so lange gewesen, weinte sie überlaut. Nachdem er sich etwas erholt hatte, floh er über die Gebirge, ohne Rast, weil ihn die Kälte nicht lange ruhen ließ, bis er endlich Oestreich erreichte.

so war es auch bei der Reformation; Wickliffe's, Huß's und anderer wackern Männer Bemühungen scheiterten, bis es Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin gelang, weil es da der Wille der Vorsehung war.

120. Schweden.

(Gustav IV. Adolph von Schweden 1792—1809. Krieg gegen Frankreich, Rußland und Dänemark. Gefangennehmung des Königs 13. März 1809. Karl XIII. 1809—1818. Frieden in Friedrichsham 17. Sept. 1809. Thronfolger von Schweden Prinz von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dann Bernadotte Fürst von Pontecorvo. Karl Johann 1818. Oskar 1844.)

Nachdem Gustav III., König von Schweden, 1792 von Ankerström ermordet worden war, bestieg sein Sohn, Gustav IV. Adolph den Thron, ein Mann, der alle Fehler Karls XII. hatte, ohne dessen Beharrlichkeit und Kraft zu besitzen. Aber eigenwillig, durchgreifend, herrisch und für seine Ansicht eingenommen war er wie dieser. Eine Leidenschaft bewegte ihn vor allen: ein wüthender Haß gegen Napoleon. Darum hatte er auch 1806 ihm den Krieg erklärt, während Preußen gegen Frankreich so unglücklich kämpfte. Aber er fing Alles verkehrt an; so lange die preußischen und russischen Heere noch im Felde standen, führte er gegen die französischen Truppen den Krieg in Pommern lau, und schloß endlich gar einen Waffenstillstand, und als endlich der Frieden in Tilsit geschlossen war, kündigte er den Stillstand auf, und erneuerte den Krieg, er, der schwache Schwedenkönig gegen die ungeheure Macht Napoleons. Dieser verachtete natürlich den kleinen Feind, machte sich über dessen Thorheit lustig, und dies brachte den leidenschaftlichen König immer mehr auf. Die Folge des unklugen Kriegs war, daß die Franzosen Schwedisch-Pommern und die Insel Rügen wegnahmen. Um aber die Thorheit voll zu machen, beleidigte er auch den Kaiser Alexander, indem er demselben den russischen Andreasorden zurückschickte, und andere Thorheiten beging, und ein russisches Heer rückte 1808 in Finnland ein. Schnell wurde diese Provinz erobert, während auch Dänemark den Krieg erklärte. Statt nun wenigstens einzulenken, und den Frieden durch einige Opfer zu erkaufen, machte das Unglück den verblendeten König immer unbesonnener. Er wüthete gegen seine Soldaten, weil sie ihm Finnland nicht wieder erobern konnten, und ließ namentlich die Garden seinen ganzen Zorn fühlen. Der König von England schickte ihm 10,000 Mann Hülfstruppen; Gustav Adolph verlangte, daß sie unter seinem Befehle stehen sollten, und da König Georg das nicht zugeben wollte, gerieth er so in Zorn, daß er den englischen Befehlshaber wollte gefangen nehmen lassen. Geschwind eilte dieser wieder auf seine Schiffe, und segelte mit dem ganzen Hülfsheere davon.

Bei solchem Betragen konnte es nicht fehlen, daß seine Unterthanen äußerst unzufrieden waren. Nicht nur hatte die Unklugheit des Königs das Reich um eine schöne Provinz gebracht, sondern auch die Staatsgelder wurden durch den Krieg verschleudert, und eine Menge Landeskinder nutzlos aufgeopfert. Die Schweden sahen immer mehr ein, daß der König zur Regierung ganz unfähig sey, und besonders in den beiden Heeren, die gegen Finnland und gegen Norwegen im Felde standen, hatte die Unzufriedenheit den höchsten Grad erreicht. Viele vom Adel traten in eine Verschwörung zusammen. Zuerst erklärte sich das

an der norwegischen Gränze stehende Heer gegen den König, und setzte sich, von Adlersparre geführt, gegen Stockholm in Bewegung. Als der König den Vorgang erfuhr, wollte er mit einigen treuen Regimentern den Rebellen entgegengehen, verlangte aber vorher zwei Millionen aus der Bank, und als die Vorsteher derselben dies verweigerten, weil sie das gegen die Reichsstände nicht verantworten könnten, so befahl er der Bürgerwache, das Geld mit Gewalt zu nehmen. Länger glaubten die Verschworenen den Unfug nicht dulden zu können. Am 13. März 1809 begaben sich Feldmarschall Klingspor und General Adlerkreuz zu ihm, und machten Vorstellungen gegen seine Abreise und gegen seine verkehrten Maßregeln. Obgleich Klingspor ihn auf den Knieen beschwor, wurde er doch so aufgebracht, daß er ihn und den General Adlerkreuz mit Schimpfwörtern aus der Thüre trieb. Dieser kam aber bald mit einigen Offizieren zurück, und erklärte dem Könige, er müsse ihn, da alle Vorstellungen vergebens wären, im Namen des Volkes festnehmen. Gustav zog den Degen, und als man ihm denselben entwand, griff er nach einigen Leuchtern, und schleuderte sie nach den Verschworenen. Jetzt drangen mehrere ihm treue Offiziere herein, und standen ihm bei; aber auch die Verschworenen bekamen Verstärkung, und während sie die Freunde des Königs überwältigten, entschlüpfte dieser, und eilte über den Hof nach der Hauptwache. Hier aber erreichte ihn einer seiner Bedienten, ein Mensch von außerordentlicher Stärke, packte ihn von hinten, und trug ihn ins Zimmer zurück. Gustav schäumte vor Wuth. Bald aber trat Erschlaffung ein; er ergab sich in die Nothwendigkeit, und ließ sich gefangen nehmen. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, übernahm die Regierung, und wurde bald darauf als Karl XIII. (1809—1818) zum König ernannt. Gustav mußte für sich und seine Nachkommen eine Entsagungsurkunde ausstellen, und erhielt dagegen das Versprechen einer Pension, die er aber im Auslande verzehren mußte. Er nahm den Namen Gustavsson an, lebte gewöhnlich in Basel oder Frankfurt am Main, und starb 1837 in Glarus.

Der neue König eilte nun, den unklug angefangenen Krieg möglichst schnell zu beendigen, was aber freilich ohne große Opfer nicht geschehen konnte. Mit Rußland schloß er einen Frieden in Friedrichsham, einem Städtchen an der Südküste von Finnland, am 17. September 1809, und trat Finnland bis an den Torneafluß und einen Theil der Alandsinseln ab. Im Frieden mit Dänemark verlor Schweden nichts, und Napoleon gab sogar Schwedisch-Pommern zurück.

Da Karl XIII. kinderlos war, so wählten die Reichsstände zu seinem einstigen Nachfolger den hoffnungsvollen Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Aber schon im Mai 1810 endete ein plötzlicher Tod sein Leben, indem er bei einer Heerschau rücklings todt vom Pferde stürzte. Man glaubte, er sey durch den hohen Adel, der einen so kräftigen König, wie er zu werden versprach, nicht wünschte, vergiftet worden, und Graf Fersen *), den das Volk für den Hauptthäter hielt, wurde daher bei der Beerdigung des Kronprinzen in

*) Derselbe, der 1791 der königl. französischen Familie zur Flucht behülflich gewesen war.

Stockholm vom wüthenden Pöbel grausam ermordet. Aber die Vergiftung ist nicht erwiesen worden. An seine Stelle wurde Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, vor der Revolution Advocat in Frankreich, zum Kronprinzen erwählt, und als Karl XIII. 1818 starb, folgte er ihm unter dem Namen Karl Johann auf dem Throne, auf welchem er mit vieler Weisheit und Mäßigung regiert hat, bis sein Sohn Oskar 1844 ihm gefolgt ist.

121. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

(Trennung Napoleons von Josephine und Vermählung mit Marie Luise 11. März 1810. Abdankung Louis's König von Holland 1. Juli 1810. Besetzung von Wallis 11. Nov. 1810. Großherzogthum Frankfurt 1. 1810. Besitznahme von Hamburg, Bremen, Lübeck und Oldenburg. Geburt des Königs von Rom 20. März 1811.)

Napoleon war durch den neuen Sieg über Oestreich so übermüthig geworden, daß er nun nicht mehr nöthig zu haben glaubte, seine wahre Absicht, sich zum Herrn von ganz Europa zu machen, zu verbergen. Von nun an verfuhr er ganz rücksichtslos. Er vergab Kronen, um sie, sobald es ihm beliebte, wieder zurückzufordern, und bemächtigte sich ohne Umstände der Länder, die ihm anstanden. Wie selbstsüchtig er sey, zeigte er am deutlichsten bei der Verleihung des Großherzogthums Berg an den Kronprinzen von Holland, indem er dem jungen Prinzen, als dieser nach Paris kam, ausdrücklich einschärfte: „Vergiß nie, in welche Lage dich auch der Vortheil des großen Reiches setzen mag, daß deine erste Pflicht gegen mich ist, deine zweite gegen Frankreich. Alle deine andern Pflichten, selbst die gegen die Völker, die ich dir anvertrauen könnte, stehen jenen nach.“ Also der Vortheil Napoleons sollte das Hauptstreben aller ihm verbundenen Fürsten seyn, die Völker mochten nun darunter leiden oder nicht! Sollte wohl ein Mann, der so engherzig dachte, ein großer Mann genannt werden können?

Von seiner Selbstsucht gab er noch in demselben Jahre einen neuen auffallenden Beweis. Seine Frau, Josephine, hatte er bisher aufrichtig geliebt, und sie ihn auch. Sie stand ihm als sein guter Engel zur Seite, und hatte ihn durch rührende Bitten manchmal von Grausamkeiten zurückgehalten; auch verdankte er ihr den ersten Anfang seines Glücks. Dennoch verstieß er sie, weil sie keine Kinder hatte, und weil es seinem Stolze wohl that, eine Kaiserstochter sich zu vermählen. „Der Vortheil Frankreichs,“ so wandte er vor, „verlangt, daß ich meinen Thron eigenen Kindern hinterlasse; ich muß daher die süßesten Gefühle meines Herzens aufopfern, indem ich nur auf das Heil des Staats höre.“ Mit gebrochenem Herzen unterschrieb Josephine den Scheidebrief, und zog sich nach dem Schlosse Malmaison unweit Paris zurück, wo sie bis zu ihrem im Jahre 1813 erfolgten Tode in der Stille lebte, indem sie im Wohlthun ihre Freude fand. Die Scheidung erfolgte am 15. December 1809, und nun warb er erst um eine Schwester Kaiser Alexanders, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Seine zweite Bewerbung, um Marie Luise, des Kaisers Franz Tochter, war glücklicher. Berthier wurde als außerordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, erhielt das feierliche Jawort, und am 11. März 1810 wurde die Trauung in Wien vollzogen, bei welcher Erzherzog Karl Napoleons Stellvertreter war. Dann reiste sie nach Frankreich ab, und wurde mit großem Gepränge

empfangen. Man hatte erwartet, daß er nun von der schweren Kriegscontribution seinem neuen Schwiegervater etwas erlassen würde; allein davon war nicht die Rede; weder Östreich noch Deutschland zog von dieser Verbindung den mindesten Vortheil.

Von seinen Verwandten waren nun alle versorgt. Nur Lucian Bonaparte verschmähte jedes Anerbieten seines mächtigen Bruders, weil er lieber unabhängig als in goldenen Fesseln leben wollte. Daß er dabei sehr klug handelte, zeigte ihm bald das Beispiel seines Bruders Louis. Napoleon hatte nämlich in seinem Zorn gegen England befohlen, daß alle holländische Häfen den englischen Schiffen geschlossen würden, und überhaupt nicht der geringste Verkehr mit den Engländern stattfände. Nun aber ist Holland an sich ein armes Land, und kann nur durch Handel und Schifffahrt bestehen. Hätte Louis, der es mit seinem Volke aufrichtig gut meinte, die Befehle seines Bruders in ihrer ganzen Strenge vollzogen, so wären die Holländer verloren gewesen; aber er hatte dem heimlichen Verkehr mit den Engländern durch Fischerboote nachgesehen, um die gänzliche Verarmung seiner Unterthanen zu hindern. Das blieb Napoleon nicht verborgen, und er gerieth darüber in großen Zorn. Er schickte französische Truppen im Januar 1810 nach Holland, welche die ganze Küste im Verein mit französischen Zollbedienten besetzten, und nun jeden Handelsverkehr unmöglich machten. Zugleich mußte Louis den südlichen Theil seines Königsreichs nebst einem Theile seiner Flotte an Frankreich abtreten, ein schweres Opfer, welches er der Erhaltung seines Königreichs brachte; denn schon hatte Napoleon gedroht, er werde es ganz mit Frankreich vereinigen. Vergebens war Louis selbst nach Paris gereist, um von seinem Bruder einige Milderung zu erhalten. Der Unwille der Holländer wurde täglich größer, und es fehlte nicht an Thätlichkeiten zwischen den holländischen Schleichhändlern und den französischen Zollbeamten. Da diese nun bei Napoleon Klage führten, so verordnete der Kaiser, daß ein neues Heer einrücken, und das Land besetzen sollte. Diese neue Maßregel erschöpfte Louis Geduld; länger glaubte er nicht mit Ehren König des so gemißhandelten Landes bleiben zu können. Er verließ plötzlich Holland am 1. Juli 1810, hinterließ eine Entsagungsacte zu Gunsten seines ältesten Sohnes, und begab sich nach Gräz in Steiermark. Hier wollte er lieber als östreichischer Unterthan, als in Holland als König leben. Napoleon aber erklärte die Abtretung für ungültig, und vereinigte Holland mit Frankreich, weil dasselbe nur ein Ausfluß des französischen Gebiets sey; die Mündungen französischer Flüsse könne er nicht in fremden Händen lassen.

Dieser Gewaltthat folgten bald neue. Am 11. November 1810 ließ er plötzlich die Republik Wallis in der Schweiz besetzen, und vereinigte sie mit dem französischen Reiche, weil er nicht zugeben könne, daß ein Zugang zu Italien in fremden Händen sey. Er hatte nämlich eine schöne Straße über den Simplon, einen hohen Berg zwischen Wallis und Italien, anlegen lassen.

Einen Theil von Hannover hatte er bis jetzt für seine Rechnung verwalten lassen. Jetzt trat er diesen an Westphalen ab; dafür aber mußte Jerome nicht nur die darauf haftenden Schulden übernehmen, sondern auch einige tausend Franzosen unterhalten, und sich gefallen lassen, daß französische Zollbeamten in Westphalen nach englischen Waaren herumspürten, die, wo man sie fand, zer-

stört wurden. — Frankfurt hatte seither dem Carl von Dalberg, der den Titel eines Primas von Deutschland führte, gehört. Jetzt wurde es am 1. März 1810 in ein Großherzogthum Frankfurt verwandelt, und Napoleon bestimmte, daß des neuen Großherzogs einstiger Nachfolger der bisherige Vicekönig von Italien, Eugen, seyn solle. Denn seit er Marie Luise geheirathet hatte, war er nicht mehr Willens, dem Eugen Italien zu hinterlassen.

Bei Ernennung des Großherzogthums Frankfurt erklärte er ausdrücklich, daß seine unmittelbaren Besitzungen nie über den Rhein ausgedehnt werden sollten, und doch erschien am 13. December 1810 das Decret, daß das nordwestliche Deutschland, namentlich Hamburg, Bremen, Lübeck, das Herzogthum Oldenburg, ein Theil von Berg und Hannover und einige kleinere Bezirke zu Frankreich geschlagen werden müßten, um dem Schleichhandel der Engländer zu wehren, und Frankreich mit der Ostsee in Verbindung zu bringen.

Eine große Freude empfand Napoleon, als ihm am 20. März 1811 ein Sohn geboren wurde, der den Namen eines Königs von Rom erhielt. Mit diesem Kinde wurde eine wahre Abgötterei getrieben; Abgesandte der Behörden erschienen an seiner Wiege, und hielten die feierlichsten Reden an das Kind, welches von dem allen nichts verstand, und viele Fürsten und fürstliche Gesandte kamen nach Paris, um dem erhabenen Vater ihre Glückwünsche in tiefster Ehrfurcht zu überbringen.

So glänzend nun auch Napoleons Regierung war, so viele gute Anlagen er auch machte — er legte Kanäle, Landstraßen und andere öffentliche Werke an — so wenig fühlten sich doch die Unterthanen seines Reiches glücklich. Die jungen Leute wurden zu Tausenden durch seine Kriege hinweggerafft, und andere dann den Armen ihrer Eltern entrissen; die unterworfenen Länder seufzten unter drückenden Abgaben; Handel und Wandel lagen darnieder; Keiner wußte, wie lange er seinem Fürsten angehören würde; denn Länder und Völker gingen, wie eine Waare, auf Napoleons Befehl aus einer Hand in die andere; und während öffentliche Reden und die Zeitungsblätter das Glück der Völker und den Ruhm des großen Mannes priesen, wurden die, welche es wagten, einen Laut der Klage oder die Stimme der Wahrheit hören zu lassen, von französischen Spionen verfolgt, eingekerkert, oft ohne zu erfahren warum, oder wohl gar ohne Weiteres erschossen, so daß zuletzt Jeder still das Unabwendbare ertrug, und hoffend einer bessern Zeit entgegensah, die aber noch sehr fern zu liegen schien. Da half plötzlich die göttliche Vorsehung, und gab der Welt die oft schon erhaltene Lehre, daß kein Mensch so mächtig sey, daß Gott ihn nicht in den Staub beugen könnte.

122. Feldzug Napoleons gegen Rußland 1812.

(Französisch-russischer Krieg 1812. Congreß in Dresden. Friedenschlüsse von Oerebro und Bukarest. Schlacht bei Smolensk 16., 17. August. Barclay de Tolly und Kutusow. Schlacht bei Borodino oder an der Moskwa 7. Sept. Einnahme von Moskau. Rostopschin. Brand von Moskau. Abzug der Franzosen 19. Oct. Rückzug. Uebergang über die Berezina 27. Nov. Convention Yorks mit den Russen.)

Napoleons unruhiger Geist trieb ihn von einer Unternehmung zur andern. Länder hatte er in Menge erobert, alle Fürsten Europa's zu seinen Untergebenen

gemacht; nur der Beherrscher des russischen Reichs war noch unbezwungen, nichts als sein Verbündeter. Eine Zeitlang fühlte sich Napoleon glücklich in seinem Familienkreise; aber bald empfand er eine unerträgliche Leere in sich, die er durch eine neue Unternehmung ausfüllen mußte. Der Krieg in Spanien währte noch fort, und wäre er klug gewesen, so hätte er seine ganzen Kräfte darauf verwendet; aber er dauerte ihm schon zu lange, und langweilte ihn; sein Geist verlangte eine neue Beschäftigung. Seit dem Frieden von Tilsit war zwischen ihm und Kaiser Alexander eine innige Freundschaft; sie hatten sich in Erfurt gesehen; Alexander hatte um seines Freundes willen mit England gebrochen, und alle Anmaßungen desselben gut geheißen. Dennoch hatte Napoleon ungescheut dem Herzoge von Oldenburg, einem dem Kaiser Alexander nahe verwandten Fürsten, sein Land genommen, und sein Versprechen, ihn zu entschädigen, blieb unerfüllt. Auch jetzt noch schwieg Alexander, weil er sorgfältig dem Kriege ausweichen wollte. Aber Napoleon reizte ihn noch mehr. Er verlangte, daß fernerhin die Einfuhr von Colonialwaaren selbst auf neutralen Schiffen in Rußland nicht geduldet werden sollte, und doch erlaubte er für schweres Geld den französischen Kaufleuten, diese Waaren in Frankreich einzuführen. Zugleich verstärkte er seine in den Oderfestungen und in Danzig stehenden Truppen. Nun sah wohl der russische Kaiser ein, daß Napoleon Krieg suchte, und zog auch Truppen an der polnischen Gränze zusammen, versicherte aber, er sey gleich bereit, sich wieder mit ihm zu vertragen; nur verlange er, daß Preußen endlich von den französischen Truppen geräumt würde. Diese Forderung nahm Napoleon für eine Kriegserklärung an, und schnell ließ er seine Heere nach der russischen Gränze marschiren. Vorher schloß er ein Bündniß mit Oestreich, welches ihm 30,000 Mann versprach; Preußen mußte froh seyn, daß er es nur ins Bündniß mit aufnehmen wollte, und erkaufte diese Gnade dadurch, daß es 20,000 Mann stellte, und den größten Theil des Landes der Verfügung Napoleons überließ. Am 9. Mai 1812 reiste dieser von St. Cloud zum Heere ab, und sah in Dresden eine der glänzendsten Versammlungen, die sich wohl je beisammen gefunden hat. Der Kaiser Franz und die Kaiserin, der König von Preußen, und eine Menge kleinerer Fürsten waren herbeigeeilt, ihm ihre Hochachtung, oder vielmehr ihre Furcht zu bezeugen, und während sie ihm ihre Huldigungen erweisen mußten, wurde ihr Inneres von Schmerz zerrissen, vor einem Manne, der ihnen zuwider war, sich beugen zu müssen. Keiner ahnte, daß die Zeit der Hülfe so nahe sey.

Ein solches Heer, wie Napoleon dies Mal gegen Rußland führte, hatte man noch nie gesehen. Es waren über 600,000 Mann, unter denen sich allein beinahe 100,000 Reiter befanden. Unter ihnen sah man fast alle Völker Europa's: Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener, Preußen, Oestreicher, Sachsen, Baiern, Würtemberger und andere Rheinbündner, Polen u. a. mehr, alle unter dem Befehle eines Mannes vereinigt, dessen Vortheil ihnen allen eigentlich fremd war. Auf die Ausrüstung war die größte Sorgfalt gewendet. Das Heer führte fast 1400 Stück Geschütz mit, außerdem eine Unzahl von Fuhrwerken aller Art, Krankenwagen, Brückengeräthschaften, Wagen, die vorn und hinten bespannt werden konnten, Feuerspritzen, ganze Viehheerden, Wä-

scherinnen und Krankenwärterinnen, Gärtner, Schläuche zu Wasserleitungen, selbst Kisten mit Glastafeln zu Treibhäusern und mit Sämereien, um in den russischen Steppen den Boden zu besäen. Aber dennoch, wo sollten die Lebensmittel für eine so ungeheure Menschenmasse herkommen? Magazine waren nicht nachgeführt worden, und das Land vor ihnen war theils arm, theils von der russischen Gränze an durch die Russen selbst verwüstet worden. Schon in Polen ging die Noth an; die Soldaten litten bittern Hunger, und die armen Pferde mußten sich an dem faulen Stroh abgedeckter Hütten und Scheuren sättigen.

Als nun Napoleon nach Polen kam, traten die Edelleute dieses Landes, ob sie gleich schon 1807 durch ihn ausgezogen und hintergangen waren, zusammen, gaben ihm ihren letzten Thaler her, und hofften sicherlich, er werde nun wenigstens das alte Königreich Polen wieder aufrichten. Mit unbeschreiblichem Jubel riefen sie auf dem Reichstage in Warschau das Königreich aus, wie erstaunten sie aber, als ihnen Napoleon sagte, daß davon gar nicht die Rede seyn könnte, weil zum alten Polen auch Galizien gehöre, und dieses bei Oestreich bleiben müsse. An der russischen Gränze sprach er zu seinem Heere: „Rußland hat in Tilsit ewige Freundschaft für Frankreich geschworen; heute bricht es seine Eide. Sein übles Geschick reißt es mit sich fort; die Zeit der Erfüllung ist nahe. Es stellt uns zwischen Schande und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft seyn. Vorwärts also! Wir wollen den Niemen überschreiten." Als er in der Nacht, um überzusetzen, an den Fluß ritt, stürzte sein Pferd zusammen, und warf ihn auf den Sand. „Eine üble Vorbedeutung!" seufzten die Abergläubischen, und als er nun darüber war, umzog ein fürchterliches Gewitter den ganzen Horizont, als wollte es dem Heere den Eintritt wehren.

Uebrigens waren die Franzosen den Russen bei Weitem überlegen. Diese zählten kaum 200,000 Mann, und hatten noch dazu anfangs mit England und den Türken Krieg. Allein wer mit Napoleon Krieg führte, war der natürliche Bundesgenosse der Engländer, und daher schlossen diese (in Oerebro in Schweden am Hielmar-See) schnell Frieden, und versprachen alle mögliche Hülfe. Auch die Türken vertrugen sich mit den Russen, wie schon oben gesagt ist, in Bukarest, und so hatten nun diese freie Hand gegen die Franzosen. Während Napoleon mit dem Hauptheere, welches er selbst führte, auf dem Wege nach Moskau vordrang, schickte er den General Macdonald links, um Riga zu belagern. Auch wurde ein Heer unter Oudinot nach der mittlern Düna geschickt, wo der russische General Wittgenstein die Straße nach Petersburg verlegte, und auf dem rechten französischen Flügel mußte sich Fürst Schwarzenberg, der die Oestreicher und Sachsen befehligte, mit dem russischen Heere, welches von der Türkei kam, herumschlagen. Wir können hier nur Napoleon selbst auf seinem Zuge begleiten.

So weit er vorrückte, zogen sich die Russen unter Barclay de Tolly's Oberbefehl zurück, weil sie zum Widerstande zu schwach waren, und brannten ihre Magazine ab. Erst bei Smolensk machten sie Halt. Diese Stadt gilt den Russen für heilig, theils wegen ihres Alters, theils weil sie ein wunderthätiges Marienbild enthält. Schon murrten sie über das Zurückweichen ihres Feldherrn; hätte er die heilige Stadt nicht vertheidigt, so wäre es um sein

Ansehen ganz geschehen gewesen. Hier stellte er seine Russen auf; jenseits rückten am 16. August die Franzosen stürmend gegen die Stadt heran. Die Nacht brach über dem Gefechte ein. Es war eine fürchterliche Schlacht, die am Morgen des 17. begann. Die Russen vertheidigten die Stadt mit Heldenmuth, und wie auch die Franzosen heranstürmten, und mit einem Hagel von Kanonenkugeln Menschen und Mauern niederstürzten, doch wankten jene nicht. Am Abend endlich ließ Napoleon Granaten in die Stadt werfen; dicke schwarze Rauchwolken stiegen auf, endlich wälzten sich ungeheure Flammenströme gen Himmel, und verzehrten die Stadt größtentheils. Der Kaiser betrachtete, vor seinem Zelte sitzend, das entsetzliche Schauspiel in tiefem Schweigen. Während der Nacht zogen die Russen ab, und am andern Morgen rückten die Franzosen in die mit Schutt, Asche und gräßlich zerfleischten Leichen erfüllte Stadt ein. Schweigend und in sich gekehrt durchritt Napoleon die öden Gassen, durch welche sich die französischen Verwundeten schleppten, und sein Blick verweilte auf dem rauchenden Aschenhaufen, auf welchem einige ausgedörrte und vom Feuer geschwärzte Menschengerippe lagen.

Rasch folgte Napoleon den zurückgehenden Russen. Diese aber murrten laut über Barclay de Tolly, daß er keine entscheidende Schlacht wagen wollte, und ließen den Muth sinken. Um ihn neu zu beleben, schien dem Kaiser nöthig, ihnen einen andern Feldherrn zu geben. K u t u s o w, ein Waffengefährte Suwarows, wurde dazu ernannt. Schon näherte man sich Moskau. Da machte Kutusow Halt, zur Rettung der alten Hauptstadt eine Hauptschlacht zu wagen. Auf den Anhöhen, unweit des Flusses Moskwa, beim Dorfe Borodino — daher heißt sie die S c h l a c h t a n d e r M o s k w a, oder b e i B o r o d i n o — stellte er das russische Heer auf; gegenüber rückte Napoleon heran. An 300,000 Krieger standen einander gegenüber, und über 1200 Kanonen zerarbeiteten sich, Menschen zu zerschmettern. Die Schlacht war am 7. September. Eine blutigere ist in neueren Zeiten kaum geliefert worden. Am Abend lagen 70,000 Verwundete und Leichen auf dem ungeheuren Schlachtfelde. Beide Theile hatten tapfer gefochten, beide waren besiegt worden; denn ein so großer Verlust war als Besiegung zu betrachten. Die Franzosen aber schrieben sich mit Recht den Sieg zu, weil die Russen das Feld räumten; aber welch ein Sieg! Jeder hatte einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zu beweinen. Stumm und düster sahen die Generäle den Kaiser an, und kein Zug der Freude war in seinem Gesichte zu lesen. Endlich überritt er das Schlachtfeld, und welcher Anblick zeigte sich ihm da! Ueberall verbrannte Hütten, ein zerrissener, zerstampfter Boden, Soldaten zwischen den Leichen umherirrend, Lebensmittel sogar in den Tornistern der Getödteten oder verlorene Kameraden zu suchen, gräßlich zerfetzte Leichname, dazwischen kläglich wimmernde Verwundete. Alles dies machte der finstere Himmel, der kalte Regen, der heftige Wind, und das traurige, finstere Grün der nordischen Bäume noch schauerlicher.

Kutusow hatte, um nicht das Heer einer zweiten Schlacht auszusetzen, seinen Rückzug durch Moskau genommen. Hier aber bog er plötzlich rechts ab, und wandte sich südlich, um in der rechten Flanke der Franzosen zu bleiben. Welches Gewühl nach der Schlacht in Moskau! Diese Stadt zählte im Winter

400,000, im Sommer 300,000 Menschen. Die Häuser, in geringer Ordnung gebaut, waren bunt durch einander gemischt, indem die elendesten Hütten neben den prächtigsten Marmorpalästen standen. Hier flossen die Reichthümer Asiens und Europa's zusammen; in ungeheuern Bazars waren sie den Augen der Käufer dargelegt. Aus dem unabsehbaren Häusermeere ragten 330 Kirchen hervor, außer einer unzählbaren Menge von Klöstern und Kapellen. Jede Kirche hatte fünf Thürme, die mit Kupfer, mit Zinn oder weißem Blech gedeckt waren, manche selbst vergoldet, andere mit Farben bemalt, so daß Moskau, wenn die Sonne die Kuppeln beleuchtete, dem fernen Beschauer eine Feenstadt zu seyn schien.

Als der Gouverneur von Moskau, Graf Rostopschin, ein entschiedener Franzosenfeind, erfuhr, daß Moskau von den Franzosen besetzt werden würde, beschloß er, es zu zerstören, damit die Feinde hier nicht den gehofften Ruhepunkt fänden. Die vielen Tausende, die vor den Franzosen nach und durch Moskau flüchteten, brachten hier Alles in Bewegung. Wer keine Wagen und Pferde hatte, flüchtete zu Fuß; was man fortschaffen konnte, nahm man mit; alles Uebrige wurde dem Feinde preisgegeben. Welche ungeheure Verwirrung! Alle Gassen, alle Landstraßen waren mit Flüchtigen bedeckt; nur Wenige, meist Kranke oder Leute aus dem niedrigsten Pöbel blieben zurück, und als endlich auch das Heer hindurch gezogen war, ließ Rostopschin die Cassen und Archive abführen, entließ 2000 Verbrecher aus den Gefängnissen, theilte Brandfackeln und Zündruthen unter sie aus, und befahl ihnen, bald nach dem Einrücken der Feinde die Stadt in Brand zu stecken. Dies Opfer, glaubte er, müsse der Staat bringen, damit Rußland gerettet werde. Er selbst brannte seinen schönen Landsitz nieder, um ihn nicht von den gehaßten Franzosen betreten zu lassen; so groß war seine Erbitterung.

Als am 14. Septbr. die Vordersten des französischen Heeres die letzte Anhöhe vor Moskau erreichten, erblickten sie die Stadt, wie sie, von der Sonne beleuchtet, mit tausend Farben glänzte. Hoch erstaunt blieben sie unwillkürlich stehen, und riefen: „Moskau! Moskau!" und wie einst die Kreuzfahrer beim ersten Anblicke Jerusalems, liefen die Folgenden herbei, und wiederholten mit Entzücken den Ausruf: „Moskau! Moskau!" als wenn nun alle Leiden überstanden wären; denn Napoleon hatte ihnen verheißen, daß er hier den Russen, wie vor drei Jahren in Wien den Oestreichern, den Frieden vorschreiben würde. Aber er irrte sich; die Zeit seines Glückes war um. „Da ist sie denn endlich, diese hochberühmte Stadt!" rief er, als er Moskau liegen sah; „aber," setzte er hinzu, „es war auch hohe Zeit."

Wenn er sich sonst einer großen Stadt genähert hatte, waren ihm die Behörden mit Unterwürfigkeit und demüthigen Bitten um Schonung entgegengekommen; hier aber kam Niemand. Einige Offiziere, die sich in die offenen Thore hineingewagt hatten, brachten die Nachricht, sie sey wie ausgestorben. Napoleon war bestürzt; er hielt seinen Einzug, aber es herrschte hier das Schweigen der Wüste; man hörte nichts als die Hufschläge der Rosse und Fußtritte der Soldaten in den öden, ausgestorbenen Gassen. Er nahm seine Wohnung im Kreml, dem mittelsten Stadttheile, einst Residenz der russischen Czare.

Aber schon in der ersten Nacht erhob sich eine Feuersäule im Bazar, mitten in der Stadt. An Löschen konnte nicht gedacht werden, weil Rostopschin alle Löschanstalten mit sich geführt hatte; auch wurde das Feuer durch die russischen Brandstifter bald hier, bald dort erneuert. Aus unbewohnten Gebäuden erhoben sich die Flammen; man hörte in ihnen einen Knall, dann folgte ein leichter Rauch, der immer dicker und dunkler wurde, und zuletzt brach die helle Flamme aus; denn die losgelassenen Verbrecher hatten Granaten, Pechkränze und Brandfackeln hineingeworfen. So währte es den ganzen zweiten Tag. Immer wüthender wurden die Flammen während der zweiten Nacht, immer näher wälzten sie sich nach dem Kreml heran, immer heftiger wurden sie vom Sturme gepeitscht. Napoleon schlief; endlich erweckte ihn die Helle. Er entsetzte sich vor der Unmöglichkeit, dem furchtbaren Elemente Einhalt zu thun; heftig rannte er im Zimmer umher. „Entsetzlicher Anblick!“ rief er; „das haben sie selbst gethan! welche Menschen!“ Indessen näherten sich die Flammen den dritten Tag immer mehr dem Kreml, und dringend baten ihn am Abend Murat und Eugen, sich zu retten. Endlich gab er nach, aber ringsum war er von einem Feuermeere umgeben. Eine einzige enge, krumme Straße konnte ihn aus der dringenden Gefahr bringen. Rasch schritt er vor unter dem Sausen der Flammen, dem Knistern der Lohe, und vor, hinter und neben ihm krachten Gewölbe zusammen, und brennende Balken stürzten nieder. Die Hitze war kaum zu ertragen, und der Rauch zum Ersticken. Schon stockte der Kaiser; zu seinem Glücke erkannten ihn plündernde Soldaten, stürzten herbei, und rissen ihn mit versengten Kleidern aus den rauchenden Trümmern. Er bezog ein Schloß in der Nähe Moskau's. Während des beispiellosen Brandes drangen die Soldaten plündernd durch die Straßen, schlugen Hausthüren ein, begingen jede Unthat, eilten mit Schätzen beladen davon, und viele von ihnen verbrannten elendiglich, weil sie aus dem brennenden Chaos keinen Ausweg mehr fanden. Denn am 16. Sept. hatte sich ein furchtbarer Sturm erhoben, der die einzelnen Flammen zu einem Ocean von Feuer angeblasen hatte, und diesen fast über die ganze Stadt verbreitete. So währte es bis zum 6. Tage; da erst erlosch das Feuer nach und nach, weil es ihm an Stoff gebrach; nur der zehnte Theil der Häuser war erhalten worden, alles Uebrige, die herrlichsten Paläste, die kostbarsten Kirchen, die seltensten Sammlungen und die größten Reichthümer in Asche und Graus versunken.

So war denn also die auf Moskau gegründete Hoffnung der Franzosen zu Grunde gegangen, und nun hätte Napoleon sogleich umkehren sollen, um die noch gute Jahreszeit zum Rückzuge zu benutzen. Aber sein Geist war verblendet, weil die Vorsehung den Untergang seiner Macht beschlossen hatte. Vergebens wartete er, daß ihn Alexander um Frieden bitten sollte, und da dies nicht geschah, so trug er selbst den Frieden an; aber Kutusow hielt ihn mit Friedenshoffnungen hin, bis der Winter vor der Thüre war. Indessen war das russische Heer von Tage zu Tage stärker geworden, während das französische sich täglich durch Krankheiten verminderte, und besonders waren die Pferde im kläglichsten Zustande; kaum konnten sie sich selbst schleppen; wie sollten sie also das viele Gepäck, die reiche in Moskau gefundene Beute nach Frankreich bringen?

Am 19. October verließ Napoleon Moskau, nachdem er befohlen hatte, daß der Kreml mit allen dort im Lazareth liegenden russischen Verwundeten in die Luft gesprengt werden sollte; zum Glück wurde der Befehl nur zum Theil ausgeführt. Zunächst wandte er sich etwas südlicher, als er gekommen war, um nicht den durch seine Soldaten völlig verwüsteten Weg zu ziehen. Aber die Russen warfen sich ihm entgegen, und zwangen ihn, auf der alten Straße zurückzukehren. Hier drängten sie ihm nach, während auf beiden Seiten ziehende Kosackenschwärme jede Abweichung von dem Wege der Verwüstung verhinderten, und den entmuthigten und abgematteten Franzosen weder Tag noch Nacht Ruhe ließen. Schon in den ersten Tagen mußten diese viele Wagen, mit Lebensmitteln und Beute beladen, stehen lassen, weil die Pferde sie fortzuschaffen nicht vermochten. Doch hielt die Hoffnung die Gemüther noch aufrecht.

Aber am 6. November umzog sich der Himmel. Dicke Schneeflocken fielen herab, und bedeckten den Boden wie mit einem Leichentuche. Der russische Winter nahm seinen Anfang, und überfiel die schlechtbekleideten und noch schlechter genährten Soldaten mit allen seinen Schrecken. Schaudernd schleppten sie sich fort; ein scharfer, schneidender Wind hemmte den Athem, und bildete Eiszapfen, die ihnen am Barte um den Mund hingen. Den Meisten schwanden die Kräfte; stolperten sie dann, und fielen sie zu Boden, so half ihnen Niemand wieder auf; denn Jeder war nur mit seinem eigenen Elend beschäftigt, und hatte für den Bruder selbst alles Gefühl verloren. Bald bedeckte der Schnee die Gefallenen, und kleine Erhöhungen, wie Gräber, bezeichneten die Stellen, wo sie lagen. Der ganze Weg war, wie ein Todtenacker, mit solchen Hügeln übersäet. Fürchterlich öde war die ganze Gegend; nichts als finstere Tannen unterbrachen die Einförmigkeit der wilden Natur. Vielen erfroren die Finger an den Gewehren; darum sah man bald ganze Haufen, die ohne Waffen marschirten, indem sie in düsterer Verzweiflung auf jede Vertheidigung Verzicht thaten. Und wie schrecklich waren erst die langen Nächte von 16 Stunden, in denen ihnen oft das Holz zum Anzünden der Feuer, oder, hatten sie auch dies, die Kräfte, es zusammenzusuchen, fehlten; Häuser sah man gar nicht, weil sie auf dem Hinwege Alles verwüstet hatten. Loderte endlich ein Feuer auf, dann bereiteten Offiziere und Soldaten ihr trauriges Mahl: blutige Fleischlappen von gefallenen Pferden, und nur sehr Wenige hatten einige Löffel voll Mehl, welches sie mit Schneewasser vermischt gierig verschluckten. Von jenem Tage an verfiel die Ordnung und Zucht des Heeres; nur wenige Regimenter blieben in Reihe und Glied, und wäre Kutusow thätiger gewesen, so hätte kein Mann entkommen können. Ein Menge Siegeszeichen aus Moskau, Kanonen und Wagen aller Art ließ man täglich zurück, um nur das Leben zu retten, und eine Hoffnung nur leuchtete den Ausgehungerten: Smolensk, wo man ihnen Lebensmittel aus den reichen Magazinen versprochen hatte.

Endlich erblickten sie diese ersehnte Stadt, und die ganze Schaar der Waffenlosen, die den Bewaffneten voran liefen, stürzte auf die Thore zu. Aber die Soldaten, die hier die Wache hatten, und die herbeistürzenden Menschen mit von Erde und Rauch geschwärzten Gesichtern, hohlen Augen und Wangen, in abgerissenen Uniformen und andern wunderlichen Kleidungsstücken kaum für

französische Krieger halten konnten, schlossen die Thore. Flehentlich baten die Armen, sie hineinzulassen, und ihren Hunger zu stillen; Viele sanken sogar todt zu Boden. Vergeblich! es wurden nicht eher die Thore geöffnet, bis die Garden anlangten. Diese, die überall den Vorzug hatten, erhielten Lebensmittel ausgetheilt, während die Andern abgewiesen wurden; denn es waren nur wenige Vorräthe vorhanden, und das Wenige wurde von Einigen, die sich kämpfend in die Magazine drängten, verschlungen, indem Andere leer ausgingen, sich verzweifelnd auf den Boden warfen, und erst wieder aufsprangen, als sie wegen Annäherung der Russen mit Gewalt weiter getrieben wurden.

Am 14. November verließ Napoleon Smolensk mit seinen Garden. Diese marschirten noch in Reihe und Glied, aber finster und stumm; Jeder war allein mit seinem gegenwärtigen Unglücke und mit seinen Befürchtungen, wie das Alles noch enden würde, beschäftigt; von Tage zu Tage wurde das Elend größer, und die Zahl derer, die noch Waffen trugen, geringer. Von der ganzen Reiterei waren nur noch 800 ausgehungerte Pferde übrig, meist Offizieren gehörig, die nun in ein Corps vereinigt wurden. Mehrmals war das Heer, noch öfter waren einzelne Corps von den Russen umringt und abgeschnitten, und wurden nur durch List oder durch die große Tapferkeit derer, die noch unter den Waffen waren, gerettet. Die gräßlichsten Scenen, die sich auf diesem trostlosen Rückzuge ereigneten, kamen in solcher Menge vor, daß nur wenige von der Geschichte aufbewahrt, aber keine in ihrer ganzen Schauderhaftigkeit beschrieben werden können. Hier nur Einiges davon. Marschall Ney mußte, um sich vor den verfolgenden Russen zu retten, in einer dunkeln Nacht über einen Fluß setzen, dessen Eisrinde glücklicher Weise trug. Alle Wagen, alles Gepäck mußte am Ufer stehen bleiben, und als die Meisten hinübergegangen waren, fehlte es vielen an Kraft, am andern steilen und beeisten Ufer hinanzuklimmen, so daß sie zurückstürzten, das Eis zerborst, und sie ohne Rettung in das Wasser hinabsanken. Noch kläglicher war das Geschrei der armen Kranken, die auf den Wagen lagen, die Hände ausstreckten, und flehten, sie doch nicht hülflos zu verlassen. Ney ersuchte einige Wagen über den Fluß gehen zu lassen; als sie aber mitten darauf waren, brach das Eis zusammen. Von dem Ufer hörte man aus dem geöffneten Schlunde ein herzzerreißendes, wiederholtes Angstgeschrei, dann ein unterbrochenes Stöhnen, immer schwächer werdende Seufzer, und endlich eine gräßliche Stille. Alles war im Wasserschlunde verschwunden.

In den Dnieper ergießt sich auf dessen rechter Seite ein Fluß, die Berezina. An sich ist er nicht bedeutend; aber er bildet auf beiden Seiten breite und tiefe Moräste, die man nur auf einzelnen Brücken überschreiten kann. Wurden diese von den Russen zerstört, oder nur stark besetzt, so war der ganze Ueberrest des französischen Heeres verloren. Wirklich hatten die Russen die Absicht, hier dem ganzen Trauerspiel ein Ende zu machen. Während Kutusow und der Kosackenhetmann Platof von hinten drängten, rückten Tschitschagof von Süden, und Wittgenstein von Norden schnell heran, an der Berezina zusammenzutreffen, und Napoleon den Uebergang zu wehren. Als dieser am Flusse ankam, sah er zu seinem Entsetzen, daß der Uebergangspunkt von den Russen bereits besetzt sey. Mit Gewalt war hier nichts auszurichten; aber er

nahm zur List seine Zuflucht. Er stellte sich, als wollte er eine Brücke schlagen lassen, während er an einer andern Stelle, die nur wenig bewacht wurde, in größter Stille wirklich eine solche zimmern ließ. Die ganze Nacht wurde gearbeitet; aber auch jetzt noch hätten einige russische Kanonen hingereicht, den Bau zu zerstören. Dies erwartete auch Napoleon, und hielt sich selbst für verloren. Allein Tschitschagof bildete sich ein, Napoleon werde weiter unterhalb übergehen, ließ seine Truppen abziehen, und — Napoleon war gerettet. Das war freilich für diesen ein großes Glück; aber die Brücke war nur für das Fußvolk eingerichtet; schnell ließ er noch eine zweite für das Geschütz, die Wagen und die wenigen Reiter bauen, und am 27. November gingen er und seine Garden über.

Bis so weit ging Alles gut, aber nun kam das Schreckliche. Sobald man die Garden übergehen sah, drängten sich alle Uebrige von allen Seiten herbei, sich an sie anzuschließen, so daß in einem Augenblicke eine tiefe, breite und verwirrte Masse von Menschen, Pferden und Wagen den schmalen Eingang zur Brücke belagerte. Die Vordersten, von den Nachfolgenden gedrängt, von den Wachen zurückgestoßen, oder vom Flusse aufgehalten, wurden erdrückt, mit Füßen getreten, oder unter die Eisschollen hinabgestoßen. Aus diesem ungeheuren Haufen erhob sich bald ein dumpfes Summen, bald ein lautes Geschrei, das von Weheruf und von gräßlichen Flüchen unterbrochen wurde.

Die Nacht trieb den Haufen aus einander, aber am 28. November erneuerte sich das Gedränge in noch furchtbarerem Grade; denn immer näher rollte der furchtbare Kanonendonner der Russen. Alle noch diesseits befindliche Franzosen erhoben sich zugleich, eilten hinab, und stürzten wild durch einander auf die Brücke los, während die noch Bewaffneten mit großer Entschlossenheit das Vordringen Wittgensteins und Tschitschagofs aufhielten. Endlich schlugen aber doch die russischen Kanonenkugeln in den an den Brücken stehenden verwirrten Haufen der Franzosen. Wer beschreibt die Verwirrung, das Geschrei, die Verzweiflung, die nun entstand! Einige öffneten sich mit dem Säbel in der Hand in blinder Wuth einen Weg durch das Gedränge; Mehrere ließen ihre Wagen ohne Erbarmen quer durch die Menge der Unglücklichen, die sie erdrückten, hinrollen. Andere weinten, flehten und erlagen der Angst und Verzweiflung. Viele, besonders Kranke und Verwundete, verzichteten auf jede Rettung, gingen still bei Seite, setzten sich nieder, und sahen stier auf den Schnee, der ihr Grab werden sollte. Noch Andere verfehlten die Brücken und wollten sie von der Seite erklimmen, wurden aber zurückgestoßen, und versanken. Man sah Frauen mitten unter den Eisschollen, die, ihre Kinder auf dem Arme, sie immer höher hoben, indem sie einsanken, und deren erstarrte Arme, wenn sie schon untergesunken waren, die Kinder noch über sich hielten. Plötzlich krachte die für die Kanonen bestimmte Brücke zusammen. Die Hinteren, die davon nichts wußten, drängten die vor ihnen Stehenden vorwärts, und stürzten sie in den Schlund, in den sie späterhin auch sanken.

Nun strömten Alle nach der andern Brücke zu. Die dahin eilenden schweren Wagen und Kanonen fuhren einen Abhang hinab, kamen hier ins Laufen, und quetschten die Unglücklichen, die ihnen nicht ausweichen konnten. Viele

Wagen warfen um, und zerschmetterten die, welche ihnen am nächsten standen. Wer hinfiel, wurde von den Nächstfolgenden zertreten. Man hörte nur Geschrei vor Schmerz und Wuth. Die Getretenen sträubten sich in dem Gewühle gegen die Füße ihrer Gefährten, klammerten sich mit Zähnen und Nägeln an sie an, wurden aber ohne Erbarmen fortgestoßen, und vollends zerquetscht. Mit herzzerreißender Stimme riefen Mütter umsonst nach ihren Männern und Kindern, die in dem Augenblick von ihnen für immer unwiederbringlich getrennt wurden. Sie flehten, ihnen Platz zu machen, streckten die Hände nach ihnen aus, wurden niedergetreten, und Keiner hörte auf ihr Angstgeschrei; denn alle Klagen verhallten in dem schrecklichen Getöse des Kanonendonners, des Sausens des Sturmes, der Kanonenkugeln, des Krachens der platzenden Granaten, des Angstgeschreis und der gräßlichen Flüche. Wer endlich über die Haufen von Verwundeten, von Weibern und Kindern, die halb erstickt dalagen, die Brücke erreichte, war darum noch nicht gerettet. Auf der Brücke selbst war ein höllischer Kampf; denn am Ausgange der Brücke war Sumpf, in welchem die Wagen und Pferde stecken blieben, und daher wurde der Abzug sehr aufgehalten. Dann stieß, von den Hintern gedrängt, der Stärkere den Schwächern gefühllos in den Fluß hinab.

Dieses wilde Gedränge währte den ganzen 28. November bis in die Nacht hinein. Um 9 Uhr zogen diejenigen Soldaten, die bisher die Russen aufgehalten hatten, herbei, und bahnten sich einen gräßlichen Weg, und am andern Morgen, als eben die Russen anrückten, wurde die Brücke abgebrannt. Alle die Unglücklichen, welche noch zurück waren, liefen nun in Verzweiflung am Ufer umher; Einige suchten hinüberzuschwimmen, Andere wagten sich auf die schwimmenden Eisschollen, und noch Andere stürzten sich, jeder Ueberlegung beraubt, in die Flammen hinein. Der Ueberrest fiel den erbitterten Russen in die Hände, welche die Meisten todtstachen; am Leben Erhaltene wurden mit Knutenhieben ins Innere von Rußland zurückgetrieben. Die über die Brücke Entkommenen wären noch verloren gewesen, hätten nicht die Russen unbegreiflicher Weise alle die langen, über die Sümpfe der Berezina führenden Brücken stehen lassen; aber die Meisten waren nur gerettet, um eines noch grausameren Todes zu sterben; denn die Kälte wurde von Tage zu Tage strenger, und nun ging die Noth erst recht an. Die letzte Spur von Ordnung war aufgelöst; Alle liefen durch einander, so wie Jeden die Flucht trieb.

Napoleon war bisher mit den Garden vor dem Heere hergezogen, und hatte bei dem Anblicke des gränzenlosen Elendes kein Zeichen der Theilnahme gegeben. Am 5. December spät Abends verließ er in Smorgonie, von Caulincourt (gest. 1827) allein begleitet, das Heer, und eilte auf einem Schlitten durch Polen und Deutschland nach Paris zurück. Von nun an hörte jeder Gehorsam auf; Jeder that nur, was er selbst wollte. Der nagendste Hunger, die fürchterlichste Kälte bei dem Mangel an warmer Bekleidung raubte Vielen die Besinnung, und tödtete jedes Mitgefühl. Wie wilde Thiere dachte Jeder nur an Stillung seines Hungers; sobald ein Pferd fiel, stürzten die Hungrigen darauf los, zerrissen es in Fetzen, und schlugen sich darum. Sank ein Sterbender um, so warteten die Andern nicht seinen letzten Athemzug ab, sondern entrissen ihm

seine Kleider sogleich. Vergebens streckte der Hülflose seine Hand aus; Keiner reichte ihm die seinige, um ihm aufzuhelfen; wer einmal fiel, war verloren, weil es ihm an Kräften gebrach, sich wieder zu erheben. Es herrschte eine Todtenstille; Jeder war mit seinem Schicksale beschäftigt, und wanderte in dumpfer Ergebung vor sich hin. Noch gräßlicher als die Tage waren die langen Nächte. War es gelungen, ein Feuer anzumachen, so kamen jeden Augenblick todtenähnliche Gestalten herbeigewankt, um sich zu erwärmen, wurden aber zurückgestoßen. Die einen Platz fanden, setzten sich auf die herumliegenden Leichen, weil es ihnen an Kraft fehlte, sie fortzuschaffen. Andere waren von der Kälte und dem Hunger wahnsinnig geworden; sie rannten auf das Feuer zu, grinzten, fletschten die Zähne, und stürzten sich mit einem höllischen Lachen in die Gluth, wo sie unter gräßlichen Zuckungen ihren Tod fanden.

So erreichten die Ueberreste des großen Heeres am 9. December die Stadt Wilna. Die Kälte war jetzt bis auf 28 Grad gestiegen. Hier hofften sie einige Ruhe zu genießen; aber die Russen jagten sie bald wieder auf, und das Geschrei: „Kosacken! Kosacken!“ setzte die Unglücklichen wieder in Bewegung. Die zum Fliehen zu schwach waren, wurden von den Kosacken niedergemetzelt. Als nun endlich die Fliehenden die polnische Gränze erreichten, waren von der ganzen großen Armee nur noch einige Hundert Mann der alten Garde unter den Waffen, und das Corps des Vicekönigs Eugen war so zusammengeschmolzen, daß es in einem einzigen kleinen Zimmer Platz hatte. Wie ungeheuer der Verlust der Franzosen in Rußland gewesen sey, geht daraus hervor, daß in den ersten Monaten des folgenden Jahres, als die Schneedecke wegthaute, und die Leichen zum Vorschein kamen, 243,000 französische Leichname verscharrt oder verbrannt worden sind, und doch war der Befehl, sie zu zählen, erst da angekommen, als schon Viele auf die Seite geschafft waren. In Wilna allein sind 70,000 Leichen beerdigt worden! Welche Angst, Mühe und Sorgfalt kostet es nicht einer Mutter, ehe sie ein Kind aufzieht, und hier wurden die Menschen, um des Ehrgeizes eines Einzigen willen, zu Hunderttausenden kläglich hingeopfert!

Besser war es allerdings den seitwärts geschobenen Heeren gegangen. Oudinot hatte sich mit Wittgenstein mehrmals gemessen, aber nicht nach Petersburg vordringen können, und als Napoleon von Moskau zurückkehrte, war Oudinot ihm zu Hülfe geeilt, aber auch seine Soldaten hatten meist dem allgemeinen Verderben unterlegen. Wittgenstein war ihm gefolgt, und an der Berezina mit Kutusow zusammengetroffen. — Macdonald, mit dem das preußische Corps vereinigt war, hatte Riga nicht einnehmen können, und als die Kälte so grimmig wurde, und das Hauptheer die Flucht ergriffen hatte, zog er sich nach Preußen zurück. General York aber, welcher die Preußen führte, und die Niederlage der Franzosen erfahren hatte, erkannte, daß dieselbe das Bündniß mit Frankreich auflösen müsse. Ohne noch zu wissen, ob es sein König billigen werde, allein von seinem richtigen Sinne geleitet, trennte er sich von Macdonald, und schloß mit den Russen einen Vertrag, nach welchem das preußische Corps für neutral erklärt wurde. — Fürst Schwarzenberg, der das östreichische Hülfscorps und die Sachsen auf dem rechten französischen

Flügel führte, hatte Wenig ausgerichtet, und sich nach Beendigung des Feldzugs zurückgezogen.

Nach Napoleons Abreise hatte der König von Neapel den Oberbefehl geführt, und die traurigen Ueberreste bis nach Posen gebracht, wo sie in der Mitte des Januars 1813 eintrafen. Von hier reiste er nach Italien zurück, und Eugen trat in seine Stelle. Dieser führte jene langsam bis hinter die Elbe, und erwartete hier die ihm von Napoleon versprochenen Verstärkungen.

So endete ein Feldzug, der mit größeren Mitteln als je einer in früherer Zeit unternommen war, auf eine beispiellose Art, mit der Vernichtung von mehr als 500,000 Menschen. Welche Verantwortlichkeit für den muthwilligen Urheber dieses Kriegs!

Dritte Periode.

Vom Wiedererwachen Europa's bis auf die zweite französische Revolution, 1813—1830.

---

123. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1813.

(Erhebung der preußischen Nation. Scharnhorst. Aufrufe Friedrich Wilhelms an sein Volk und an sein Heer 17. März 1813. Preußische Landwehr. Tettenborn in Hamburg 18. März. Gefechte bei Lüneburg und Möckern 2. und 5. April. Schlacht bei Groß-Görschen 2. Mai und bei Bautzen 20. und 21. Mai. Gefecht bei Haynau 26. Mai. Waffenstillstand in Poischwitz 4. Jun. Davoust in Hamburg 30. Mai. Erneuerung des Kampfs 17. August. Schlachten bei Groß-Beeren 23. August, an der Katzbach 26. August, bei Dresden 26. und 27. August. Moreau's Tod. Treffen bei Culm 29. und 30. August. Schlacht bei Dennewitz 6. Septbr. Czernitscheff in Cassel 30. Septbr. Treffen bei der Görde den 16. Septbr., bei Wartenburg 3. Octbr. Schlacht bei Leipzig 16., 18. und 19. Octbr. Rückzug der Franzosen. Treffen bei Hanau 29—31. Octbr. — Bülow in Holland. Rückkehr Wilhelms von Oranien 1. Decbr. Frieden von Kiel 14. Januar 1814.)

Als das Gerücht von dem Untergange des französischen Heeres sich in Deutschland verbreitete, horchten Alle froh auf, und als es endlich zur Gewißheit wurde, ergriff nicht nur eine freudige Hoffnung die so lange Niedergedrückten, sondern eine allgemeine Begeisterung erhob die Gemüther. Die Fürsten schwiegen noch, weil sie noch nicht gerüstet waren, und noch keine Verabredung hatten nehmen können; aber die Völker waren in der äußersten Bewegung. Wie gern wären sie nicht überall gleich aufgestanden, und hätten die Franzosen aus dem Lande getrieben, was auch leicht möglich gewesen wäre, wenn der lange Marsch und die Kälte nicht auch die Zahl der Russen sehr vermindert gehabt hätte.

Kein Land hatte aber durch den französischen Uebermuth und die französische Habgier so viel gelitten, wie Preußen, und keins wurde von dem russischen Heere eher betreten. „Ich komme als der Freund ihres Königs!" sprach Kaiser

Alexander zu den Bürgern des Städtchens Lyck in Ostpreußen, der ersten preußischen Stadt, in welche die Russen einzogen. Schon dieses Wort erfreute und ermuthigte die Preußen. Aber noch stand eine französische Besatzung in Berlin, und es verlautete, sie wollte sich der Person des Königs, der in Potsdam sich aufhielt, bemächtigen. Da reiste Friedrich Wilhelm plötzlich ab, begab sich zu seinen treuen Schlesiern, und traf am 25. Januar 1813 in Breslau ein. Hier erließ er eine Aufforderung zur Errichtung freiwilliger Truppen zur Erretung des Vaterlandes. Noch war nicht ausgesprochen worden, daß es gegen die Franzosen gehen sollte; aber Keiner mißverstand die Absicht des Königs, und nun ergriff eine Begeisterung Hohe und Niedere, wie die Geschichte kein zweites Beispiel aufzustellen hat. Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, Schüler, Studenten, Handwerker, Männer in Aemtern, Familienväter, Gelehrte, Kaufleute, Gutsbesitzer, kurz Leute jeden Standes, jeden Alters, jeder Beschäftigung, selbst einige Frauenzimmer, als Männer verkleidet, eilten herbei und traten in Reihe und Glied. Der Angesehenste schämte sich nicht neben dem Niedrigen zu stehen. Wer es vermochte, bewaffnete und bekleidete sich selbst, und wer dazu zu arm war, erhielt Waffen und Kleidung von denen, die nicht mitgehen konnten. Wie strömten die Beiträge herbei, dem Staate zu Hülfe zu kommen! Mancher gab die Hälfte seines Gehaltes her, Andere Waffen, Juwelen, den letzten Nothpfennig; Kinder schütteten ihre Sparbüchsen aus; auch die Frauen blieben nicht zurück: sie nähten Hemden, strickten Strümpfe für die Freiwilligen, zupften Charpie; ja Viele opferten ihr Silbergeräth, goldene Ketten, selbst die goldenen Trauringe, und tauschten dafür eiserne ein, und ein edles schlesisches Fräulein, das nichts Anderes hatte, schnitt ihr langes blondes Haar ab, und die daraus verfertigten Ringe wurden begierig gekauft. So reine, edle Gefühle hatten noch nie ein Volk beseelt, und einzig in der Geschichte steht das preußische Volk im Jahre 1813 da.

Und Napoleon? — Viel in Rußland verloren zu haben, gestand er zwar ein, aber das Heer sey noch stark genug, die Russen im Zaum zu halten. Da warnten ihn seine Generäle vor den Deutschen, besonders vor dem Volksgeiste der Preußen. Aber die Vorsehung hatte ihn durch seinen Uebermuth geblendet, daß er die Gefahr nicht sah. „Die Deutschen," sagte er, „sind wie kleine Hunde, die viel bellen, aber nicht beißen. Niemals werden sie Spanier seyn!" Und die Preußen verachtete er erst ganz; er glaubte sie so geschwächt zu haben, daß sie sich nicht wirksam erheben könnten. Aber er irrte sich. Zwar hatte der König nach dem Frieden von Tilsit ausdrücklich nicht mehr als 42,000 Soldaten halten dürfen; aber ein edler preußischer Krieger, General von Scharnhorst, hatte die Soldaten, sobald sie gut eingeübt waren, entlassen, und dann wieder andere eingeübt, so daß eine große Menge gut einexercirter Soldaten auf den ersten Wink schlagfertig waren. Nun rüstete sich auch Napoleon. Er ließ 350,000 Franzosen ausheben, um sie zur Schlachtbank zu führen, und später wurden noch andere 180,000 verlangt, und das französische Volk wurde immer nicht müde, seine Söhne für seine ehrgeizigen Pläne herzugeben.

Friedrich Wilhelm schloß mit seinem Freunde Alexander, den er ja nur ungern, auf Napoleons Geheiß, bekriegt hatte, ein Bündniß, und am 15. März

traf der Kaiser in Breslau, nun dem Mittelpunkte der preußischen Rüstungen, ein. Welcher herrliche Tag! Alle Herzen schlugen hoch auf, als er, vom Könige, den preußischen Prinzen und andern Fürsten begleitet, unter dem lauten Hurrah der aufgestellten Krieger durch die Straßen ritt. Hinter ihm drängte sich ein dichter Haufen russischer und preußischer Generäle und Adjutanten auf dampfenden Rossen; aus allen Fenstern wurden Tücher geweht, und aus Tausenden von Augen flossen Thränen der Rührung, der Hoffnung und des Dankes gegen Gott. Man drängte sich zu den langbärtigen Kosacken, schüttelte ihnen freudig die Hand, und theilte Branntwein und Speisen reichlich unter ihnen aus. Am 17. März erklärte sich der König offen, gegen wen das Volk sich rüste. Zwei Aufrufe, einer: „An mein Volk," der andere: „An mein Kriegsheer," erhöhten noch die Begeisterung, wenn ein Zuwachs möglich gewesen wäre. „Es ist," sprach er in jenem, „der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag." Zugleich befahl er die Errichtung einer Landwehr und im Nothfalle des Landsturms. Jene trug auf den Mützen ein Kreuz mit den Worten: Mit Gott für König und Vaterland! und diese Worte wurden die Loosung für das treue Volk. Jedes Regiment erhielt eine Abtheilung freiwilliger Jäger, und der Zudrang war so groß, daß die Zahl bei den Meisten bald voll war, und daß es hier und da an Gewehren gebrach. Manches Landwehrbataillon sah man mit Piken bewaffnet und unter dem Schalle ländlicher Schalmeien ausziehen, aber mit lautem Jubel und dem festen Vertrauen, daß Gott einer so gerechten Sache Sieg verleihen werde. Jedes Regiment, welches auszog, trat vorher in einen großen Kreis zusammen, wandte sich im Gebet an den, von dem allein der Sieg kommt, und wurde eingesegnet; dieser fromme Sinn bewahrte sie vor Uebermuth, Lasterhaftigkeit und Rohheit, und daß Gott einem frommen Heere den Sieg giebt, haben wir schon bei Gustav Adolph gesehen. Ueberdies errichtete der König den Orden des eisernen Kreuzes für die, welche sich in dem Kampfe für das Vaterland auszeichnen würden.

Das Hauptheer der Russen rückte langsam durch Polen heran, aber einige Haufen Kosacken waren voraufgeschickt, trieben die Franzosen aus Berlin bis hinter die Elbe, und wandten sich nach dem nördlichen Deutschland. Wohin sie kamen, wurden sie mit gränzenlosem Jubel aufgenommen. Der Herzog von Meklenburg-Strelitz war der erste deutsche Fürst, der sich an Preußen anzuschließen wagte; Meklenburg-Schwerin und Dessau folgten bald nach. Oberst Tettenborn, ein kühner Mann, eilte mit seinen Kosacken bis gen Hamburg, wo schnell die Franzosen abzogen, und als nun am 18. März die Kosacken einrückten, ergriff die Einwohner eine so überschwengliche Freude, daß sie wie außer sich waren. Die Kosacken wurden gedrückt, geküßt, von den Pferden gehoben; Jeder drängte sich, sie bei sich zu bewirthen, und den Oberst trug das überglückliche Volk am Abend auf den Schultern ins Theater. Nur ein Gefühl beseelte Alle, und die ganze Stadt wurde bis in den entferntesten Winkel erleuchtet. Die Armen!

Wie schwer mußten sie nachher für diese so offen gezeigte Freude büßen, als die Franzosen zurückkamen!

Schon die ersten Gefechte, in denen die Verbündeten auf die Franzosen trafen, erfüllten Alle mit Freude und Hoffnung. Ein Haufen Franzosen, der aus Vorpommern abzog, wurde am 2. April von Preußen und Russen unter Czernitschef und Dörenberg in Lüneburg angegriffen, die Stadt erstürmt, und wer nicht fiel, wurde gefangen. Am 5. April war ein eben so glückliches Gefecht bei Möckern. Eugen nämlich war aus Magdeburg ausgezogen, um Berlin zu überfallen, als plötzlich Wittgenstein und der preußische General Borstell herbeieilten, und die Franzosen mit blutigen Köpfen zurückwarfen.

Indessen zog das verbündete Heer von Schlesien nach Sachsen, Alexander und Friedrich Wilhelm mit. Kutusow war in Bunzlau gestorben; Wittgenstein wurde zum Oberfeldherrn ernannt; der alte Blücher, York und Bülow führten unter ihm die Preußen. Auch Napoleon eilte mit dem neugeworbenen Heere herbei, und Aller Blicke wandten sich nach der Saale, wo beide Heere zusammentrafen. Es war in der Gegend von Lützen, wo am 2. Mai die Schlacht bei Groß-Görschen geliefert wurde. Mit festem, freudigem Muth, auf Gottes Hülfe vertrauend, rückte die preußische Jugend, rückten die russischen Krieger heran, und beide zeigten sich an dem heißen Tage des auf sie gesetzten Vertrauens werth; mit unaufhaltsamem Andrange eroberten die Preußen mehrere Dörfer im Sturm, und schon flohen viele Franzosen. Nun aber ließ Napoleon, dessen Heer an Zahl bei weitem stärker war, 80 Kanonen auf den Mittelpunkt der Verbündeten richten, schmetterte ganze Reihen nieder, und seine Garden drangen in die Lücke ein. Zwar wichen die Tapfern noch immer nicht zurück, aber sie konnten die Dörfer nicht wieder einnehmen, und mußten am andern Morgen sich zurückziehen, weil ihnen die Franzosen den Rückweg nach der Elbe abzuschneiden Miene machten. Die Schlacht war also zwar für sie verloren, aber die Preußen hatten unsterblichen Ruhm errungen; nur durch die Ueberzahl waren sie überwunden worden.

Die Verbündeten zogen durch Sachsen, über die Elbe, und lagerten sich bei Bautzen, um eine zweite Schlacht zu schlagen. Rasch folgte ihnen Napoleon. Am 20. und 21. Mai wurde die Schlacht bei Bautzen gefochten. Dieselbe Todesverachtung auf Seiten der Preußen; aber auch jetzt siegte endlich die Ueberzahl. Lieber brachen die Monarchen die Schlacht ab, als daß sie Alles aufs Spiel setzten, weil sie von Tage zu Tage hofften, daß Oestreich sich an sie anschließen werde. Aber Kaiser Franz wollte erst sehen, ob es auch rathsam sey, sich in den gefährlichen Kampf einzulassen, und wer kann ihm diese Vorsicht nach so vielen traurigen Erfahrungen verargen?

Der Rückzug ging nach Schlesien, immer von den Franzosen gefolgt. Aber sobald sich diese nahe heranwagten, erhielten sie eine Lection. So zwischen Reichenbach in der Lausitz und Görlitz, wo eine Kanonenkugel dicht neben Napoleon seinen Jugendfreund, den General Duroc, niederschmetterte. Der sonst so gefühllose Kaiser vergoß Thränen, und befahl vorsichtiger zu folgen. Ebenso hinter Haynau 26. Mai. Blücher, ungehalten, daß die Franzosen

wagten, seine Nachhut zu drängen, legte 20 Schwadronen Reiterei in einen Hinterhalt, und ließ nun durch ein schwaches Nachtrabsgefecht die Franzosen in die offene Ebene locken. Als diese in die Nähe des Hinterhaltes kamen, loderte plötzlich eine hochgelegene Windmühle zum Wahrzeichen auf; die preußischen Reiter stürzten mit lautem Hurrah herbei, und hieben, stachen und ritten den in Vierecke schnell sich ordnenden Haufen der Feinde nieder, und was nicht todt blieb, wurde gefangen fortgeführt.

Das Heer der Verbündeten blieb in der Gegend von Schweidnitz stehen, während Napoleon Breslau besetzen ließ. Mit sichtbarer Vorsicht hatte er den preußischen Boden betreten, und recht gut merkte man seinen Franzosen die Besorgniß vor dem Landsturme an. Er hatte nun wohl gesehen, daß er mit einem andern Heere zu thun hatte, als dem, welches vor 7 Jahren bei Jena und Auerstädt vor ihm geflohen war. Seine beiden Siege hatten ihm mehr Menschen als den Verbündeten gekostet, und die meisten seiner Truppen waren noch zurück. Da hielt er es für rathsam, einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Alexander und Friedrich Wilhelm nahmen ihn an, weil auch ihre Hülfsquellen noch nicht gehörig entwickelt waren, und sie den Beitritt Oestreichs, Schwedens und Sachsens hofften. Er wurde in Poischwitz, einem Dorfe bei Strigau, am 4. Juni abgeschlossen.

Vorher noch hatte ein trauriges Geschick Hamburg betroffen. Tettenborn hatte aus den Einwohnern der Stadt ein Corps gebildet, und freudig traten die Bürger unter die Waffen. Zwar war Davoust mit einem französischen Heere in der Nähe, aber auch der Kronprinz von Schweden rüstete sich, ein dänisches Heer stand in Holstein zum Schutze von Hamburg, wie es schien, bereit, und die alten Festungswerke wurden eiligst wieder hergestellt. Als aber zu Anfange des Mai's die Franzosen wirklich heranrückten, waren es nur einige Meklenburger, die der bedrängten Stadt zu Hülfe kamen; denn die dänischen Truppen ließen sie gerade im Augenblicke der äußersten Bedrängniß, als schon die französischen Bomben und Granaten in die Stadt flogen, im Stich, und zogen ab, und einige Bataillons Schweden, die zur Hülfe herbeigekommen waren, wurden gleich darauf wieder zurückgerufen. Auch Tettenborn verließ nun mit den Russen die Stadt, weil er wohl sah, daß er allein sie nicht retten könnte, und sich nicht gefangen nehmen lassen wollte. So vereinigte sich Alles, um das unglückliche Hamburg einem erbitterten Feinde preiszugeben. Welcher Schmerz ergriff nun die armen Einwohner, als sie sich so von Allen verlassen sahen! Viele zerschlugen in der Wuth des Schmerzes ihre Gewehre, Andere wieder wollten sich auf Leben und Tod vertheidigen, überall herrschte Verwirrung, die sich aber in ein dumpfes Schweigen verwandelte, als am 30. Mai die Franzosen unter Davoust einzogen. Nun fingen erst die Leiden der Stadt an. Mit unerbittlicher Strenge legte er ihr zur Strafe die ungeheure Brandschatzung von 48 Mill. Franken auf, und nur Fürsprache der Dänen hatte sie es zu danken, daß keine Hinrichtungen vorkamen; freilich waren auch die thätigsten Bürger bereits ausgewandert. Hätte sich Hamburg nur noch acht Tage halten können, so wäre es durch den Waffenstillstand in Poischwitz gerettet gewesen; die Franzosen hätten wieder abziehen müssen. Davoust ließ

nun die Stadt stark befestigen; dazu mußten die Vorstädte und herrlichen Landhäuser niedergerissen und unzählige Gärten zerstört werden, und angesehene Bürger wurden gezwungen, gleich Tagelöhnern dabei zu helfen. Noch größere Leiden trafen die Stadt im Winter darauf.

Während des Waffenstillstandes zogen neue französische Schaaren heran, und ersetzten den Abgang; aber noch vortheilhafter war er für die Verbündeten. Der edle Scharnhorst, der Schöpfer der neuen preußischen Kriegsordnung, war zwar an den bei Görschen erhaltenen Wunden gestorben; aber sein Geist lebte unter den übrigen Generälen fort. Täglich zogen neue Haufen kriegslustiger Männer und Jünglinge herbei, und nur einen Kummer fühlte das ganze Heer, daß es so lange unthätig bleiben mußte, nur eine Sorge, daß der Waffenstillstand vielleicht einen Frieden herbeiführen würde, ehe es den übermüthigen Feind aus Deutschland getrieben hätte. Fast wäre es auch zum Frieden gekommen. Kaiser Franz suchte ihn zu vermitteln, und lud Abgeordnete der kriegführenden Mächte nach Prag ein, über den Frieden zu handeln. Aber auch hier wieder verblendete die Vorsehung Napoleons Sinn; er wollte die gemäßigten Bedingungen nicht annehmen; denn er trotzte auf das große Heer von 350,000 Kriegern, die wieder um ihn versammelt waren; außerdem hatte auch der Vicekönig Eugen 60,000 Mann beisammen, um Italien zu beschützen, und der baiersche General Wrede stellte 30,000 Baiern an der östreichischen Gränze auf, um Kaiser Franz abzuhalten, den Verbündeten beizutreten. Doch was ist Menschenmacht, wo Gott nicht hilft? Napoleons Zeit war vorüber. Gott hatte bis zum Feldzuge nach Rußland alle seine Pläne gelingen lassen, damit die Völker, wenn sie recht niedergedrückt wären, sich desto kräftiger erheben möchten. Diese Zeit war jetzt da: Napoleon war in Gottes Hand das Werkzeug der Unterdrückung gewesen; aber in seinem Uebermuthe glaubte er, der Sieg komme durch ihn selbst, nicht durch Gott, und es werde auch fernerhin so gehen. Er erkannte nicht die Zeichen der Zeit, merkte nicht, daß Gott ihn verlassen habe, und wollte den Sieg auch jetzt noch durch die alten Künste erzwingen. Da nun Kaiser Franz seine Hartnäckigkeit sah, schloß er sich mit ganzer Macht an die Verbündeten an, schickte ein Heer nach Italien, ein noch größeres aber, welches Fürst Schwarzenberg anführte, und er selbst begleitete, nach Böhmen, um sich hier mit dem Hauptheere der Verbündeten zu vereinigen. Auch Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, trat zu der großen Verbindung, und neue russische Haufen strömten selbst aus dem fernen Asien herbei. Welcher Kampf! Ganz Europa beinahe stand unter den Waffen; es war kein Krieg der Fürsten, wie sonst gewöhnlich, sondern der Völker. Da sah man den ernsten Deutschen, den abgehärteten Schweden, den kernigen Russen, den bärtigen Kosacken, den braungelben Kalmücken, den wilden Baschkiren, ja selbst den Sohn der mongolischen Wüste, den nomadisirenden Kirgisen und den Bewohner des Caucasus, den stolzen Tscherkessen in eisernem Panzerhemde, Alle friedlich beisammen, um den Mann zu bekämpfen, dessen Herrschsucht Europa zu enge war. Die meisten Fürsten Deutschlands mußten noch ihm dienen, weil ihre Länder von seinen Truppen besetzt waren; selbst der sonst so ehrwürdige König von Sachsen, Friedrich August, hatte sich aufs Neue an ihn angeschlos-

sen, und hielt zu seinem und seines Landes großen Schaden treu bei ihm aus.

Am 17. August war der Waffenstillstand zu Ende, und der große Kampf begann aufs Neue. Napoleon hatte sein Heer um Dresden versammelt, und machte von hier aus Angriffe auf die von drei Seiten anrückenden Heere der Verbündeten. Diese aber hatten drei große Heere, mit denen sie nach Sachsen vorgingen.

Das Hauptheer stand in Böhmen: Oestreicher, Russen und Preußen, geführt von Schwarzenberg. Wittgenstein führte unter ihm die Russen, Kleist die Preußen. Bei ihm befanden sich die drei Monarchen selbst mit ihren Garden. Von Böhmen aus sollte es über das Erzgebirge nach Sachsen vorgehen.

Von Osten her kam das schlesische Heer. Der alte Blücher führte es an. Es bestand aus Russen und Preußen, die von Langeron, Sacken und York befehligt wurden.

Das Nordheer kam von Berlin her, und stand unter des Kronprinzen von Schweden Oberanführung; es war aus schwedischen, preußischen und einigen wenigen russischen Truppen zusammengesetzt. Bülow, Tauentzien und Winzingerode führten sie an.

Das war das Bewunderungswürdigste, daß die verschiedenen Nationen, die für eine Sache fochten, mit der größten Einigkeit zusammenhielten, und der Russe und Preuße dem östreichischen Feldherrn, so wie der Oestreicher dem russischen und preußischen willig folgte. Solche Einigkeit war bisher unter Verbündeten noch nie gesehen worden; recht sichtlich bewahrte die Vorsehung das vereinigte Heer vor jener Zwietracht und Eifersüchtelei, durch welche sonst alle ähnliche Verbindungen getrennt wurden, und die Monarchen gingen mit dem schönsten Beispiele des gegenseitigen Vertrauens und der Freundschaft ihren Untergebenen voran.

In die Beschreibung aller einzelnen Gefechte können wir hier nicht eingehen. Es sey genug, sich nur die größeren zu merken. Zuerst wandte sich Napoleon mit seinen Garden nach dem schlesischen Heere, welches er, ehe die andern herankämen, als das kleinste zu zerschmettern hoffte. Er traf es an dem Bober bei Löwenberg; aber Blücher wich, wie ihm sehr weise vorgeschrieben war, dem Stoße aus, und zog sich bis Jauer zurück. Dahin folgte ihm Napoleon nicht, weil Couriere ihn eiligst nach Dresden zurückriefen, gegen welches das böhmische Heer sich in Bewegung gesetzt hatte. Aber noch ehe er hier mit diesem zusammentraf, war bei der Nordarmee Blut vergossen worden.

Napoleon hatte den Marschall Oudinot und die Generäle Regnier und Bertrand mit Franzosen und Sachsen abgeschickt, Berlin zu überfallen. Bei Groß-Beeren, südlich von Berlin, trafen sie am 23. August auf die Nordarmee; Regnier nahm das Dorf mit großer Uebermacht ein, der Sieg schien gewonnen, und schon wollten sich die Franzosen Quartiere suchen, um es sich bequem zu machen; der Himmel war mit dicken Wolken bedeckt, und es regnete schon seit mehreren Tagen, ein dichter Nebel lag auf der ganzen Ebene — da erscholl plötzlich bei den Preußen ein lautes Hurrah! Hurrah! Bülow rückte mit seiner Heldenschaar gegen das Dorf an, unter ihm die Generäle

Thümen, Borstell und Kraft, ließ 50 Kanonen auffahren, schmetterte die Feinde nieder, die Preußen drangen in das Dorf stürmend ein, und da kein Gewehr vor Nässe mehr losging, so wurde der Kampf durch Kolbenschläge und Bajonettstöße entschieden. In wilder Verwirrung stürzten sich die Feinde in die Flucht, die Schlacht war gewonnen, und um so herrlicher, da nur Preußen, ohne die Hülfe der Schweden und Russen, der weitüberlegenen Feinde Herr geworden waren. Oudinot eilte nach Torgau zurück.

Schon drei Tage darauf, 26. August, wurde wieder eine Hauptschlacht geliefert, an der Katzbach. Als Napoleon aus Schlesien nach Dresden zurückgerufen wurde, ließ er den Marschall Macdonald, und unter diesem Ney und Lauriston, bei Goldberg zurück, um das schlesische Heer vollends zurückzuwerfen. Es war ein fürchterliches Wetter. Schon seit drei Tagen und Nächten goß unaufhörlich ein heftiger Landregen vom Himmel herab; den Soldaten faulten die Schuhe, den Pferden die Hufe ab. Dennoch befahl Blücher, als er des Kaisers Abmarsch erfuhr, vorzurücken. Als er am 26. August Nachmittags eben auf einer Hochebene zwischen Jauer und Goldberg hinzog, kamen die Franzosen eilig aus dem Thale der wüthenden Neiße herauf. Schnell ordnete Blücher seine Schaar. „Kinder!" sprach er zu ihnen, „heute gilt's; zeigt euch als brave Preußen." Der russische General Sacken warf sich mit Ungestüm und lautem Hurrah mit seiner Reiterei auf den Feind, und trieb ihn in entsetzlicher Verwirrung in die Flucht, während die Preußen unaufhaltsam auf des Feindes Mittelpunkt eindrangen. Drei preußische Bataillons rückten in geschlossener Linie gegen eine französische Batterie los, die sie mit Kartätschen beschoß, und ganze Reihen niederriß. Dennoch ging es vorwärts, bis wenige Schritte vor den feindlichen Vierecken. Einen Augenblick maßen sich beide Theile mit den Augen. „Drauf! drauf!" riefen die preußischen Offiziere; sogleich nahmen die Soldaten das Gewehr verkehrt, stürzten auf die Franzosen, schlugen augenblicklich mit den Kolben auf sie ein, und in einer Viertelstunde war das ganze Viereck in einen großen Haufen von Leichen und Schwerverwundeten verwandelt. Als endlich das ganze französische Heer über den Haufen geworfen war, stürzten sich die Fliehenden die steilen Hohlwege hinab nach der wüthenden Neiße; aber die Wege waren schlüpfrig und vom Regen grundlos geworden, die Kanonen und Wagen warfen um, es entstand eine greuliche Verwirrung, und Unzählige fielen in die Hände der verfolgenden Sieger. Um das Unglück voll zu machen, war indessen vom Gußregen der sonst so kleine Fluß so fürchterlich angeschwollen, daß die Brücke zerriß, und Pferde und Menschen in den Fluthen umkamen. Die, welche sich retteten, flohen in Bestürzung nach dem Bober zu, um sich über Bunzlau zu retten; aber ehe sie den Bober erreichen konnten, wurden 18,000 Gefangene, und 103 Kanonen nebst 250 Wagen erbeutet. Welcher Sieg*)!

An demselben Tage war auch eine Schlacht bei Dresden geschlagen worden, aber freilich mit ganz anderem Erfolge. Die drei Monarchen waren

---

*) Die Katzbach, von welcher die Schlacht mit Unrecht den Namen führt, fließt wohl 1 Meile davon entfernt. Es war das Wasser der wüthenden Neiße.

mit dem Hauptheere auf der großen Straße, die von Prag nach Dresden führt, über das Erzgebirge gegangen, um Dresden, den Mittelpunkt von Napoleons Stellung, anzugreifen. Auch hier regnete es unaufhörlich, und die Gebirgswege waren grundlos. Am 25. langten sie vor der in der Eile befestigten Stadt an, und am 26. beschossen sie dieselbe mit Macht. Aber leider hatten sie, durch die schlechten Wege aufgehalten, den günstigen Zeitpunkt versäumt; denn eben langte Napoleon, der aus Schlesien mit den Garden in Gewaltmärschen herbeigeeilt war, in Dresden an, und führte sie sogleich gegen die Verbündeten. Es entstand ein wüthender Kampf; aber die Verbündeten, die zugleich gegen einen tapfern Feind, gegen ein feindliches Element und gegen die Festungswerke kämpfen mußten, konnten die Stadt nicht gewinnen, und die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Am 27. August erneuerte sich die Schlacht mit verstärkter Wuth. Napoleon führte seine ganze hier versammelte Macht auf die durch Entbehrung aller Art, Nässe und Müdigkeit erschöpften Verbündeten los, schnitt den linken Flügel — es waren Oestreicher — von den Uebrigen ab, und nahm ihn gefangen. Jetzt sahen die Monarchen wohl ein, daß Dresden nicht zu nehmen sey, und befahlen den Rückzug. Wie empfindlich auch der hier erlittene Verlust war, so war doch der schmerzhafteste der des edlen Moreau. Dieser Mann hatte, von seinem alten Freunde Bernadotte gerufen, seinen stillen Landsitz in Nordarmerika, seine Gattin und seine zärtlich geliebte Tochter verlassen, um die Verbündeten bei der Bezwingung seines Feindes mit seinem Rathe zu unterstützen. Am 27. befand er sich auf einer Anhöhe beim Dorfe Recknitz unweit Dresden neben dem russischen Kaiser, der sich eben mit ihm unterhielt, als eine Kanonenkugel seinem Pferde durch den Leib fuhr, und ihm beide Beine zerschmetterte. Stöhnend sank er zu Boden, wurde in ein nahes Bauerhaus getragen, ließ sich mit großer Standhaftigkeit, eine Cigarre rauchend, die Beine vollends abnehmen, und starb sechs Tage darauf am Wundfieber.

Während nun die Verbündeten, vom Regen durchnäßt und bis zur Erschöpfung ermüdet, sich nach dem Gebirge zurückzogen, hatte ihnen Napoleon, wie er hoffte, eine noch größere Niederlage bereitet. Er hatte den General Vandamme, einen Mann von wilder Kühnheit, mit 30,000 Mann in ihren Rücken geschickt. Er sollte ihnen zuvorkommen, das Gebirge besetzen, und sie von Böhmen abschneiden. Wirklich gelang es ihm, am 29. August die Höhe des Gebirges zu erreichen. Aber anstatt hier die Verbündeten zu erwarten, zog er sich auf der andern Seite in das Land hinein, um nach Töplitz, wo des Königs von Preußen Hauptquartier war, vorzudringen, und hier Alles in Verwirrung zu setzen. Fast wäre es ihm gelungen; denn auf solchen Ueberfall war Niemand vorbereitet, und nur 8000 Mann russische Garden waren zur Hand, mit denen sich General Ostermann bei Culm den Franzosen entgegenwarf, und sie für diesen Tag mit ausgezeichneter Tapferkeit aufhielt. Am 30. August begann ein noch hartnäckigeres Treffen bei Culm. Dies Dorf liegt hart unter dem Gebirgszug, der Böhmen von Sachsen trennt. Während die Russen die Franzosen von vorn angriffen, gingen die Oestreicher von der Seite auf sie los, und indem von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten wurde, erschien plötzlich oben auf dem Gebirge, bei Nollendorf, der General Kleist mit

den Preußen, die er von Dresden eben zurückführte. Sobald ihm der Kanonendonner, der unten im Thal fürchterlich hallte, anzeigte, was vorginge, stellte er schnell sein Corps in Ordnung, und rückte hinab, um dem Feinde in den Rücken zu fallen. Da kam plötzlich der Schrecken über Vandamme und seine Schaar; jetzt galt es nur noch, zu entkommen. Die französische Reiterei jagte mit verhängtem Zügel die Chaussee hinan, hieb viele eben herabkommende preußische Artilleristen nieder, brach durch das kleistische Corps, und entkam zum Theil. Ein dichter Haufen Fußvolks drängte nach, und stieg schon bergan, als ein östreichisches Reiterregiment sich auf ihn warf, und ein entsetzliches Blutbad anrichtete. Binnen einer Viertelstunde waren Alle entweder todt, oder entkommen, oder gefangen. Der Gefangenen zählte man 8000; 81 Kanonen wurden erbeutet, und die Kosacken hatten glücklich auch den General Vandamme gefaßt, als er sich eben über eine morastige Wiese hatte retten wollen. Von jeher hatte sich dieser Mensch durch Gefühllosigkeit, Bedrückungen und selbst Erschießungen friedlicher Bürger ausgezeichnet; darum ließ ihn Alexander nach Moskau abführen, wo ihm Rostopschin im Kreml ein Gefängniß anwies. Kleist aber erhielt nun vom Könige von Preußen den Namen Kleist von Nollendorf, so wie der alte Blücher seines Siegs an der Katzbach wegen nach dem Kriege den Namen Fürst Blücher von Wahlstatt erhielt.*)

Welche Wonne im Lager des verbündeten Heeres! Denn an demselben Tage trafen die Couriere ein, welche die Siege bei Groß-Beeren und an der Katzbach verkündigten, und so wurde denn vier Tage darauf bei Töplitz ein großes Dankfest für drei Siege gefeiert. War nun auch der Angriff auf Dresden mißlungen, so war doch auch Napoleon von allen drei Seiten zurückgeschlagen worden. Dies kränkte ihn sehr; hätte er nur Berlin überraschen können, so hätte er sich eher getröstet. Einen Versuch wollte er noch machen. Er schickte den Marschall Ney mit 80,000 Mann gegen Berlin. Dieser traf am 6. September auf Bülow und Tauentzien, und lieferte ihnen die blutige Schlacht bei Dennewitz unweit Jüterbogk. Keine fast macht den preußischen Waffen so große Ehre als diese; die Preußen allein hielten den Andrang des weit überlegenen Feindes auf, und schlugen ihn in die Flucht, ehe noch die russischen und schwedischen Truppen herbeikommen konnten. Aber wenige Schlachten haben auch verhältnißmäßig so viel Blut gekostet; besonders war der Verlust an Offizieren sehr bedeutend, ein Beweis, mit welcher Unerschrockenheit sich diese dem feindlichen Feuer ausgesetzt hatten. Berlin war dadurch gerettet, 80 französische Kanonen waren erobert, und nur mit Mühe war Ney der Gefangenschaft entgangen; er ließ an 20,000 Todte, Verwundete und Gefangene auf dem Schlachtfelde zurück.

Ueberall zurückgeschlagen, war doch Napoleon zu stolz, um seine Stellung in Dresden aufzugeben. Wie ein Wüthender rannte er mit seinen Garden und anderen Truppen bald gegen das Hauptheer in Böhmen, bald gegen das schlesische Heer an, welches sich immer mehr näherte. Weislich wich Blücher jedem

---

*) Kloster Wahlstatt, welches da erbaut wurde, wo 1241 die Schlesier mit den Mongolen kämpften (s. 2. Thl. S. 154), liegt nicht weit von dem Schlachtfelde.

Hauptstoße aus, rückte aber sogleich wieder vor, wenn sich Napoleon zurückzog. Diese unnützen Kämpfe, bei denen die Franzosen jedes Mal mehr verloren, währten den größten Theil des Septembers hindurch. Immer enger zogen die Verbündeten den Kreis, der ihn in Dresden einzuschließen drohte, zusammen, und einige kühne Parteigänger, Oberst Menzdorf, und die Generale Czernitscheff und Thielemann gingen über das Gebirge nach Sachsen, streiften im Rücken der Franzosen umher, fingen die Zufuhr auf, und Czernitscheff war sogar so dreist, einen Streifzug mit 4000 Reitern nach Cassel zu unternehmen, und das Königreich Westphalen dadurch über den Haufen zu werfen. Während ein Theil seiner Leute Braunschweig besetzte, eilte Czernitscheff selbst nach Cassel, vertrieb den armseligen Jerome, und am 30. September zogen die Russen in die Stadt. Darauf erklärte er das Königreich für aufgelöst, worüber das Volk laut jubelte, nahm die Cassen in Beschlag, und zog mit den erbeuteten Kanonen und den königlichen Staatswagen nach einigen Tagen wieder ab, weil die Stadt jetzt noch nicht behauptet werden konnte, so lange die Franzosen in Sachsen standen.

Außer den drei großen Heeren der Verbündeten befand sich noch eins unter dem General Wallmoden, welcher Leute der verschiedensten Art: Kosacken, Hanseaten (Hamburger), Meklenburger u. A. m. befehligte. Unter ihm stand auch das schwarze Corps, welches der Major von Lützow mit des Königs von Preußen Erlaubniß zu Anfange des Krieges in Schlesien aus jungen unternehmenden Männern, meist der gebildeten Stände, angeworben hatte, und welches sich durch kühnen Muth vorzüglich auszeichnete. Marschall Davoust sandte im September ein Corps von Hamburg aus, um bis nach Magdeburg zu streifen, und die Streifparteien der Verbündeten, die täglich kecker wurden, zu vertreiben. Aber Wallmoden, unter dem auch der tapfere Tettenborn stand, erhielt von dem Vorhaben Nachricht, und eilte herbei. Bei einem Walde, die Görde genannt, stürzten sich die Verbündeten auf den Feind, und hieben fürchterlich ein. Besonders verbreiteten die congrevischen Raketen, deren jene bei sich hatten, Entsetzen und Verwirrung unter den Franzosen, die in diesem Treffen, am 16. September, eine völlige Niederlage erlitten, und wäre nicht die Nacht eingebrochen, so hätte sich Keiner von ihnen gerettet. Seitdem wagte Davoust nicht mehr, seine Truppen aus Hamburg herauszulassen.

So ernsthaft nun auch die erwähnten Treffen und Schlachten gewesen waren, so waren sie doch nur Vorbereitungen zu einem noch größeren, entscheidendern Kampfe. Der alte Blücher gab zuerst das Signal, Napoleon nicht mehr zu erwarten, sondern seinerseits anzugreifen. Dazu wollte er sich mit der Nordarmee vereinigen. Plötzlich brach er aus der Gegend von Bautzen, bis wohin er vorgedrungen war, auf, wandte sich rechts, ließ zwischen Torgau und Wittenberg zwei Brücken über die Elbe schlagen, und ging am 3. October über den Strom, während der gegenüberstehende General Bertrand ein fürchterliches Kartätschenfeuer machen ließ. Dennoch drangen die braven Preußen muthig hinüber, und stürmten nun die feindlichen Verschanzungen, die auch glücklich erobert wurden, obgleich mit dem Verluste von 2000 Mann. Dies war das Treffen bei Wartenburg. Zu derselben Zeit ging auch der

Kronprinz von Schweden unweit Dessau über die Elbe, und nun vereinigten sich die schlesische und Nordarmee. So standen also zwei große Heere, wie zwei furchtbare Gewitter, da, um Napoleon zu zerschmettern, und näherten sich, das eine von Norden, das andere von Süden.

Länger wagte Napoleon nicht, in Dresden zu bleiben. Am 7. October zog er ab, um erst das schlesische, dann das Nordheer anzugreifen, und beide zu vernichten. Der König von Sachsen folgte ihm nach Leipzig; in Dresden blieb eine starke Besatzung unter dem Marschall Gouvion St. Cyr zurück. Als nun Napoleon rasch auf Blücher losging, wich dieser aus, zog sich über die Saale, und schloß sich aufs Neue an das Nordheer an. Nun begab sich Napoleon am 14. October nach Leipzig, und um ihn herum sammelten sich täglich mehr Heerhaufen. Aber auch die Verbündeten waren ihm gefolgt; das böhmische Heer war über das Erzgebirge gegangen, und stand nur noch wenige Meilen von Leipzig. Alles zeigte, daß die große Entscheidungsstunde nahe sey. Schon am 14. October stießen die französische Reiterei unter Murat, und ein Theil der Verbündeten: Preußen, Russen und Oestreicher, bei Liebertwolkwitz, einem Marktflecken südöstlich von Leipzig, auf einander. Rüstig tummelten sich die tapfern Reiter auf der großen Ebene herum; von beiden Seiten floß viel Blut; da aber die Verbündeten besser ritten, als die Franzosen, so wurden diese zuletzt in die Flucht getrieben.

Am 16. October war der erste Tag der großen Völkerschlacht bei Leipzig. Napoleon stellte die 180,000 Mann, die er bei sich hatte, rings um die Stadt auf. Die Verbündeten rückten besonders von zwei Seiten heran: Schwarzenberg mit dem böhmischen Heere von Süden, und Blücher mit dem schlesischen Heere von Norden. In der Nacht vorher ließ Schwarzenberg drei weiße Raketen als Signal aufsteigen; gleich darauf erhoben sich vier rothe aus dem Blücherschen Lager, und zeigten, daß man hier auch bereit sey zur Schlacht. Um 9 Uhr des Morgens gaben drei Kanonenschüsse die Losung zum Angriff. Sogleich donnerten die Kanonen so fürchterlich, daß in der Stadt alle Fenster bebten, und die Erde zitterte den ganzen Tag über. Ein solches Krachen erinnerten sich die ältesten Offiziere noch nie gehört zu haben; man hörte zuletzt keine einzelnen Schüsse mehr, sondern ein fortwährendes Brüllen, und bis an die Thore von Leipzig vernahm man das Toben der Schlacht, obgleich diese eine Stunde und darüber entfernt war. Eigentlich waren es an diesem Tage zwei Hauptschlachten: die eine bei Wachau und Liebertwolkwitz, die andere bei Möckern.

Bei Wachau und Liebertwolkwitz, südlich von Leipzig, focht Napoleon selbst mit dem größten Theile seines Heeres gegen Schwarzenberg. Anfangs drangen die Verbündeten siegreich vor; überall wichen die Franzosen näher nach der Stadt zurück. Da ließ Napoleon gegen Mittag seine Garden und andere Kerntruppen mit vielem Geschütz und Reiterei, in zwei dichte und tiefe Haufen geordnet, gegen die Verbündeten vorrücken. Im Sturmschritt drangen sie ein, warfen Alles über den Haufen, die Verbündeten verloren die schon eroberten Dörfer, und um 3 Uhr Nachmittags ließ Napoleon in den Straßen Leipzigs den erfochtenen Sieg verkünden, und mit den Glocken läuten.

Aber noch war das Schicksal des Tages nicht entschieden. Fürst Schwarzenberg bemerkte kaum das Vordringen der Feinde, als er schnell Adjutanten zurücksandte nach dem östreichischen Rückhalte mit dem Befehle, sogleich vorzurücken. Das geschah; die Franzosen wurden aus den eben errungenen Dörfern wieder hinausgeworfen, und die Stellung fast ganz so, wie sie am Morgen gewesen war, wieder hergestellt.

Einen eben so hartnäckigen Kampf hatte an dem Tage an der Nordseite von Leipzig das schlesische Heer zu bestehen. Aber Blücher kam erst gegen Mittag heran, und gerade, als in der Stadt die Glocken den Sieg der Franzosen bei Wachau verkündigten, donnerten seine Kanonen gegen den Heerhaufen Marschall Marmonts, der ihm gegenüber mehrere Dörfer stark mit Fußvolk und Reiterei besetzt hatte. Besonders kam es auf die Eroberung des Dorfes Möckern an, wo Marmont seine Hauptmacht stehen hatte. Dreimal erstürmten die wackern Preußen das Dorf, dreimal wurden sie wieder hinausgeworfen, und als sie zum vierten Male anrückten, wurden sie in Unordnung zurückgetrieben; denn 40 auf einem Punkt aufgefahrene französische Kanonen rissen ganze Reihen nieder, und die Gassen des Dorfes waren mit Todten und Verwundeten angefüllt. Da sprengte General York herbei, stellte sich, seinen Säbel ziehend, mit dem Rufe: „es lebe der König!" an die Spitze der Weichenden, und führte sie noch einmal im Sturmschritt gegen den hartnäckigen Feind in das verhängnißvolle Dorf. Mit einem lauten Hurrah! Hurrah! warfen sich die Preußen auf die Tod und Verderben sprühende Batterie, eroberten 30 Kanonen, und hieben die Artilleristen nieder. In dem Augenblicke rückte ein neuer französischer Haufen herbei, die Marinesoldaten, ausgesucht tapfere Mannschaft. Aber der Siegesflug der Preußen war nicht zu hemmen. „Brandenburgisches Husarenregiment vor!" rief York, und augenblicklich stürzten die Husaren auf die Franzosen ein, hieben, stachen und ritten die meisten nieder, der Ueberrest warf sich in die eiligste Flucht. Nun zog sich auch Marmont mit dem ganzen Corps bis nahe an Leipzig zurück; die Preußen hatten gesiegt, aber leider hatte auch dieser blutige Kampf noch keine Entscheidung herbeigeführt.

Am 17. ruhten die Waffen, und Napoleon erbot sich, Deutschland zu verlassen, wenn man ihm keine entehrenden Bedingungen machen wollte; aber die drei verbündeten Monarchen ließen sich auf Nichts ein; jetzt oder nie mußte der Kampf entscheidend beendigt werden.

Am 18. October also wurde die Schlacht heftiger und allgemeiner als am 16. erneuert; denn die Verbündeten waren von Norden her durch den Kronprinzen von Schweden, von Osten durch General Bennigsen, und von Süden durch General Colloredo verstärkt worden, so daß Leipzig und die nächste Umgegend, wo die Franzosen standen, ringsum von den Verbündeten eingeschlossen war. Nur nach Westen zu hatte man ihnen den Weg zum Abzuge nach Frankreich fast ganz offen gelassen, um sie nicht durch gänzliche Einschließung zu einer verzweifelten Gegenwehr zu zwingen. Diesen Ausweg benutzte auch Napoleon; er ließ schon von 9 Uhr Vormittags an den General Bertrand hier vorausziehen, und an diesen schloß sich der ungeheure Zug von Gepäck und Troß aller Art an, der sich in Leipzig zusammengehäuft hatte.

Um 8 Uhr begann die große Schlacht fast rings um die Stadt. Am hef-

tigsten wurde im Südosten der Stadt bei Propstheyda gefochten. Vier= bis fünfmal stürmten die Preußen, wurden aber von Murat und den Garden, die Alles daran setzten, das Dorf zu behaupten, durch Kartätschenschüsse jedes Mal blutig zurückgeworfen. Der Kanonendonner war an diesem Tage noch fürchterlicher als am 16.; die Zahl des Geschützes war bei den Verbündeten noch verstärkt, und immer enger wurde der Kreis, der Leipzig einschloß. Ein Dorf nach dem andern wurde von den Verbündeten mit stürmender Hand genommen; überall Wunder der Tapferkeit verrichtet; aber auch die Franzosen leisteten kräftigen Widerstand, nicht mehr um zu siegen, sondern um den Rückzug zu erkämpfen. Nachmittags nach 3 Uhr hielten sich die sächsischen Regimenter, die bis dahin auf ihres Königs Befehl unter Napoleon hatten fechten müssen, nicht länger; sie brachen, geführt vom General Ryssel, plötzlich auf, und gingen, das Geschütz vorauf, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Verbündeten über, die sie mit freudigem Hurrah empfingen. Auch einzelne würtembergische Haufen hatten schon früher die Franzosen verlassen. Nun neigte sich der Abend, und nur einzelne Dörfer wurden von diesen noch bis in die Nacht behauptet, um den Rückzug zu decken. Was mochte Napoleon bei dem allen empfinden! Den größten Theil des Tages hatte er auf einem Hügel neben einer zerschossenen Windmühle, eine Zeitlang selbst unter dem Galgen gehalten. Seine Züge verriethen keine Unruhe des Gemüths, aber wie mochte es in seinem Innern stürmen! Um 6 Uhr Abends eilte er nach Leipzig zurück, um hier seine letzte Nachtruhe vor dem Abzuge zu halten.

Sobald nach Mitternacht der Mond aufgegangen war, begann der Marsch der französischen Truppen zu dem Thore hinaus, welches nach Frankreich führt. Welches furchtbare Gedränge! Von allen Seiten drängten sie herbei, und doch war nur ein einziger Ausgang, der oft von Geschütz und Wagen verstopft wurde. Gerade vor 7 Jahren, an demselben Tage, waren die ersten Franzosen in Leipzig eingezogen, damals mit dem Stolze der Sieger als Soldaten des unüberwindlichen Napoleon; jetzt zogen sie demüthig, eingeschüchtert, als Trümmer eines besiegten Heeres, wieder ab.

Als am 19. October früh um 8 Uhr von mehreren Seiten die Verbündeten gegen die verrammelten Thore der Stadt anrückten, wurde das Getümmel noch ärger. Alles rannte nach dem ranstädter Thore zu, und die Menge stopfte sich so, daß selbst Napoleon nicht durchzukommen vermochte, als er um 10 Uhr die Stadt verlassen wollte. Er mußte einen Umweg nehmen, und selbst hier entkam er nur mit Mühe, und vor, neben und hinter ihm her wälzte sich der verwirrteste Zug, der sich nur denken läßt, im wildesten Gedränge: Wagen mit Gepäck, Kranken und Sterbenden beladen, Pulverkarren, Kanonen, dazwischen fluchende Reiter, tobendes Fußvolk jeder Art, Frauen, Soldatenkinder, Marketender, Kriegscommissäre und andere Beamte, Jeder bemüht, dem Andern vorzukommen, Jeder schreiend und lärmend, wie es die Franzosen zu thun pflegen. Hätten die Verbündeten nicht aus Menschlichkeit die Stadt geschont, sondern Granaten in diesen wilden Haufen werfen wollen, so wären wohl noch Tausende zerquetscht und zerschossen worden; aber jene verschmähten dies grausame Mittel. Sie drangen stürmend in die Vorstädte ein, die tapfer von den Feinden

vertheidigt wurden. Erst um halb 12 Uhr überwältigten die ersten Preußen die Stadtthore. Wie schlugen ihnen die Herzen der befreiten Einwohner entgegen! Noch während in den Straßen geschossen wurde, wehten die weißen Tücher aus den Fenstern, und hießen die Verbündeten willkommen. Zugleich hörte man plötzlich einen fürchterlichen Knall. Eine Brücke, über welche die Flucht der Franzosen ging, wurde in die Luft gesprengt; ob auf Napoleons Befehl, oder durch einen französischen Artilleristen, der die Besonnenheit verloren hatte, und dadurch die Verbündeten aufzuhalten hoffte, ist nicht ausgemacht. Aber Alles, was noch zurück war, wurde dadurch preisgegeben, und fiel nun den Siegern in die Hände. Viele stürzten sich in Verzweiflung in die Elster hinein, um sich schwimmend zu retten; die Meisten aber ertranken. Das letztere Schicksal hatte auch Fürst Poniatowski, des letzten Königs von Polen Neffe, französischer Marschall, ein edler Mensch und tapferer Krieger. Sein Pferd wurde im Wasser verwundet, und überschlug sich mit ihm.

Um 1 Uhr ritten Alexander und Friedrich Wilhelm, gewiß mit den reinsten Gefühlen der Freude und des Dankes gegen Gott, in die Stadt; eine halbe Stunde darauf auch Kaiser Franz. Sie trafen sich auf dem Markte, begrüßt von dem tausendfachen Vivatrufe des versammelten Volks, gewiß ein Schmerzensruf für den König von Sachsen, der hier, in seiner Wohnung zurückgeblieben, von den Monarchen für gefangen erklärt wurde. Er erhielt Berlin zum Aufenthalte angewiesen, bis das Schicksal seines Landes entschieden sey, ein trauriger Lohn für die Treue, mit welcher derselbe an Napoleon gehangen hatte.

Die Franzosen hatten in der Schlacht über 30,000 Todte und Verwundete verloren; gefangen wurden über 25,000 Mann. In Leipzig fand man noch andere 23,000 in den Lazarethen; an 400 Stück Geschütz waren erbeutet worden, und über 1600 Kriegswagen waren stehen geblieben. Unnennbar war das Elend, welches in Leipzig unter den Gefangenen und Kranken herrschte. Durch die großen Heere waren alle Lebensmittel aufgezehrt, so daß kaum die Sieger das hinlängliche Brot hatten; womit sollten nun jene gespeist werden? Man sperrte sie meist auf dem großen Kirchhofe ein, aber mehrere Tage lang blieben sie ohne alle Nahrung, weil es durchaus unmöglich war, ihnen etwas zu reichen. Die Noth war so groß, daß Einzelne die Knochen ihrer gefallenen Cameraden benagten, und daß man viele von ihnen auf Misthaufen verhungert fand, wo sie sich Nahrung hatten hervorscharren wollen. Erst nach mehreren Tagen konnten Lebensmittel herbeigeschafft werden.

Die Verbündeten folgten schnell dem abziehenden Heere Napoleons, und lieferten ihm unterwegs mehrere siegreiche Gefechte. Der ganze Weg bis nach dem Rheine wurde von Todten, Sterbenden, gefallenen Pferden, stehen gebliebenen Wagen und weggeworfenen Waffen bezeichnet. Der unermüdete Kosackengeneral Czernitscheff war den Franzosen voraufgeeilt, die etwa vorhandenen Magazine vor ihnen zu zerstören, und so wurden sie von den Verbündeten gewissermaßen bis zum Rheine geleitet.

Aber ehe die Franzosen diesen erreichten, war ihnen noch eine unangenehme Ueberraschung bereitet. Der König Maximilian Joseph von Baiern hatte wohl eingesehen, daß die Macht Napoleons zu Ende gehe, und darum schon zehn

Tage vor der Leipziger Schlacht mit Kaiser Franz ein Bündniß geschlossen. Sogleich erhielt General Wrede Befehl, mit einem aus Baiern und Oestreichern zusammengesetzten Heere nach dem Maine zu eilen, um Napoleon den Rückweg zu verlegen, wenn er, wie damals schon vorauszusehen war, nach Frankreich zurückkehren würde. Wrede stellte sich bei Hanau auf, und als nun das französische Heer hier erschien, kam es zu einem dreitägigen blutigen Kampfe, vom 29. bis 31. October. Da Napoleon noch 70—80,000 Mann hatte, so war er allerdings dem Heere Wrede's sehr überlegen, und bahnte sich endlich einen Durchweg, büßte aber dabei 12,000 Todte und Verwundete und 15,000 an Gefangenen ein. Mit dem Ueberreste entkam er nach Frankreich.

Das Treffen bei Hanau war das letzte dieses Feldzugs. Aber noch waren viele Franzosen in deutschen, ja selbst in polnischen Festungen. Diese wurden zum Theil noch in diesem, zum Theil aber erst im folgenden Jahre zur Uebergabe gezwungen. Dresden ergab sich noch im November 1813 mit 25,000 Franzosen; ebenso Stettin, Danzig, Modlin an der Weichsel, und Zamosk. Torgau folgte im December. Wittenberg wurde im Januar 1814 vom General Tauentzien mit Sturm genommen. Küstrin und Glogau öffneten erst im März und April die Thore, und das entsetzlich verwüstete Hamburg, Magdeburg und Erfurt folgten nicht eher, als bis der Frieden mit Frankreich abgeschlossen war.

Das von schmählicher Knechtschaft befreite deutsche Volk jauchzte nach der Schlacht von Leipzig hoch auf, und wünschte, daß die verbündeten Heere schnell nach Frankreich übergingen, und Napoleon vollends niederschmetterten, ehe er ein neues Heer ausrüsten könnte. Allein erst mußten sich jene von den großen Kriegsanstrengungen etwas erholen, und den eben erst befreiten Fürsten des Rheinbundes Zeit geben, neue Truppenhaufen auszurüsten, um mit Kraft und Nachdruck in Frankreich auftreten zu können. Während nun die meisten Truppen der Verbündeten längs des Rhein's sich ausruhten, und alle Landstraßen mit herbeieilenden Rekruten bedeckt waren, die sich an jene anschlossen, ging General Bülow mit einem Theile des Nordheeres nach Holland vor. Keine Provinz des großen Kaiserreichs hatte durch Napoleons Eigensinn so gelitten, als dies unglückliche Land, wo aller Handel, aller Gewerbfleiß danieder lag. Wie oft hatte nicht das verarmte Volk an die glücklichen Tage gedacht, als es noch von den Prinzen aus dem Hause Oranien, die es so undankbar selbst verstoßen hatte, regiert wurde! Sobald daher Bülow sich nur an der holländischen Gränze zeigte, entstand in dem ganzen Lande eine furchtbare Gährung. Das Volk fiel über die französischen Zollbeamten her und mißhandelte sie, so daß sie sich eiligst davon machten. Die französischen Truppen, die noch im Lande waren, wollten einigen Widerstand leisten, hielten es aber doch endlich für besser, das Land zu verlassen, als sie von der Annäherung der Preußen und Russen hörten, und den allgemeinen Unwillen des Volks gegen die französische Herrschaft bemerkten. Das war ein Glück für die gute Sache, daß die französische Regierung in dem ersten Schreck die meisten Festungen, deren das Land so viele hat, preisgab. Andere feste Oerter wurden von den Preußen erstürmt. Die Holländer hatten gleich eine Einladung an den Prinzen Wilhelm von

Oranien, den Sohn des früher vertriebenen Erbstatthalters, nach England geschickt, und ihn gebeten, recht bald zu ihnen zu kommen, und als unabhängiger Fürst von ihrem Lande Besitz zu nehmen. Er kam auch sogleich, und hielt am 1. December unter einem unbeschreiblichen Jubel des Volks seinen Einzug in Amsterdam. Als er auf den Balkon des Stadthauses trat, und unten den ganzen Platz mit dem freudetrunkenen Volke bedeckt sah, das vertrauend und glücklich zu ihm hinaufschaute, breitete er gerührt die Arme aus, und wie viele Thränen freudiger Rührung flossen da nicht! Die ihm angebotene Königskrone nahm er zwar an, aber er versprach eine ihn beschränkende Verfassung, weil unter seinen Nachfolgern leicht einer seyn könnte, der es nicht so gut mit seinen Unterthanen meinte. Wie brav und weise! Er hat auch redlich Wort gehalten.

Ehe die Verbündeten nach Frankreich vorgingen, mußten sie die Schweiz auch besetzen. Aber die Schweizer wollten nicht gern mit Napoleon brechen, und schützten Neutralität vor. Diese konnte ihnen jetzt, wo Alle froh die Waffen gegen den allgemeinen Unterdrücker ergriffen, nicht bewilligt werden, und die Verbündeten besetzten das Land, nicht ohne großen Widerwillen der Einwohner, die lieber in Frieden bleiben, als etwas zur Beförderung der großen Sache beitragen wollten.

Ueberhaupt fehlte es nicht an manchen Beispielen von Engherzigkeit. Karl Johann, Kronprinz von Schweden, war nur unter der Bedingung zu den Verbündeten getreten, daß diese nichts dagegen haben wollten, daß er nach dem Kriege dem Könige von Dänemark Norwegen entriffe. Jetzt wandte er sich plötzlich gegen Holstein, und griff die Dänen an. Diese, auf den Krieg wenig vorbereitet, wurden bald überwältigt, und mußten am 14. Januar 1814 einen Frieden in Kiel schließen, durch welchen Schweden das Königreich Norwegen erhielt, wogegen Dänemark als Entschädigung Schwedisch-Pommern und Rügen bekommen sollte. Späterhin wurde dies dahin abgeändert, daß jene Entschädigungsländer an Preußen kamen, und das Herzogthum Lauenburg dafür an Dänemark überlassen wurde.

124. Feldzug von 1814. — Napoleons Sturz.

(Feldzug von 1814. Treffen bei Brienne 24. Januar. Schlacht bei La Rothiere 1. Februar. Anfälle bei Champaubert und Etoges. Schlacht bei Laon 9. März. Schlacht bei Arcis sur Aube 20. März. Zug der Verbündeten nach Paris. Treffen bei Paris 30. März. Einzug in Paris 31. März. Abdankung Napoleons und Abreise nach Elba. Ludwig XVIII. Erster Pariser Frieden 30. Mai. Die Oestreicher unter Hiller und Bellegarde in Italien gegen Eugen. Murat's Benehmen. — In Spanien Schlacht bei Vittoria 21. Jun. 1813. Wellingtons Uebergang über die Pyrenäen. Schlacht bei Toulouse 10. April 1814. Rückkehr Ferdinands VII. nach Spanien. — Restitution der italienischen Staaten. — Alexander, Friedrich Wilhelm und ihre Helden in England Juni 1814. Congreß in Wien September 1814.)

Obgleich im Jahr 1813 an 300,000 Franzosen in Deutschland begraben waren, verlangte Napoleon von seinem Volke doch wieder ein neues Heer; es wurde ihm bewilligt, aber nicht ohne Murren; manche dreiste Stimmen ließen sich schon im Senate hören, denen er aber mit Stolz und Ungestüm entgegentrat. Hätte er jetzt noch um Frieden gebeten, so wäre er ihm von den Verbündeten gewiß bewilligt worden; aber sein Verstand war zum Heil Europa's ver-

blendet; er konnte noch nicht vergessen, daß er einst Gesetzgeber von Europa gewesen war.

Jetzt waren die Rüstungen der Verbündeten größtentheils vollendet, über eine halbe Million Krieger war beisammen, und in den Tagen, wo das alte Jahr dem neuen wich, gingen sie nach Frankreich über. Fürst Schwarzenberg führte wieder das Hauptheer: Oestreicher, Baiern, Würtemberger und die russischen und preußischen Garden. Er zog sich durch die Schweiz nach Frankreich. Blücher mit den Preußen und den Russen setzte am 1. Januar 1814 bei Caub über den Mittel-Rhein, und Bülow sollte von Holland aus vorrücken. In der Mitte von Frankreich sollten sich die Heeresströme vereinigen. Ohne großen Widerstand drangen Schwarzenberg und Blücher vor, und langsam zogen sich die französischen Heerhaufen vor ihnen zurück; denn noch war Napoleon in Paris. Aber am 25. Januar verließ er die Stadt, und stellte sich an die Spitze seines Heeres, um den Lauf der Verbündeten, die nur noch 25 Meilen von Paris entfernt waren, aufzuhalten. Wirklich war er viel schwächer als sie; aber er nahm sich vor, sie einzeln zu schlagen, und wirklich hat er sich mit großer Schlauheit lange genug gegen sie gewehrt.

Blücher, der am weitesten vorgegangen war, wurde am 29. Januar zuerst bei Brienne angegriffen, und zwar so plötzlich, daß er selbst im Schlosse, in welchem er eben speiste, beinahe gefangen worden wäre. Er mußte sich nach einem hartnäckigen Gefechte zurückziehen. Indessen kamen andere Heerhaufen herbei, und nun lieferte Blücher den Franzosen am 1. Februar 1814 die blutige Schlacht bei La Rothiere, in welcher diese vollkommen geschlagen wurden.

Diese erste in Frankreich gewonnene Schlacht schien eine baldige Einnahme von Paris zu versprechen. Aber im Februar erlitten die Verbündeten eine Reihe von Unfällen, welche jene Hoffnung sehr ungewiß machten. Wirklich hatten sie auch einen recht beschwerlichen Stand. Sie fochten in einem unbekannten Lande, dessen Einwohner sich ihnen feindlich zeigten; denn mit einer merkwürdigen Verblendung hingen diese noch immer, namentlich der nördliche Theil, an Napoleon. Dazu kam die rauhe Jahreszeit. Es war ein mehr nasser als strenger Winter, und die armen Soldaten mußten beständig im Freien liegen auf dem kalten, feuchten, mit Schnee bedeckten Boden, während es ihnen oft an Brot und an warmer Kleidung fehlte. Und doch zeigten sie immer Muth und guten Willen.

Nach der Schlacht bei La Rothiere hatte sich Blücher mehr rechts nach Chalons an der Marne hingezogen, während Schwarzenberg über Troyes vordrang. Plötzlich erschien Napolen mit seiner sehr verstärkten Hauptmacht, und warf sich auf Blüchers Heer, welches einen solchen Angriff nicht erwartet hatte, und vereinzelt auf den sehr verdorbenen Wegen einherzog, um sich Paris zu nähern. Der russische General Alsufieff wurde mit 4000 Mann bei Champaubert gefangen; Blücher selbst mußte sich, da er mit dem Heerhaufen Kleists bereits abgeschnitten war, bei Etoges durchschlagen, und verlor dabei viele Leute. Die Folge dieser Unglücksfälle war, daß er sich bis nach Chalons zurückziehen mußte.

Von hier rannte Napoleon wieder nach der südlichen Seite, um das Heer

Schwarzenbergs, der sich indessen Paris genähert hatte, zurückzuwerfen. Das gelang ihm auch wirklich; die Verbündeten mußten sich bis hinter Troyes zurückziehen, und so waren sie also wieder so weit, wie sie drei Wochen vorher gewesen waren. Ja sie boten jetzt selbst Napoleon einen Frieden an. Auch wurde darüber hin und her unterhandelt; man wollte ihm Frankreich größer, als es unter den Königen gewesen war, lassen, und verlangte nur, einstweilen Paris der Sicherheit wegen zu besetzen. Darüber ergrimmte der stolze Mann aber so, daß aus dem Frieden nichts wurde.

Jetzt hörte er, daß Bülow und Winzingerode im Anmarsche wären, um sich mit Blücher zu vereinigen. Schnell brach er von Troyes auf, und eilte auf diesen los, um ihn zu zerschmettern, ehe jene herankämen. Aber er kam zu spät; eben war die Vereinigung geschehen, und nun wählte Blücher eine herrliche Stellung bei dem hochliegenden Laon. Am 9. März kam es hier zur Schlacht. Vergebens bestürmte Napoleon die Schlachtordnung der Preußen; es kam der Abend heran, ohne daß er sie hatte verdrängen können. Und als es nun dunkel war, und die Franzosen sich ruhig gelagert hatten, um abzukochen, ertönte plötzlich dicht vor ihnen ein fürchterliches Hurrah! Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs Bruder, machte einen Ueberfall, und als sie nun in entsetzlicher Bestürzung durch einander liefen, brach General Zieten mit der preußischen Reiterei von der Seite ein, und vollendete die Flucht. Am andern Tage versuchte Napoleon noch einen Sturm auf Laon, aber eben so fruchtlos. Darum zog er ab, um sich dem indessen vorgerückten Schwarzenberg wieder in den Weg zu werfen.

Diesen traf er bei Arcis sur Aube, wo die Monarchen eine Schlacht anzunehmen beschlossen hatten. Es kam hier am 29. März (1814) zu einem Treffen. Aber auch hier mühte er sich vergebens, die Linie der Verbündeten aus einander zu sprengen. Im Gegentheil wurde er zurückgedrängt, und wenig fehlte, daß er gefangen worden wäre. — Am andern Morgen wollten die Verbündeten die Schlacht erneuern, aber — der Feind war verschwunden. Napoleon hatte nämlich den sonderbaren Entschluß gefaßt, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen. Er hoffte, sie würden nun, in der Besorgniß, von Deutschland abgeschnitten zu werden, sich eiligst zurückziehen, und dann wollte er sie um so kräftiger anfallen, weil er sich durch die Besatzungen der Festungen in den Rheingegenden verstärken wollte, und seinen Landsturm aufgeboten hatte. Was sollten nun die Verbündeten thun? Wirklich war ihre Lage sehr mißlich. Sie befanden sich mitten in einem Lande, dessen Einwohner, durch mancherlei Mißhandlungen erbittert, zum Theil zu den Waffen gegriffen hatten, die Couriere auffingen, und Einzelne ermordeten; hinter sich den unternehmenden Napoleon mit dem Kerne seines Heeres; in ihrem Lager selbst fehlte es schon an Munition. Kaiser Franz hielt es daher für gerathener, sich mit seiner Garde nach Dijon zurückzuziehen. Aber Kaiser Alexander und der König von Preußen bestanden auf dem Zuge nach Paris; denn eben dadurch, daß Napoleon sich in ihren Rücken geworfen hatte, war ja der Weg nach dieser Stadt offen; wenigstens waren die hier stehenden kleinen Heeresabtheilungen leichter zu überwältigen, und war erst die Hauptstadt besetzt, so konnte ganz Frankreich als erobert betrachtet werden.

Damit Napoleon von diesem Plane nichts erfahre, und nicht zur Unzeit umwende, schickte man ihm 10,000 Reiter unter General Winzingerode nach, die ihn so umschließen mußten, daß er von dem Marsche auf Paris nichts merken könnte, sondern in dem Glauben erhalten würde, die Verbündeten wären ihm nachgefolgt. Mit freudigem Muthe setzten sich nun, hier Schwarzenberg, dort Blücher, gegen die Hauptstadt in Marsch. Die Marschälle Marmont und Mortier, von denen sie aufgehalten werden sollten, wurden vor ihnen hergetrieben, und, wo sie Widerstand wagten, geschlagen. Auch stieß Blücher bei Fere Champenoise auf eine Haufen von 5000 Franzosen, die eine ungeheure Menge von Brot und Pulver Napoleon zuführen sollten. Sie wurden aber sogleich umzingelt und alle gefangen genommen.

Als die Nachricht von der Annäherung der Verbündeten nach Paris kam, stob hier Alles aus einander. Viele freuten sich, weil sie Napoleons heimliche Feinde waren, und ihn stürzen wollten; Andere sprengten aus, es sey nur ein abgeschnittener Haufen von Blüchers Heere, den man gefangen nehmen müsse. Darum bewaffneten sich die Bürger, und besetzten die Thore und die Anhöhen des Montmartre, nördlich von Paris. Am 30. März traf das verbündete Heer vor der nördlichen Seite der Stadt ein, und eröffnete ein kräftiges Kanonenfeuer. Marmont, Mortier, einige andere Heerhaufen und die Nationalgarden von Paris versuchten die Stadt zu vertheidigen. Um 5 Uhr Morgens begann das Treffen bei Paris am Montmartre, und leider kostete es den Verbündeten vieles Blut; denn die Feinde wehrten sich mit Heldenmuth, um, wenn irgend möglich, die Schande abzuwehren, daß ihre Hauptstadt von fremden Truppen erobert sey. Aber Nachmittags wurden sie zurückgeworfen, eine Menge Kanonen ihnen genommen, und nun sank ihnen der Muth. Sie baten um Waffenstillstand, und ergaben sich in die harte Bedingung, daß am 31. März Paris besetzt werden sollte.

Es war für jeden Deutschen ein großer, erhabener Anblick, als am Morgen des 31. die verbündeten Monarchen mit ihren Truppen ihren Einzug in Paris hielten. Unter dem Herzuströmen einer ungeheuren schaulustigen Menge zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, begleitet von einer Menge von Prinzen und ausgezeichneten Feldherren, durch die Straßen der Hauptstadt des übermüthigsten Volks. In kriegerischer Haltung folgten ihnen unter dem Schalle der Musik, mit fliegenden Fahnen und Standarten, die siegreichen Truppen, die Reiterei 15, das Fußvolk 30 Mann neben einander. So zogen sie nach den elisäischen Feldern, wo die beiden Monarchen sie bei sich vorbeiziehen ließen, was mehre Stunden wegnahm. Wie staunten die Pariser über die kriegerische Haltung ihrer Feinde! Nie hatten sie geglaubt, daß es außer den Franzosen so kräftige Soldaten geben könne. Aber das Aergste war, daß das charakterlose Volk den Einziehenden entgegenjauchzte, daß weiße Tücher aus den Fenstern wehten, und Frauen und Mädchen die Sieger mit Blumen bewarfen.

Indessen hatte Napoleon seinen Marsch nach dem Rheine mehrere Tage lang fortgesetzt. Endlich fiel es dem Marschall Ney auf, daß man nur feindliche Reiter sehe, und am 27. Abends erfuhr man mit Bestimmtheit, daß die Verbündeten in vollem Marsche auf Paris wären. Natürlich kehrte Napoleon schnell

um, und eilte zurück, um die Hauptstadt zu retten. Er selbst reiste den Truppen voran, erhielt aber vier Stunden vor Paris die Nachricht, daß die Stadt bereits capitulirt habe. Jetzt ging sein Stern schnell unter. Die Monarchen erklärten, sie würden mit ihm nicht mehr unterhandeln, und seine mächtigen Feinde unter den Franzosen, Talleyrand an der Spitze, munterten sie auf, ihn abzusetzen, und die Bourbons zurückzurufen. Der Senat sprach zuerst die Absetzung aus; ihm folgten die andern Behörden, und Alexander überließ den Franzosen, sich einen neuen Herrscher zu wählen. Die meisten Stimmen vereinigten sich für Ludwig XVIII., den ehemaligen Grafen von Provence, einen sehr wohlgesinnten und verständigen Mann, der bisher von der Großmuth des englischen Hofes still in England gelebt hatte.

Napoleon war indessen in Fontainebleau, und entschlossen, die Verbündeten anzugreifen. Da erfuhr er, daß Marmont von ihm abgefallen sey, und nun redeten ihm die andern Marschälle zu, sich in die Umstände zu fügen. „Ich will es thun," sagte er, „wenn man meinen Sohn unter der Regentschaft meiner Gemahlin als Kaiser erkennt!" Seine Unterhändler flogen nach Paris, brachten aber eine abschlägige Antwort: Napoleon sey und bleibe abgesetzt, solle 6 Mill. Franken jährlich erhalten, und könne sich außerhalb Frankreich einen Aufenthalt wählen. Mit Ingrimm unterwarf er sich der Nothwendigkeit, da ein großer Theil seiner Soldaten sich davon schlich, und wählte die Insel Elba unweit der toskanischen Küste.

Ludwig XVIII. eilte nun nach Frankreich, und hielt am 3. Mai seinen feierlichen Einzug in Paris. Daß die Pariser auch ihm entgegenjauchzten und Kränze warfen, versteht sich bei diesem wetterwendischen Volke von selbst. Was mochte er fühlen, wenn er die Umstände, unter denen er 22 Jahre früher aus Paris heimlich entflohen war, mit den jetzigen verglich! Er schloß darauf am 30. Mai den ersten Pariser Frieden mit den Verbündeten, einen für Frankreich sehr vortheilhaften Vertrag; denn Frankreich behielt nicht nur den Umfang, den es in der ersten Zeit der Revolution gehabt hatte, sondern noch einige Districte mehr, zahlte keine Contribution, und alle geraubte Kunstwerke wurden ihm gelassen. Auch wurden alle französische Gefangene ohne Lösegeld frei gegeben. Das war nun freilich von den Monarchen recht großmüthig; aber hatte Frankreich diese Großmuth wohl verdient? Und wie kamen die von den Franzosen so oft und viel ausgeplünderten Völker dazu, daß sie so ganz ohne Entschädigung blieben?

Napoleon wurde von Abgeordneten der drei Monarchen nach Elba begleitet. Auf dem ersten Theile der Reise erhielt er zwar noch überall von den Soldaten Beweise von Zuneigung, aber in den südlichen Provinzen änderte sich das. Einige Mal wollte ihn das Volk gar mißhandeln, so daß er vor Angst Thränen vergoß, und sich als Courier verkleidete, weil er ermordet zu werden fürchtete. Am 4. Mai traf er auf Elba ein.

Die Erzählung der Hauptbegebenheiten des Kriegs in Frankreich hat nicht erlaubt, einen Blick auf die Ereignisse in Italien während desselben zu werfen. Hier hatten die Oestreicher unter General Hiller gegen den Vicekönig von Italien im Jahre 1813 mit abwechselndem Glücke gefochten, waren aber mei-

stentheils siegreich gewesen. Im December trat plötzlich auch der König von Neapel, Joachim Murat, wieder auf. Napoleon hatte ihn in Rußland beleidigt; dafür wollte er sich nun rächen. Auch fürchtete er für sein Königreich, wenn Napoleon erst besiegt seyn würde; darum bot er dem Kaiser Franz ein Bündniß gegen Frankreich an. Die Verbündeten trauten zwar dem zweideutigen Manne nicht recht, indessen war seine Hülfe doch für den Augenblick zu wichtig, um sie nicht anzunehmen. So vereinigte er also 1814 sein Heer mit dem östreichischen in Italien, welches nun Graf Bellegarde anführte. Allerdings war man nun dem Vicekönig Eugen bedeutend überlegen, und er wurde zurückgedrängt; aber hätte es Murat mit den Verbündeten recht aufrichtig gemeint, so würde bald ganz Oberitalien erobert worden seyn. Das war aber nicht der Fall; er schonte seines Feindes auf alle mögliche Art, und so behauptete sich Eugen bis in den April, wo schon Napoleons Sache in Frankreich entschieden war. Nun erst räumte Eugen das Land den Oestreichern ein.

Auch um den Krieg in Spanien haben wir uns bisher nicht bekümmern können. So viele Heere auch Napoleon seit 1808 nach diesem Lande geschickt hatte, so war es ihm doch nicht gelungen, es ganz zu unterwerfen, und seinen Bruder Joseph zu behaupten; und als nun sein Unglück in Rußland und seine Bedrängniß in Deutschland ihn nöthigte, viele seiner alten Truppen aus Spanien abzurufen, rückte Lord Wellington von Portugal aus vor, drängte die Franzosen zurück, und brachte ihnen unter Jourdan und König Joseph am 21. Juni 1813 in der Schlacht bei Vittoria eine solche Niederlage bei, daß sie mit Verlust ihrer ganzen Artillerie über die Pyrenäen zurück eilen mußten. Nur der geschickte Marschall Suchet behauptete sich noch in Valencia und Catalonien. Napoleon schickte nun den Marschall Soult, Jourdans Fehler wieder gut zu machen; aber es war zu spät; auch hier ging Napoleons Stern unter. Unter steten Gefechten ging Wellington über die Pyrenäen, und drang in Frankreich ein, so sehr ihm auch Soult jeden Schritt streitig zu machen suchte. — Darüber verging das Jahr 1813. Noch glücklicher focht Wellington im Jahre 1814. Er drängte Soult immer weiter zurück, und die Einwohner von Bordeaux luden ihn ein, ihre Stadt zu besetzen, und den Herzog von Angouleme, einen Sohn des Grafen von Artois, der sich bereits im englischen Lager aufhielt, mitzubringen, weil sie sich recht sehnten, einen Bourbon wieder in ihrer Mitte zu haben. Sogleich marschirte der englische General Beresford mit Angouleme nach Bordeaux, wurde als Erretter empfangen, und diese Stadt war die erste, welche schon am 12. März Ludwig XVIII. mit großem Jubel zum König von Frankreich ausrief. Die Schlacht bei Toulouse am 10. April 1814 machte endlich dem ganzen spanisch-französischen Kriege, der seit 1808 so viele Menschenleben gekostet hatte, ein Ende. Soult erlitt eine vollständige Niederlage, und da gleich darauf die Nachricht von den großen Ereignissen in Paris eintraf, so hörte der Krieg von selbst auf. Auch Suchet hatte bereits Catalonien und ganz Spanien verlassen.

König Ludwig XVIII. (1814—1824) gab seinem Volke durch die sogenannte Charte eine neue, sehr liberale Verfassung, und verzieh sehr weise allen seinen früheren Feinden, so daß Frankreich endlich beruhigt schien. Aber es schien

nur so; denn noch lange gährten die Parteien, wie denn nach einem Sturme nicht gleich das aufgeregte Meer sich beruhigen kann. — Durch Napoleons Sturz wurde nun auch Ferdinand VII., der bisher immer noch im Schlosse Valencay in Frankreich unter Aufsicht gelebt hatte, wieder frei. Er reiste schon am 13. März nach Spanien ab. Dies Land war in den letzten Jahren von den Cortes — so hießen hier die Reichsstände — regiert worden. Diese hatten 1812 eine Verfassung entworfen, welche fast alle Gewalt in die Hände der Volksvertretung legte, und dem Könige kaum einen Schatten von Macht übrig ließ. Als nun Ferdinand unter unendlichem Jubel in Spanien erschien, verlangten die Cortes, daß er die neue Verfassung bestätigen sollte, während Viele vom alten Adel und vom Heere ihm zuredeten, es nicht zu thun, sondern die bisherige unumschränkte Regierung beizubehalten. Hätte Ferdinand die Zeit seiner Gefangenschaft zum Nachdenken über die Art, wie er sein Volk glücklich machen könnte, benutzt, so würde er diesem Rathe nicht gefolgt seyn, sondern den Spaniern eine neue, liberale Verfassung, nach dem Muster der französischen, gegeben haben; aber es schmeichelte seinem Stolze mehr, unumschränkt zu regieren. Daher verwarf er jene Verfassung, und verfolgte die Cortes aufs Härteste. Ja es zeigte sich bald, daß alle Erfahrungen der letztern Jahre für ihn ganz vergebens waren. Er stellte die unter Joseph aufgehobenen Klöster wieder her, führte die verhaßte Inquisition wieder ein, wüthete gegen die Freimaurer, verbot eine Menge Bücher, und folgte nur dem Rathe der Pfaffen, so daß sich die Spanier, die seit 5 Jahren Gut und Blut für ihn dahin gegeben hatten, recht unglücklich fühlten.

Zu den vielen durch Napoleons Absetzung bewirkten Veränderungen gehörte auch, daß das bisherige Königreich Italien unter dem Namen des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem östreichischen Staate vereinigt, daß Toskana wieder hergestellt, und dem früher vertriebenen Großherzog Ferdinand, einem Bruder des Kaisers Franz, zurückgegeben wurde, daß Napoleons Gattin, Marie Luise, Parma erhielt, daß Savoyen und Piemont wieder unter die Herrschaft des Königs von Sardinien kamen, und daß Papst Pius VII., der zuletzt in Fontainebleau gelebt hatte, nach dem Kirchenstaate zurückkehrte. Ueberhaupt trat nun fast Alles wieder in seinen vorigen rechtmäßigen Zustand zurück, und die Länder erhielten meist ihre angestammten Fürsten wieder. Nur Neapel wurde noch fürs Erste Murat gelassen.

An dem nun beendigten Kriege hatte England besonders durch uneigennützige Lieferung von Pulver, Kanonen, Lazarethbedürfnissen und anderen nöthigen Dingen rühmlichen Antheil genommen. Jetzt lud der Prinz-Regent — denn der alte Georg III. war seit Lange seines Verstandes beraubt — den Kaiser Alexander und den König von Preußen mit ihren Kriegshelden nach der Insel ein, und als sie nun im Jun. 1814 ankamen, war das englische Volk vor Freude ganz außer sich. Vor Allen konnte sich der alte Blücher vor den Erweisungen der Liebe kaum retten. Das Volk spannte die Pferde aus, um seinen Wagen zu ziehen, Jeder wollte seine Hand küssen, und da nicht Alle herankommen konnten, so öffnete Einer den Kutschenschlag, stieg ein, küßte ihn, und stieg zur andern Thür wieder heraus, während ihm Einer nach dem Andern folgte, so daß

der alte Mann fast erdrückt wurde. Selbst Damen drängten sich herbei, und baten um eine Haarlocke, und da er ihnen seinen kahlen Scheitel zeigte, mußte er sie wenigstens küssen, und ihnen seinen Federbusch, den sie unter sich als Reliquie theilten, preisgeben. Auch die Monarchen und ihre Generäle wurden mit Beweisen schwärmerischer Verehrung überhäuft*).

Ueberhaupt wollten nach glücklich beendigtem Kriege die Feste der Freude gar kein Ende nehmen. Kaiser Franz wurde am 16. Jun. in Wien mit der herzlichen Freude empfangen, als wenn ein langentbehrter Vater zu seinen Kindern zurückkehrt. Noch glänzendere Feste folgten, als im September 1814 die verbündeten Monarchen und viele kleinere Fürsten in Wien eintrafen, um hier einen Congreß zu halten. Unendlich viel war hier auszugleichen. Die Verhältnisse der europäischen Staaten, welche in den letzten Zeiten so vielfach verändert und verwirrt worden waren, sollten aufs Neue geordnet werden, und eine feste Gestalt erhalten. Wie viele Staaten beanspruchten eine Entschädigung für ihre Verluste und Anstrengungen. Insbesondere wichtig war die Bestimmung über Polen, die Herstellung des preußischen Staates in seiner früheren Macht, und die Entscheidung über Deutschland. Diese Angelegenheiten waren natürlich nicht schnell abzumachen, und das folgende Jahr kam heran, ohne daß Alles festgesetzt war.

125. Wiederkehr Napoleons nach Frankreich. — Murats Unternehmung gegen Oestreich 1815.

(Entweichung Napoleons aus Elba 26. Febr. 1815. Landung in Frankreich 1. März. Einzug in Paris 20. März. Erklärung der verbündeten Monarchen 13. März. — Carbonari in Italien. Krieg Murats gegen Oestreich 30. März. Treffen bei Tolentino 2., 3. Mai. Thronwechsel in Neapel. Rückkehr Ferdinands aus Sicilien.)

Noch waren die Fürsten auf dem Congreß in Wien, und konnten sich über Polen und Sachsen so wenig einigen, daß ein Krieg zwischen den Verbündeten drohte, als plötzlich die Nachricht: Napoleon sey aus Elba entwichen und in Frankreich wieder aufgetreten! gleich einem Donnerschlag bei heiterem Wetter Aller Gemüther in Bewegung setzte, und die Feindseligen wieder zusammenführte. Er hatte auf Elba erfahren, daß die Franzosen mit der neuen Regierung unzufrieden wären; er wußte, daß unter den Verbündeten in Wien Reibungen stattfänden, und glaubte also nicht, daß sie mit der vorjährigen Einigkeit gegen ihn zusammenhalten würden. Daher hielt er den jetzigen Zeitpunkt für geeignet, nach Frankreich zurückzukehren, und seine Freunde zu vereinigen.

Am 26. Februar 1815 schiffte er sich mit 400 Mann seiner alten Garde und etwa 500 Mann anderer Truppen in Elba ein, und stieg am 1. März im

---

*) Als z. B. General York zu dem Feste, welches der Prinz-Regent gab, gefahren kam, und die vor dem Palaste stehenden Leute zufällig seinen Namen hörten, stiegen sie, wie bei Blücher, durch den Wagen, schüttelten ihm freundlich die Hand, und nöthigten ihn zuletzt, um dem Andrange auszuweichen, auf den Sitz zu steigen, bis er endlich, um aus der unbequemen Stellung zu kommen, den wachthabenden Offizier bat, das Thor zu öffnen, und ihn hineinfahren zu lassen. Aber auch jetzt noch mußte er 6 Menschen, die gerade auf dem Wagen standen, mit hineinnehmen.

Meerbusen von Juan in der Provence, unweit Cannes, ans Land. So wie er vorrückte, wuchs sein Haufen immer mehr an, und als sein Erscheinen erst durch ganz Frankreich kund wurde, strömten seine zahlreichen Freunde aller Orten herbei. Die Haufen, welche ihm Ludwig XVIII. entgegenschickte, gingen sogleich zu ihm über; selbst Marschall Ney wurde zum Verräther am Könige, und bald sah sich dieser fast von dem ganzen Heere verlassen. Mit unerwarteter Schnelligkeit rückte Napoleon, dem dies veränderliche Volk allenthalben freudig entgegenkam, auf Paris los,und hielt hier am 20. März seinen Einzug, nachdem der König es erst die Nacht vorher verlassen hatte, um sich nach Gent zu begeben. In Paris war nun derselbe Jubel, der gewesen war, als im vorigen Jahre die Verbündeten, und als Ludwig eingezogen war. Welches charakterlose Volk! Napoleons Glücksstern glänzte wieder hell. Einige Versuche, welche die Einwohner von Bordeaux und die Vendéer für den König machten, auch die Bemühungen des Herzogs von Angouleme in den südlichen Provinzen, wurden schnell vereitelt, und die Achtserklärung, welche Ludwig gegen ihn erließ, verlachte er.

Am meisten war Napoleon bange, wie die verbündeten Monarchen seine Wiedererscheinung aufnehmen würden. Er schrieb daher an jeden besonders, und stellte sich, als wenn er seine Natur ganz geändert hätte. „Ich werde," so schrieb er, „künftig keinen andern Wetteifer kennen, als den Wetteifer in den Wohlthaten des Friedens, keinen andern Kampf, als den heiligen Kampf für das Wohl der Völker." Zugleich versicherte er, er sey mit dem jetzigen Umfange von Frankreich ganz zufrieden, und werde nie wieder Eroberungen machen. Aber man kannte ihn schon hinlänglich, um zu wissen, daß dies Alles nur Heuchelei sey, und einmüthig erklärten die Monarchen schon am 13. März, daß sie mit Napoleon keinen Frieden haben wollten, und die Waffen nicht eher niederlegen würden, bis sie ihn gezwungen hätten, von dem angemaßten Throne wieder herabzusteigen. Und nun rüstete man sich von beiden Seiten mit äußerster Schnelligkeit; selbst die schon nach Hause gewanderten russischen Heerhaufen wurden wieder herbeigerufen; Engländer setzten nach Holland über; hier und in Deutschland war Alles in Bewegung, und eilte dem Rheine zu. Aber noch ehe es hier zum Kampfe kam, richtete sich Murat durch einen höchst unklug begonnenen Krieg zu Grunde.

Es hatte sich schon seit 1810 in Italien eine Partei gebildet, die sich die Carbonari d. i. Köhler nannte, und die Absicht hatte, es dahin zu bringen, daß die Fremd-Herrschaft gestürzt, und ganz Italien zu einem Bundesstaate vereinigt würde. Murat schloß sich jetzt an diese Leute an, und hoffte durch ihre Hülfe sich zum Herrn der ganzen Halbinsel zu machen. Der unkluge Mann bedachte nicht, daß Oestreich das nicht dulden würde, und ihm an Kräften bei Weitem überlegen wäre. Dazu kam nun, daß er wohl merkte, man würde ihm sein Königreich über kurz oder lang wieder abnehmen; denn die Verbündeten waren sehr ungehalten auf ihn, daß er 1814 sie so schlecht gegen Eugen unterstützt hatte, und nun erfuhr man sogar, daß er damals mit Napoleon immer noch in geheimer Verbindung gestanden habe. Da entschloß er sich schnell, sogleich über die in Oberitalien stehenden Oestreicher herzufallen, und sie aus

Italien herauszuwerfen. Hätte er nur wenigstens gewartet, bis der Krieg der Verbündeten gegen Napoleon angefangen hätte! Aber so lange ließ ihn seine Ungeduld nicht warten, Herr von ganz Italien zu werden. Schnell sammelte er seine Truppen unter allerlei Vorwand, rückte mit ihnen durch den Kirchenstaat, vertrieb den Papst, und kündigte am 30. März 1815 dem Kaiser Franz den Krieg an. Die Folge dieser Unklugheit war, daß ein östreichisches Heer unter Frimont und Bianchi herbeieilte, und die Neapolitaner vom Po, wo sie bereits standen, mit blutigen Köpfen zurücktrieb. Nun folgte Gefecht auf Gefecht; in allen zogen die Neapolitaner den Kürzern; mit jedem lösten sich ihre Glieder mehr auf, und als endlich Murat im Treffen bei Tolentino am 2. und 3. Mai eine entscheidende Niederlage erlitten hatte, waren seine Soldaten nicht wieder zum Stehen zu bringen. Die meisten zerstreuten sich in die Gebirge und mit dem kleinen Ueberrest eilte er nach seiner Hauptstadt zurück. Er reiste selbst voran, trat verstört in Neapel zu seiner Frau ins Zimmer, packte seine Kostbarkeiten zusammen, und entkam am 19. Mai mit Hülfe einer Verkleidung nach der Insel Ischia (sprich Iskia), und von da nach der Südküste von Frankreich. Seine Frau schiffte sich bald nach ihm nach Triest ein. Indessen schlossen seine verlassenen Soldaten einen Vertrag mit den Oestreichern ab, und übergaben die Festungen. In der Stadt selbst brachen die Lazzaroni los, und verbreiteten Aufruhr, Mord und Plünderung, so daß die geängsteten Einwohner eiligst die östreichischen Truppen bitten mußten, die Stadt zu besetzen, um nur die Ordnung wieder herzustellen, was auch am 22. Mai geschah. So war also dieser unklug unternommene Krieg schon binnen 7 Wochen beendigt. Ferdinand, König von Neapel, kehrte nun aus Sicilien nach Neapel zurück, und nahm nach neunjähriger Entfernung von seinem Königreiche beider Sicilien wieder Besitz.

126. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1815. — Murats Ende.

(Schlacht bei Ligny und Quatrebras 16. Jun. 1815. Tod Wilhelms von Braunschweig. Schlacht bei Belle-Alliance 18. Jun. Einzug der Verbündeten in Paris 7. Jul. Gefangennehmung Napoleons und Abführung nach St. Helena 14. Jul. — 15. Oct. Sein Tod 5. Mai 1821. Rückkehr Ludwigs XVIII. Tod Ney's. Zweiter Pariser Frieden 20. Nov. 1815. Murats Ende 13. Oct.)

Unter den verbündeten Truppen, die in großer Anzahl zusammengezogen wurden, waren die Preußen, die Niederländer, die Hannoveraner, die Braunschweiger, die Nassauer und Engländer zuerst da. Die Preußen wurden vom Fürsten Blücher angeführt, die Uebrigen vom Herzoge von Wellington. Am Oberrhein zogen sich die Oestreicher, Baiern, Würtemberger und Badener zusammen. Zwischen ihnen und jenen sollten die Russen einrücken; aber der Krieg wurde in den Niederlanden so schnell entschieden, daß die Russen gar nicht, und die am Oberrhein nur wenig zum Gefechte kamen.

Wellington und Blücher standen in den Niederlanden in der Gegend von Brüssel zerstreut, als es plötzlich hieß, Napoleon habe die Vortruppen überfallen, und sey schon ganz nahe. Er war nämlich am 12. Jun. 1815 von Paris ab-

gereift, hatte sich an die Spitze seines Heeres gestellt, und wollte nun erst sich auf die Preußen, dann auf Wellington werfen.

Blüchers Heer bestand aus vier Heerhaufen unter den Generälen Zieten, Pirch, Thielemann und Bülow, zusammen 115,000 Mann stark; aber in der Schnelligkeit konnten nur die drei ersteren gesammelt werden, die nicht viel über 80,000 Mann enthielten, wogegen Napoleon ihnen 130,000 Mann entgegenführte. Am 15. Jun. fiel dieser über Zieten, der die Vortruppen befehligte, her, und drängte ihn zurück. Blücher stellte sein Heer am Lignybache auf, so daß dieser beide Heere trennte. Auf beiden Seiten sind Anhöhen; auf den nördlich gelegenen standen die Preußen, auf den südlichen die Franzosen; drei Dörfer, die unten am Bache lagen, waren von Preußen stark besetzt, das Dorf Ligny war das mittlere.

Am 16. Jun. rückten die Franzosen heran; erst Nachmittags begann die Schlacht bei Ligny. Da die Entscheidung derselben von dem Besitze der Dörfer abhing, so richteten die Franzosen ihren Angriff auf diese. Besonders um Ligny wurde mit äußerster Anstrengung gestritten. Von beiden Seiten wurden Massen auf Massen hineingeworfen, so daß alle Gassen, Gärten und Häuser voll Soldaten waren. Zuletzt fehlte zum Laden der Gewehre der Raum; Mann gegen Mann schlugen sie sich mit Flintenkolben, stachen sich mit den Bajonetten nieder. Schon lagen hohe Haufen von Leichen und Verwundeten über einander, die von den Kämpfenden unter lautem Kriegsgeschrei überklettert wurden. Jedes Haus, jeder Garten, jeder Zaun wurde wie eine Festung vertheidigt und erobert; bald drangen die Preußen, bald die Franzosen vor, während von beiden Höhen an 200 Kanonen ihre Kugeln unaufhörlich in das Dorf warfen. Zuletzt gerieth es in Brand, und viele Verwundete fanden in den Flammen einen gräßlichen Tod. Jeden Augenblick hoffte Blücher auf die Ankunft Bülows, der aber zu fern stand, um an diesem Tage noch ankommen zu können. Alle Abtheilungen waren schon im Gefechte gewesen und von der schweren Arbeit ermüdet. Die Schlacht zu gewinnen, war nicht mehr möglich; darum wollte Blücher sie abbrechen, ehe sie ganz verloren wurde. Schon dämmerte es, und immer noch wurde um die Dörfer mit Wuth gestritten. Da drang plötzlich ein starker Haufen Franzosen, die sich um das Dorf geschlichen hatten, auf die auf den Höhen stehenden Preußen ein, während von der andern Seite französische Reiterei daherrauschte, den Preußen den Rückweg abzuschneiden. Die Gefahr war groß. Aber der alte Blücher verlor nicht den Muth. Schnell raffte er 6 Schwadronen zusammen, die er gerade zur Hand hatte, und stürzte damit auf die feindlichen Reiter los. Aber diese waren stärker, und warfen die Preußen zurück. In dem Augenblick durchbohrte eine Flintenkugel das Pferd des Fürsten. Das edle Roß — ein Geschenk des Prinz-Regenten von England — machte, vom Schmerze gepeinigt, einige ungeheure Sprünge; dann stürzte es todt zu Boden, mit ihm der betäubte Feldherr, und eben jagten brausend die französischen Reiter bei ihm vorbei. Wie leicht konnt er nicht entdeckt, gefangen oder getödtet werden! Nur sein Adjutant, Major Graf Nostiz, war bei ihm, und hielt treulich bei ihm aus. Aber Gott wachte über sein Leben. Die Preußen trieben die Franzosen zurück; diese stürmten

wieder vorbei, ohne ihn zu bemerken. Man half ihm nun unter dem todten Pferde hervor, brachte ihm ein Dragonerpferd, und in wenigen Augenblicken war er wieder an der Spitze seiner Soldaten. Jetzt zogen sich die Preußen zurück, aber mit so guter Haltung, daß die verfolgenden Franzosen immer abgewiesen, und fast alle Kanonen gerettet wurden. Schlimmer wäre es den Preußen gegangen, wenn nicht ein Theil des französischen Heeres zu gleicher Zeit anderweitig beschäftigt gewesen wäre.

Es war nämlich an demselben Tage noch ein anderer Kampf, das Treffen bei Quatrebras. Wellington, der sich in Brüssel befand, erhielt in der Nacht vom 15ten zum 16ten Jun. die erste Nachricht von dem Vorrücken der Franzosen auf einem Balle. Schnell sandte er überall umher Boten, die zerstreuten Truppen herbeizurufen, und die, welche zur Hand waren, Engländer, Niederländer, Hannoveraner und Nassauer, wurden schnell den Franzosen entgegengeschickt. Napoleon nämlich hatte den Marschall Ney beordert, während er selbst bei Ligny die Preußen angriffe, auf der großen Straße, die nach Brüssel führt, vorzugehen, um die Engländer zurückzudrängen. Bei Quatrebras, drei Häusern, welche da liegen, wo jene Landstraße von einer andern durchkreuzt wird, traf Ney auf jene Truppen, die Wellington unter dem Erbprinzen von Oranien vorausgeschickt hatte, und das Treffen begann Nachmittags um 2 Uhr. Endlich kam auch der Herzog Wilhelm von Braunschweig, derselbe, der 1809 den kühnen Marsch mitten durch Deutschland gemacht, ein ewiger Feind Napoleons, mit seinen Soldaten auf dem Schlachtfelde an. Lange schwankte der Sieg. Als nun der Feind mit großen Massen vordrang, setzte sich der Herzog an die Spitze seiner schwarzen Uhlanen, und sprengte vor; aber er wurde durch ein lebhaftes Flintenfeuer zurückgeworfen, und indem er sich bemühte, die Ordnung wieder herzustellen, erhielt er einen Schuß in die Brust. Er sank vom Pferde. Seine Treuen trugen ihn aus dem Gefechte; aber als sie ihn niederlegten, war ihm schon das Leben entflohen. Indessen rückten immer neue Verstärkungen von Brüssel her heran, so daß Ney nicht hindurchbrechen konnte, sondern sich am späten Abend zurückziehen mußte. Franzosen und Verbündete hatten sich an diesem blutigen Tage mit großer Tapferkeit geschlagen. Der Prinz von Oranien z. B. hatte sich zu weit gewagt, und wurde vom Feinde umringt; aber ein Bataillon Niederländer befreite ihn wieder. Da riß er seinen eigenen Orden ab, warf ihn mitten unter sie, und rief: „Kinder, ihr Alle habt ihn verdient!" Man befestigte darauf das Ehrenzeichen an die Fahne.

Als Wellington am andern Tage den Rückzug Blüchers erfuhr, sah er wohl ein, daß nun Napoleons ganze Macht auf ihn selbst fallen würde, und zog sich daher von Quatrebras einige Stunden weit zurück. In der That zog ihm Napoleon nach; denn die Preußen hielt er für vollkommen besiegt, so daß er ihnen nur den Marschall Grouchy nachschickte, um sie in den Rhein zu stürzen wie er sagte, und die Franzosen jubelten vor Siegesfreude, weil sie Wellingtons weisen Rückzug für eine verwirrte Flucht hielten. Dieser aber machte Halt vor einem großen Walde (von Soignes), der zwischen ihm und Brüssel lag, auf den Anhöhen von Mont St. Jean, beim Dorfe Waterloo, und ließ Blücher fragen, ob er ihm am andern Tage mit zwei Heereshaufen zu

Hülfe kommen könnte. „Nicht nur mit zweien," antwortete der Fürst, „sondern mit dem ganzen Heere."

Nachdem es den ganzen 17ten Jun. und die folgende Nacht heftig geregnet hatte, brach der trübe 18te Jun. an, der so viel entscheiden sollte. Wellington erwartete den Angriff der Franzosen, und stellte sein Heer in Schlachtordnung; Napoleon glaubte nur den englischen Nachtrab vor sich zu sehen, und eilte ihn anzugreifen. Aber erst um 12 Uhr zu Mittag begann die Schlacht bei Belle-Alliance.*) Das französische Fußvolk griff mehrere von den Engländern besetzte Dörfer an; aber mit demselben Nachdruck, mit dem sie bestürmt, wurden sie vertheidigt. Dazu krachten die Kanonen fürchterlich; zwischen den Dörfern tummelten sich die englischen und französischen Reiterhaufen herum, und heulend und zischend fuhren die congrevischen Raketen der Engländer in die Reihen der Franzosen. Dennoch war Wellingtons Lage höchst schwierig. Napoleon war ihm an Zahl bei Weitem überlegen; immer wüthender wurden die Angriffe der Franzosen, immer dünner die englischen Reihen, die kaum dem heftigen Andrange zu widerstehen vermochten, so daß Wellington, sich die Hände reibend, umherging und ausrief: „Ich wollte, die Nacht wäre erst da oder die Preußen."

So stand die Schlacht bis drei Uhr Nachmittags; da wurde ihm gemeldet, die ersten Preußen wären in der Nähe, und warteten nur auf die Nachfolgenden, um aus dem Walde zur Seite hervorzubrechen. Blücher war nämlich von Wavre, wohin er sich zurückgezogen gehabt, am Morgen aufgebrochen, und die wackern Preußen, so ermüdet sie auch von den dreitägigen Märschen, und so fürchterlich auch die Wege waren, legten den Weg doch meist laufend zurück, um nur zur rechten Zeit noch ihren Verbündeten zu Hülfe zu kommen. Endlich langte Blücher mit Bülows Corps unweit dem Schlachtfelde von Osten her an, wollte aber erst die Andern erwarten. Aber als um vier Uhr Napoleons Angriffe auf die schon wankenden Engländer immer wüthender wurden, hielt er sich nicht länger, und trat aus dem Walde hervor, indem er seine Kanonen auf die rechte Flanke der Franzosen richten ließ. Napoleon erschrak. Er war seiner Sache so gewiß, daß Grouchy stark genug sey, die geschwächten Preußen bei Wavre festzuhalten, daß er gar nicht begreifen konnte, wie sie hierher kämen. Er wußte nicht, daß Blücher blos Thielemanns Heerhaufen bei Wavre zurückgelassen hatte. Sogleich sandte er einen starken Haufen den Preußen entgegen, und die Schlacht hielt sich wieder einige Stunden unentschieden.

Es war halb sieben Uhr, als Napoleon, ungeduldig, daß die Schlacht so lange währte, eine schnelle Entscheidung herbeizuführen sich entschloß. Er eilte zu seinen Garden; „Soldaten!" rief er, „ihr könnt die Schlacht gewinnen und Frankreich retten! Ich zähle auf euch. Ich stelle mich an eure Spitze, und nehme jene Anhöhen im Sturme weg. Haben wir sie, so ist die Schlacht gewonnen, und das Vaterland verdankt euch seine Rettung!" Damit führte er sie im Sturmschritt gerade auf Mont St. Jean los, alle andere Truppen hinterdrein. Wellington sah

*) So wird sie von den Deutschen genannt. Die Engländer benennen sie von Waterloo, die Franzosen von Mont St. Jean.

die große Gefahr, aber er verlor den Muth nicht. Die anrückenden Massen der Franzosen wurden mit einem fürchterlichen Kartätschenfeuer empfangen, daß ganze Rotten zusammenstürzten. Die beiden Heere standen sich ganz nahe, Auge in Auge. Es war ein gräßliches Gemetzel von beiden Seiten. In dem Augenblicke der größten Gefahr langte auch Zietens Heerhaufen an, und brach aus dem Walde hervor. Napoleon setzte Alles daran, sich noch zu behaupten; zwei Pferde wurden unter ihm, eins unter Ney erschossen. Aber der Augenblick des Sieges war vorüber. Die Engländer brachen nun ihrerseits vor, die Verwirrung der Franzosen zu benutzen; vier Bataillons französischer Garden wurden umzingelt, und aufgefordert sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" war die Antwort, und nun wurden sie fast Mann für Mann niedergemetzelt. Unter den anrückenden französischen Haufen hörte man plötzlich das Geschrei: „Rette sich, wer da kann!" Dies erregte einen so allgemeinen panischen Schrecken, daß sich Alle in die eiligste Flucht stürzten. Einer drängte den Andern, Napoleon wurde mit fortgerissen, die Kanoniere ließen ihre Kanonen stehen, die Troßknechte schnitten die Stränge entzwei, und jagten mit den Pferden davon, und Soldaten jeder Art flüchteten sich durch einander in dem wildesten Gedränge, das um so ärger wurde, als sich die Packwagen so verfuhren, daß die Straße versperrt wurde. In einem Augenblicke war das ganze französische Heer aufgelöst; Keiner hörte mehr auf Befehle; Jeder folgte nur dem Triebe der Selbsterhaltung. Während sich nun der verwirrteste Menschenknäul schreiend und lärmend fortwälzte, setzte sich das englische und preußische Heer in Bewegung, und stieg — ein schöner Anblick! — in größter Ordnung, wie auf dem Exercirplatze, die terrassenförmigen Höhen herab, den fliehenden Feind zu verfolgen. An der Meierei la belle Alliance trafen sich Wellington und Blücher, und fielen einander gerührt in die Arme. General Graf Gneisenau, Chef des preußischen Generalstabs, übernahm die Verfolgung des fliehenden Feindes. Wenige Bataillone waren dazu hinlänglich; denn der trügerische Schein des Mondes ließ die Franzosen überall Schreckbilder sehen, und der Klang einer preußischen Trommel oder eines Hornes jagte sie immer wieder von Neuem auf. Und welche Masse von Kanonen, Wagen aller Art und weggeworfenen Gewehren wurde nicht von den Siegern erbeutet!

Napoleon wäre, von der ersten Flucht mit fortgerissen, beinahe in die Hände seiner Feinde gerathen. Zwei seiner Gardereiter hatten ihn in einem Garten unweit des Schlachtfeldes gefunden, und zwei Stunden weit, nach dem Städchen Genappe, wo seine Wagen standen, gebracht. Eben hatte er sich in einen derselben zur Nachtruhe gesetzt, als die preußischen Hörner erklangen, und Alles, was fliehen konnte, auseinanderstob. Aber die Wagen hatten sich so verfahren, daß der seinige stehen bleiben mußte, und er hatte kaum so viele Zeit, mit Zurücklassung seines Hutes, Mantels und Degens, zu Fuß zu entfliehen. Denn schon waren die Preußen da, und nahmen von dem Städtchen Besitz. Da wurde sein Prachtwagen, in dem er in Brüssel hatte seinen Einzug halten wollen, mit ungeheuren Schätzen an Diamanten erbeutet; auch der, welchen ihm erst kürzlich die Stadt Paris mit 6 Schimmeln bespannt verehrt hatte, war darunter, und die ersten hier eintreffenden preußischen Soldaten fanden der Juwelen da-

rin so viele, daß sie sich diese mit vollen Händen zureichten. Das war ein Gegenstück zu Karl dem Kühnen bei Granson! — Den Kopf mit einem Tuche umwunden, eilte Napoleon weiter, so schnell, daß er der Erste war, der die Trauerpost nach Paris brachte.

Die Verbündeten setzten nun ihren Siegeszug nach Paris fort, und trafen 11 Tage nach der Schlacht vor den Thoren ein. Die Stadt machte wieder Anstalt, sich zu vertheidigen. In ihr herrschte eine greuliche Verwirrung. Einige wollten eine Republik, Andere riefen den kleinen König von Rom zum Kaiser aus, und Napoleon selbst wollte bald fliehen, bald Widerstand leisten. Endlich dankte er ab, und verließ am 25sten Jun. die Stadt. Abgesandte derselben suchten nun die verbündeten Heere aufzuhalten. Vergebens! Mit würdevoller Ruhe rückten sie vor, und umschlossen Paris. Alle mögliche Künste wurden von den Einwohnern versucht, eine zweite Besetzung der Stadt zu hintertreiben. Aber Wellington und Blücher waren unerbittlich. So kam denn am 3ten Jul. eine Capitulation zu Stande, nach welcher die Sieger am 7ten Jul. ihren feierlichen Einzug in Paris hielten.

Dies Mal war von dem Jubel der Einwohner nichts zu bemerken; denn Blücher hatte ausdrücklich befohlen, daß die Preußen gerade so verpflegt werden sollten, als die Franzosen 1806 es von den Berlinern verlangt hatten. Diese den Parisern ganz ungewohnte Einquartierung machte sie sehr ungehalten; aber es kam noch besser. Die Verbündeten hatten nun gesehen, daß die vor einem Jahre den Franzosen bewiesene Großmuth nichts bewirkt hatte, als ihren Uebermuth zu vermehren, und darum sollten sie nun für ihren Abfall von Ludwig XVIII. bestraft werden. Paris mußte 100 Millionen Franken Kriegssteuern zahlen, ganz Frankreich aber 700. Die vielen in den früheren Feldzügen von Napoleon zusammengeraubten Kunstschätze und Siegeszeichen wurden von den ehemaligen Eigenthümern zurückgefordert, und Lieferungen für das Heer ausgeschrieben, wie es einst die französischen Truppen in Deutschland gemacht hatten.

Napoleon hatte sich nach seiner Abdankung nach langem Schwanken nach Rochefort begeben, um von hier aus nach dem nordamerikanischen Freistaate zu kommen. Aber englische Schiffe beobachteten den Hafen so genau, daß er nicht entwischen konnte. Da ihm nun kein Ausweg blieb, so schiffte er am 14. Jul. nach dem englischen Linienschiffe Bellerophon, übergab sich dem Capitain Maitland (sprich Methländ), und bat, ihn nach England zu bringen. Sogleich segelte das Schiff nach der englischen Küste, und warf in der Gegend von Plymouth (sprich Plimmuß) die Anker aus, um erst Verhaltungsbefehle einzuholen. Der Beschluß der verbündeten Monarchen, daß er als ihr gemeinschaftlicher Gefangener nach der Insel St. Helena gebracht werden sollte, wurde ihm am 31sten Jul. mitgetheilt, und erregte seinen lebhaftesten Zorn; ja er erklärte, daß man ihn nicht lebendig aus diesem Schiffe bringen sollte. Indessen war jetzt für ihn die Zeit des Befehlens zu Ende. Es wurde ihm am 7. August angekündigt, er habe sofort das Schiff Northumberland zu besteigen, auf welchem ihn der Contreadmiral Cockburn nach St. Helena bringen werde. Er gehorchte sogleich, und begab sich mit seiner Dienerschaft und wenigen treuen Freunden auf das bestimmte Schiff, welches ihn am 15ten De-

tober auf der Insel aussetzte. Hier hat er in einer für seinen an Thätigkeit und Herrschen so gewöhnten Geist gewiß sehr unangenehmen Lage, streng bewacht, noch 6 Jahre gelebt, bis er am 5ten Mai 1821 daselbst gestorben ist.

Ludwig XVIII. hielt am 8ten Jul. seinen Einzug in Paris, von den Einwohnern kalt empfangen. Seine Vorliebe für den alten Adel hatte ihm die Liebe der Franzosen geraubt. Napoleons Heer, welches sich hinter die Loire gezogen, unterwarf sich der Nothwendigkeit und dem Könige, der mit vieler Güte die gegen ihn verübte Untreue zu verzeihen versprach, und davon nur einige Hauptschuldige ausnahm. Zu den letztern gehörte Marschall Ney, der erschossen wurde. Die Meisten aber der Verurtheilten entflohen ins Ausland, meist nach dem freien Amerika, wohin sich auch Joseph Bonaparte begab. Diejenigen, welche von denen, die 1793 ihre Stimme für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gegeben hatten, noch lebten, wurden aus Frankreich verbannt, dagegen die, welche im Unglück treu geblieben waren, belohnt. Die Verbannung traf auch alle Glieder der Familie Bonaparte. Mit den Verbündeten schloß Ludwig XVIII. am 20sten November den zweiten Pariser Frieden. Nach demselben behielt Frankreich die Ausdehnung, die es 1790 gehabt hatte, und sollte 3—5 Jahre lang 150,000 Mann verbündeter Truppen, die in Frankreich stehen bleiben würden, bezahlen.

Noch ist zu erzählen, wie Murat geendet habe. Sein Beispiel zeigt, wie Ungeradheit und Hinterlist den Menschen immer zu Grunde richten. Nachdem er am 19ten Mai 1815 aus Neapel hatte entfliehen müssen, rief Napoleon aus: „Da seht ihr das Schicksal des Verraths!" Er begab sich nach dem südlichen Frankreich, aber Napoleon wollte mit dem zweideutigen Menschen nichts mehr zu thun haben. Indessen wurde Napoleon zur Abdankung gezwungen, und nun wußte Murat vollends nicht wohin. Eine Zeitlang flüchtete er in den Seealpen umher, dann segelte er nach Corsika, und wäre auf der Fahrt dahin beinahe von den Wellen verschlungen worden. Auf seine Bitte erlaubte ihm der Kaiser Franz einen sichern Aufenthalt im Oestreichischen; aber der unbesonnene Mann zog es vor, einen Landungsversuch in Neapel zu unternehmen, indem er sich einbildete, man würde ihn dort, wo doch die Franzosenherrschaft so verhaßt war, mit offnen Armen aufnehmen. Wirklich schiffte sich der Thor von Corsika aus mit einem Häufchen unzufriedner neapolitanischer Offiziere ein, und landete mit 30 Mann in Pizzo, einem Städtchen in Calabrien. Er lief durch die Straßen, und rief laut: „Ich bin ja Joachim! So ruft doch: es lebe König Joachim!" Das Volk aber gaffte ihn an, und wußte nicht, was es von dem Geschrei denken sollte. Da zog er wieder ab, und wollte nach einem benachbarten Städtchen gehen. Indessen war das Volk zur Besinnung gekommen, lief ihm nach, und wollte ihn mit seiner Rotte fangen. Nach einer wüthenden Gegenwehr gelang es auch. Man führte ihn ins Gefängniß, während er vom Pöbel jämmerlich gemißhandelt wurde. Sogleich wurde ein Kriegsgericht niedergesetzt, und er am 13ten October erschossen.

127. Begebenheiten bis 1830.

(Der deutsche Bund. Schicksal Polens und Sachsens nach dem Wiener Congreß. Der heilige Bund 26. Sept. 1815. Zustand der spanischen Colonien in Amerika. Unabhängigkeitserklärung von Buenos Ayres 1816. Morillo und Bolivar. Republik Columbia 17. Dec. 1819. Treffen bei Carabobo 24. Jun. 1821. Bolivar Libertadór. Freiheitserklärung von Quito, Cumana und Lima. Unruhen in Peru. Peru und Bolivia besondere Republiken 1826. Aufstand Merikos unter Iturbide 1820. Iturbide Kaiser 4. Junius 1822. Seine Vertreibung 1823. Seine Rückkehr und seine Hinrichtung 1824. Meriko eine Republik unter Santa Ana, Bustamente und Andern. Unabhängigkeitserklärung von Panama 1821. Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Colonien in Amerika durch Spanien 1836. — Demagogische Umtriebe in Deutschland. Turnwesen und Demagogie. Ermordung Kotzebue's durch Sand 1819. Untersuchungs-Commission in Mainz. Verfassungen in Deutschland. Die unirte Kirche. — Militärischer Aufstand in Spanien 1. Januar 1820 unter Riego und Quiroga. Beitritt Ferdinands VII. 7. März 1820. — Revolution in Neapel 1. Julius 1820 unter Minichini und Pepe. — Revolution in Portugal 24. Aug. 1820 unter Sepulveda. Rückkehr Johanns VI. nach Portugal 4. Jul. 1821. Greuelscenen in Sicilien Jul. 1820. Congreß in Aachen 1818, in Troppau 1820 und in Laibach 1821. Unterwerfung der Neapolitaner durch Frimont. Kurze Revolution in den sardinischen Staaten März und April 1821. — Befreiung Ferdinands VII. von Spanien durch die Franzosen 1823. — Veränderungen in Portugal 1821—1830. — Aufstand der Griechen 1821. Greuel auf Scio und Cypern 1822. Psara 1823. Missolunghi 1826. Capo d'Istrias, Präsident der Griechen, 1827. Seeschlacht bei Navarin 20. Oct. 1827. Seeräubereien der Griechen 1827. Revolution in Petersburg 26. Dec. 1825. Ausrottung der Janitscharen 1826. Türkisch-russischer Krieg 1828 und 1829. Diebitsch Sabalkanski. Frieden von Adrianopel, 14. September 1849. Tod Georgs IV. von England. Emancipation der Katholiken.)

Der deutsche Bund. Die wichtigsten Festsetzungen des Wiener Congresses für jeden Deutschen waren das, was zur Herstellung der Einheit unseres so lange zerrissenen Vaterlandes geschah. Hatten immerhin die letzten Jahrhunderte des Kaiserthumes nur ein Schattenbild der früheren Größe gezeigt, so lebte doch unter dem Volke in vielen Gegenden noch die Erinnerung an das alte, große Reich, und die napoleonischen Zeiten hatten den Jammer der Zerrissenheit Deutschlands recht schmerzlich fühlbar gemacht. Nun war Deutschland vom äußeren Feinde befreit, nun sollte es einig, mächtig und geachtet unter den Staaten Europa's erneuert dastehen. Das wünschten alle vaterlandsliebende Männer, und hofften, es würde möglich seyn. Die kleineren Fürsten Deutschlands, welche nur in einer starken Einheit des Vaterlandes ihren Schutz finden konnten, erstrebten die Erneuerung des Kaiserthumes, die mittleren Staaten aber fürchteten ihre durch Napoleon erlangte souveraine Selbstständigkeit beeinträchtigt zu sehen. Der deutsche Bund wurde aufgerichtet, die Bundesacte am 8. Juni 1815 unterzeichnet. Es war ein Bündniß der deutschen Fürsten, welche ihre Gesandten zu dem in Frankfurt a. M. am 5. Novbr. 1816 eröffneten Bundestage zusammentreten ließen. Diese Versammlung sollte nun die Schicksale und die Entwickelung Deutschlands leiten. Erwartungsvoll blickten die Vaterlandsfreunde auf die Zukunft; Vielen wollte es scheinen, als würden die gemachten Hoffnungen der deutschen Nation so nicht erfüllt werden können.

Polen und Sachsen. Die streitigsten Punkte auf dem Wiener Con-

gresse betrafen diese beiden Länder. Endlich wurde entschieden, daß Polen zwar ein besonderes Königreich, aber dem Kaiser von Rußland unterworfen seyn sollte. Am 20. Jun. 1815 wurde in Warschau die Wiederherstellung des Königreichs feierlichst vollzogen. Bald darauf nahm Großfürst Constantin seine Residenz daselbst, und regierte das Land im Namen des Kaisers. Die Polen, obgleich keine Freunde der Russen, schienen sich in die neue Verfassung zu finden. Zugleich wurde aus der Stadt Krakau mit einem Gebiet von 21 Q. M. ein Freistaat unter dem Schutz von Preußen, Oestreich und Rußland geschaffen.

Weniger zufrieden waren die Sachsen mit ihrem Schicksale. Nach ihres Königs Abführung nach Berlin wurde das Land erst von den Russen, dann von den Preußen verwaltet, und klagte über schweren Druck. Im Mai 1815 reiste der König, von Oestreich dazu aufgefordert, selbst nach Schloß Laxenburg bei Wien, und unterzeichnete hier die Abtretung der Hälfte seines Landes an Preußen. Die andere Hälfte wurde ihm zurückgegeben, und unter den herzlichsten Segenswünschen seiner treuen Unterthanen kehrte er am 7. Jun. 1815 nach Dresden zurück.

Der heilige Bund. Kaiser Alexander, der bei der religiösen Richtung seines Gemüths die damals den Fürsten noch fremde Idee aufgefaßt hatte, daß auch in der Politik nur das erlaubt sey, was vor dem Gewissen gerechtfertigt werden könnte, daß also Politik und Moral, woran man bisher gezweifelt hatte, nicht nur mit einander bestehen könnten, sondern auch müßten, legte dem Kaiser Franz und dem Könige Friedrich Wilhelm den Plan zu einem Bündnisse vor, das ganz auf den Grundsätzen der christlichen Moral gegründet wäre. Beide Monarchen gingen gern darauf ein, und so wurde 26. Sept. 1815 der sogenannte heilige Bund bekannt gemacht. Alle drei erklärten darin, daß sie entschlossen wären, sowohl bei der Regierung ihrer eigenen Staaten wie in ihren äußern Verhältnissen nur nach den Lehren des Christenthums zu handeln, stets in Liebe vereinigt zu bleiben, ihre Unterthanen väterlich zu regieren, sich als drei besondere Zweige einer einzigen großen Familie zu betrachten, von allen Eroberungskriegen abzustehen u. s. w. Zugleich forderten sie die anderen europäischen Fürsten zum Beitritte auf, damit sich in Zukunft Europa eines ewigen Friedens zu erfreuen habe. Aber ihre redlichen Absichten fanden nicht überall die erwartete Anerkennung. Der Prinz-Regent von England entschuldigte seinen Nichtbeitritt mit der Verfassung von England, die seinen Willen beschränke, und der Papst, von dem man als angebliches Haupt der Christenheit die freudigste Bereitwilligkeit hätte erwarten dürfen, zeigte sogar eine Art von Empfindlichkeit, indem er erklärte: neben der Kirche bedürfe man keines anderen heiligen Bundes; die (katholische) Kirche, die er repräsentire, sey eine von Gott gestiftete Anstalt, um die Menschen zu einem großen Bunde zu umfassen, und darum sey die Aufstellung eines solchen menschlichen Bundes ganz gegen die Würde der Kirche u. s. w.

Spanisch-amerikanischer Freiheitskrieg. Die spanischen Colonien in Amerika wurden von jeher von Spanien aus sehr schlecht verwaltet, und die aus ihnen gezogenen Schätze machten die Spanier träge. Es herrschte in Amerika allgemeine Unzufriedenheit mit dem Mutterlande, und nachdem Fer-

dinand (1814) nach Spanien zurückgekehrt war, und die Verfassung der Cortes verworfen hatte, beschlossen die amerikanischen Provinzen, sich von Spanien loszureißen. Zuerst erklärte sich Buenos Ayres am Platastrome 1816 für unabhängig. Der Freiheitsruf wurde bis zu den Ufern des Orinoko mit Jubel vernommen. General Morillo wurde zwar von Spanien nach Amerika geschickt; aber seine Truppen konnten sich gegen den Anführer der Insurgenten Bolivar nicht behaupten. Schon am 17. Dec. 1819 erklärten sich die nördlichen Gegenden von Südamerika für eine vereinigte Republik unter dem Namen Columbia. Aber erst nach der Zurückberufung Morillo's wurde durch das Treffen bei Carabobo 24. Jun. 1821 die Freiheit Amerika's entschieden. Bolivar erhielt nun den Beinamen Libertadór (der Befreier); man erwies ihm in Caracas die Ehre eines Triumphs, und ernannte ihn zum Präsidenten des neuen Staates. Darauf befreite Bolivar auch Quito von den Spaniern. General Bermudez nahm 15. Oct. 1821 Cumana ein, General San Martin erstürmte Lima. Der Zustand dieser Länder verbesserte sich nun schnell. Auch in Mexiko regten sich die Einwohner. Unter mehreren Parteien erhob sich 1820 die Iturbide's, der 27. Oct. 1820 seinen Einzug in das eroberte Mexiko hielt. Die Soldaten krönten ihn am 4. Jun. 1822 als Kaiser von Mexiko. Aber schon 1823 wurde er abgesetzt und vertrieben. Als er 1824 von England nach Amerika zurückkehrte, wurde er festgenommen und erschossen (18. Jul. 1824). Mexiko aber erhielt nun eine republicanische Verfassung. Die Generäle Bravo, Guerrero, Vittoria, Bustamente u. A. bekämpften sich, bis sich zuletzt Bustamente und Santa Ana behaupteten. Die Landenge von Panama hatte 28. Nov. 1821 ihre Unabhängigkeit ausgesprochen. Am 22. Jan. 1826 verloren die Spanier ihren letzten Platz in Amerika, die Festung Callao in Peru. So bildeten sich aus den bisherigen spanischen Besitzungen in Amerika mehrere einzelne Republiken: 1) die vereinigten Staaten von Mexiko, 2) die vereinigten Staaten von Guatimala, 3) Columbia, das seit dem Tode des Libertadors 1830 wieder in drei einzelne Freistaaten sich aufgelöst hat, 4) Peru, 5) Bolivia, 6) Chile, 7) die vereinigten Staaten von la Plata, 8) Paraguay, 9) die cisplatinische Republik. Indessen sind die Verfassungen aller dieser Länder noch nicht fest begründet, und es fehlt nicht an Parteiungen. Erst 1836 hat die spanische Regierung die Unabhängigkeit der Freistaaten in Amerika anerkannt.

Demagogische Umtriebe, Verfassungen, die kirchliche Union. Die Unabhängigkeit von Frankreich wurde glücklich errungen; aber manche der jungen Männer, deren hingebender Tapferkeit allerdings der Erfolg mit zuzuschreiben war, glaubten nun ein Recht zu haben, für die fernere politische Herstellung des Vaterlandes unmittelbar wirken zu müssen. Statt nun ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und ernsten Studien sich ungetheilt hinzugeben, waren sie von dem Gedanken erfüllt, sie wären auf halbem Wege stehen geblieben; Frankreich's Herrschaft sey zwar gebrochen, aber Deutschland habe die gehoffte Gestaltung nicht gewonnen; die Vielherrschaft der Fürsten müsse abgeworfen werden. Eine in ihrem ersten Grunde edle, vaterländische Begeisterung gerieth auf Abwege der Schwärmerei und des trotzigen Hasses; die Jugend vergaß, daß politische Zustände nicht von schwärmender Begeisterung allein, sondern

hauptsächlich von reifer Erfahrung des Mannesalters geschaffen und geleitet werden müssen. Leider wurde der einmal erregte Geist der Jugend durch Vieles erbittert, was auf eine unwillkommene Zukunft deutete. Einige Artikel der Bundesacte, welche zu Gunsten des Volkes gegeben waren, ließen auf ihre Erfüllung warten; es erschienen bedeutsame Schriften, welche diese begründeten Rechte bemäntelten, und der Verdacht wurde gehegt, daß die Jesuiten, wenn auch in Deutschland noch nicht wiedererstanden, doch mit ihrem listigen Einfluß thätig seyen, Recht und Wahrheit zu hemmen. Der Träger dieses jugendlichen Strebens war die auf den Universitäten gebildete deutsche Burschenschaft. Die späteren demokratischen Ideen lagen ihr fern; sie wollte hauptsächlich für die Einheit des Vaterlandes wirken. Ein starker Haß gegen das ausländische Wesen, namentlich gegen das Franzosenthum, beseelte sie; deutsch sollte Alles seyn, was bei Vielen zur Deutschthümelei wurde. Bedeutsam war die religiöse Färbung, welche diese Verbindung hatte; ein tiefer sittlicher Ernst erfüllte die Gemüther; sie duldeten kein Fluchen, kleideten sich einfach, und waren mit einfacher Kost zufrieden. Um den Körper abzuhärten und zu üben, wurden Turnübungen eingerichtet, und zur Entsagung aller unnützen Bedürfnisse, z. B. des Tabacks und des Branntweins, aufgefordert. Das war schön und lobenswerth, aber die Schwärmerei mischte sich hinein, und riß Viele über die Gränze wahrhaft deutscher Gesinnung hin. Selbst manche Leute im Amte nahmen daran Theil, im Ganzen aber hatte die Burschenschaft keinen Zusammenhang mit dem Volke selbst. Eine durch dieselbe veranlaßte Feier der Reformation und des Sieges bei Leipzig am 18. Octbr. 1817 auf der Wartburg, bei welcher mißliebige Schriften verbrannt wurden, verursachte das Einschreiten der Regierungen. Bald gab ein Verbrechen den Grund zu weiteren Maaßregeln. Ein Student, Carl Sand aus Wunsiedel in Baiern, kam nach Mannheim, um den russischen Etatsrath von Kotzebue, einen Schriftsteller, welcher als russischer Spion und Agent beargwohnt wurde, zu ermorden. Er führte am 23. März 1819 seinen Vorsatz aus, indem er den Mann besuchte, und ihm einen Dolch ins Herz stieß. Als man ihn fest nahm, versicherte er, er habe eine ruhmwürdige That gethan; denn der Ermordete habe durch seine Schriften die Liebe zur Freiheit zu unterdrücken, die Schlechtigkeit der Deutschen zu vermehren, und das Volk zu erschlaffen gesucht. Was sollte aber aus der Welt werden, wenn man das Recht haben sollte, Jeden, den wir für schlecht oder schädlich halten, zu ermorden, und Gottes Richteramt zu verwalten? Sand hatte zwar gleich nach der That sich selbst eine Wunde versetzt, war aber erhalten worden, und wurde (20. Mai 1820) in Mannheim hingerichtet. Dieses Verbrechen hatte die schon aufgeregte Furcht der Regierungen gesteigert; man argwöhnte eine weiter verbreitete Verschwörung, und fürchtete die Ruhe Deutschlands durch das Treiben der Studenten gefährdet zu sehen. Leider überschritten die Gegenmittel ihr Ziel; die Schuld des Einen, die Schwärmerei der Andern wurde an der Nation selbst gestraft, und wahre, edle Freisinnigkeit wurde mit politischer Uebertreibung zugleich bedroht und verpönt. Nach einem in Karlsbad abgehaltenen Minister-Congreß wurden durch den deutschen Bund die Turnanstalten geschlossen, und die Burschenschaft verboten. Auch wurde eine Commission zur Untersuchung

dieser Umtriebe in Mainz niedergesetzt. Viele Jünglinge wurden eingekerkert und die Universitäten unter genaue Aufsicht genommen; verdiente Professoren, wie der biedere Arndt, der Dichter des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland", wurden entsetzt. Die Burschenschaften lösten sich auf. Einzelne hatten sich in das Ausland geflüchtet, wo sie zum Theil sich mit den dortigen geheimen Gesellschaften verbanden, ohne daß dies jedoch fürerst eine Wirkung nach Deutschland hin geäußert hätte, denn die deutschen Jünglinge waren zu jener Zeit noch von deutschem Sinn erfüllt, und schlossen sich gegen den Gedanken ab, die Wünsche für die Zukunft durch Hülfe des Auslandes erfüllen zu wollen.

Während dieser Jahre hatten mehrere Regierungen, besonders in Süddeutschland, dem dreizehnten Artikel der Bundesacte gemäß ihren Staaten Verfassungen gegeben, um die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten zu ordnen und dem freien Worte eine gesetzliche Stätte der Aeußerung und Wirksamkeit zu geben. Größtentheils waren diese Verfassungen nach dem Muster des französischen Repräsentativ-System gebildet, d. h. die Volksvertreter waren vom Volke aus seiner Gesammtheit (wenn auch nach gewissen Bedingungen, Census) und nicht als Vertreter der einzelnen Stände gewählt. Weimar ging 1816 Allen voran. Baiern, Baden und Nassau folgten 1818, Würtemberg 1819, und Hessen-Darmstadt 1820. Im nördlichen Deutschland ging man mit dieser Einführung der Repräsentativ-Regierungen nicht in gleichem Schritt. Hannover vereinigte 1819 die alten Landstände; Preußen führte 1823 die Provinzial-Landtage ein, und in Oestreich hatte es bei den veralteten Landtagen sein Bewenden.

Dagegen regte es sich in Norddeutschland mehr im kirchlichen Gebiete. Schon die auftauchende Furcht vor den Jesuiten weckte das protestantische Leben, und das Reformations-Jubelfest 1817 gab diesen Bestrebungen und Erinnerungen einen Anhalt. Bei dieser Veranlassung wirkte König Friedrich Wilhelm III. für Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, so daß beide forthin nur eine Gemeinschaft — die unirte Kirche — bilden sollten. Auch in andern deutschen Ländern fand dieses schöne Einigungswerk Eingang.

Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien. Daß die Spanier mit der Regierung Ferdinands VII. nicht zufrieden seyn konnten, war wohl sehr natürlich; er wurde ja von unwissenden Geistlichen geleitet, hatte die Inquisition wieder eingeführt, und verfuhr mit rücksichtsloser Strenge sowohl gegen Alle, die von Joseph Bonaparte einst ein Amt angenommen hatten, als gegen die Anhänger der Cortes. Am 1. Jan. 1820 brach die Unzufriedenheit zuerst aus. Einige Regimenter, die zwischen Cadiz und Sevilla lagen, und nach Südamerika eingeschifft werden sollten, weigerten sich zu gehorchen, und steckten unter ihrem Anführer Riego zuerst die Fahne der Empörung auf. Schnell verbreitete sich der Aufstand unter dem Heere; andere Truppen gingen zu ihm über. Es wählte den Oberst Quiroga, einen tüchtigen, unternehmenden und verständigen Mann, zum obersten Anführer, und die gegen die Empörer ausgeschickten Soldaten gingen zu ihnen über. Selbst in Madrid wurde laut der Wunsch ausgesprochen, daß Ferdinand die Verfassung der Cor-

tes annehmen möchte. Schon war die ganze Stadt in Gährung, und mehr als 40,000 Menschen vor dem Palaste versammelt, als der König dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, am 7. März. 1820 seine Zustimmung aussprach, und am 9. März die Verfassung beschwor. Das Volk schrie: „Hoch lebe der König! es lebe die Verfassung!" — Aber nicht alle Spanier waren über diese Veränderungen erfreut. Viele verloren dabei, Alle, welche vom Hofe lebten, und besonders die vielvermögende Geistlichkeit, die dem Volke zuschrie, die neue Verfassung untergrabe die Religion. Es bildeten sich, von den Priestern erregt, sogenannte Glaubensschaaren, welche für die Herstellung der absoluten Monarchie und die Wiedergabe der Klöster an die Ordensgeistlichen kämpften. So standen also zwei wild aufgeregte Parteien einander feindlich gegenüber. Das arme Land wurde von Zwietracht zerrissen, weil es keinen geachteten und mächtigen König hatte, der durch sein Machtwort ihr hätte wehren können. Bewaffnete Banden zogen im Lande umher, plünderten und mordeten nach Gefallen, nach dem Könige aber fragte Niemand mehr.

Theils Unzufriedenheit mit der Regierung, theils das Beispiel Spaniens veranlaßte eine ähnliche Revolution in Neapel, deren Ausbruch von den Carbonari dadurch erleichtert war, daß ihre Grundsätze bei der Armee Eingang gefunden hatten. In der Nacht vom 1. zum 2. Jul. 1820 empörte sich ein kleiner Theil des Heeres; andere Regimenter schlossen sich sogleich an, und da die gegen sie ausgeschickten Truppen ebenfalls zu ihnen übergingen, gab der schwache König Ferdinand nach, und erklärte, er sey bereit, die Wünsche des Volks zu erfüllen, und wolle ihm binnen acht Tagen eine neue Verfassung geben. Aber damit waren die Aufrührer nicht zufrieden, sondern forderten, den Mönch Minichini und den General Pepe an der Spitze, daß der König binnen 24 Stunden die spanische Verfassung annähme. Der schwache Ferdinand legte nun die Regierung nieder, und übergab sie seinem Sohne (Franz), der sie als Generalvicar des Reichs führen sollte. Beide beschworen darauf die spanische Verfassung, und nun war das Volk, das sich von solchen Aenderungen immer Vortheil verspricht, voll Lust und Freude.

Gleich darauf erfolgte eine Revolution in Portugal. Seit 1807 war Johann von Portugal (seit 1816 König) in Brasilien. Die Portugiesen mußten jährlich beträchtliche Summen dahin schicken zur Unterhaltung des Hofes, statt daß sonst die Reichthümer Brasiliens nach Portugal geflossen waren. Sie wurden von einem Statthalter regiert, der ganz unter englischem Einflusse stand. Daß sie daher sehr unzufrieden seyn mußten, war natürlich; aber sie liebten dennoch ihren König Johann VI., und wünschten nur eine ihn einschränkende Verfassung, wie die spanische. Am 24. August 1820 machte der Oberst Sepulveda in Porto, im Einverständniß mit den übrigen Behörden der Stadt, den Soldaten bekannt, daß eine neue Verfassung eingeführt werden müsse. Das Volk und die Soldaten antworteten mit großem Jubel: „Es lebe unser vielgeliebter König Johann VI.! es leben die Cortes und die Verfassung!" Einige Generäle wollten sich der Revolution widersetzen, wurden aber von ihren Soldaten verlassen. Am 16. Sept. zogen darauf die Anstifter in Lissabon ein, wo das Volk sie freudig empfing; es wurde eine provisorische Regierung niederge-

setzt, die spanische Verfassung angenommen, und ein Schiff schnell nach Rio Janeiro geschickt, den König zu bitten, die Verfassung zu bestätigen, und entweder selbst nach Portugal zurückzukehren, oder das Land durch einen seiner Söhne regieren zu lassen. Johann hielt es für das Beste, selbst zu kommen. Er lief am 4. Juli 1821 im Tajo ein, und gab der Nothwendigkeit nach, indem er die Verfassung beschwor. Die Cortes wurden nun zusammenberufen; aber es zeigte sich bald auch hier, daß jede dem Regenten abgezwungene Verfassung nur zur Volksherrschaft und zu Unruhen führen müsse. Denn der König mußte alle Beschlüsse der Cortes genehmigen, und stellte sich dabei noch, als ob er ein warmer Freund der Verfassung sey.

Am auffallendsten zeigte sich in Sicilien, zu welchen Unordnungen die Parteisucht führt. In Palermo waren drei Parteien: Einige wollten die alte Ordnung der Dinge, Andere die neue Verfassung, und noch Andere wünschten ganz unabhängig von Neapel zu seyn. Die Letzteren trugen als Abzeichen ein gelbes Band. General Church (sprich Tschortsch), ein Engländer in neapolitanischen Diensten, riß in der Mitte des Jul. 1820 einem Bürger das gelbe Band ab; darüber entstand ein entsetzlicher Aufruhr. Das Volk griff zu den Waffen, fiel über die Soldaten her, zerstörte den Palast des Generals, der eilig die Flucht ergreifen mußte, und wüthete drei Tage lang aufs Fürchterlichste gegen die Soldaten und die Anhänger des Königs. Die Meisten wurden ermordet, die Andern in die Kerker geworfen, und 3—4000 Leichen lagen in den Straßen umher. Selbst mehrere der Angesehensten der Stadt wurden getödtet, ihre Köpfe auf Stangen umher getragen, und ihre Körper geviertheilt. Sogar der Erzbischof, der mit Vortragung des Kreuzes das Volk zur Ruhe ermahnte, richtete nichts aus. Diese Unruhen währten 2 Monate; es war eine völlige Anarchie, wo nur Pöbel herrschte. Da wurde endlich General Pepe mit Soldaten von Neapel aus nach der Insel geschickt. Während er die Stadt zu erstürmen suchte, warf die Flotte Bomben und Granaten hinein. Endlich drang er ein, und nun erfolgte ein gräßliches Blutbad. Aus allen Häusern wurde geschossen, hier und da brachen Feuersbrünste aus, und vermehrten das Fürchterliche der Scene. So dauerte der Kampf mehrere Tage, bis es endlich den Soldaten gelang, sich der Stadt zu bemächtigen, und nun wurde ein grausames Blutgericht über die Meuterer gehalten.

Daß diese Revolutionen den Fürsten der andern europäischen Länder nicht gleichgültig seyn konnten, war wohl natürlich. Schon 1818 hatten die beiden Kaiser und der König von Preußen einen Congreß in Aachen gehalten, und beschlossen, ihr Heer, welches noch in Frankreich stand, zurückzurufen, weil die Franzosen sehr darum baten, und sich bisher ziemlich ruhig gehalten hatten. Als nun die Revolutionen in Spanien, Neapel und Portugal zu ihrer Kunde kamen, hielten sie vom 20. Oct. 1820 an einen Congreß in Troppau in Schlesien, und luden den König Ferdinand von Neapel dazu ein. Da dieser aber nicht gleich kommen konnte, so kamen sie im Januar 1821 zu einem Congresse in Laibach in Oestreich wieder zusammen, und hier fand sich auch der alte Ferdinand ein, nachdem er die Zustimmung seines Parlaments zu der Reise auf die Versicherung erhalten hatte, daß die Verfassung aufrecht erhalten werden

solle. Dem aber trat der entschiedene Wille des Congresses, dessen Beschlüsse hauptsächlich von Metternich geleitet wurden, entgegen, und Ferdinand wurde umgestimmt. Also protestirte er feierlichst gegen seine Abdankung, erklärte seine Einwilligung in die spanische Verfassung für erzwungen, und Kaiser Franz schickte ein Heer nach Italien, die Verfassung zu stürzen, und den alten König wieder in seine unumschränkte Gewalt einzusetzen. Die Neapolitaner rüsteten sich geschwind, und schwuren mehr als einmal, lieber zu sterben, als die Feinde ins Land zu lassen und die Verfassung aufzugeben. Sobald aber der östreichische Feldherr, General Frimont, anrückte, ergriffen die feigen Menschen die Flucht, zerstreuten sich in die Gebirge, und schossen auf ihre eigenen Offiziere, wenn diese sie zum Stehen bringen wollten. Bald zeigte sich, daß das Volk an der Revolution wenig Vergnügen gefunden hatte; wenigstens nahm es die Oestreicher, als sie 24. März (1821) in Neapel einzogen, als Befreier auf, und der Krieg hatte ein so schnelles Ende, wie der sechs Jahre vorher gegen Murat. Die eifrigsten Carbonari verließen schnell das Land, und suchten in Spanien eine Zuflucht; die alte Regierung wurde mit wenigen Veränderungen wieder eingeführt, und so war die Revolution schnell beendigt. Die Carbonari aber wurden nun verfolgt, einige hingerichtet, andere eingekerkert. Sicilien erhielt eine abgesonderte Verwaltung.

Wie sehr diese Leute ihre Revolutionssucht über ganz Italien verbreitet hatten, zeigte sich dadurch, daß noch in demselben Jahre, während das östreichische Heer nach Neapel marschirte, ein Aufstand in den sardinischen Staaten sich erhob. Die Soldaten in der Festung Alessandria empörten sich am 10. März 1821, und die andern Truppen fielen ihnen theils bei, theils weigerten sie sich doch, gegen die Empörer zu fechten. In dieser Noth dankte der schwache König Victor Emanuel ab, und sein Bruder Carl Felix Joseph übernahm die Krone. Von ihm verlangten die Empörer trotzig die spanische Verfassung; er aber hatte bereits die östreichischen Truppen, die unter General Bubna in der Nähe waren, um Hülfe gebeten, und verwarf das Verlangen. Jetzt rückte Bubna herbei, schlug die Rebellen unweit Vercelli, zog am 12. April in Alessandria ein, und machte der Revolution ein schnelles Ende. Den Soldaten wurde verziehen, die Offiziere aber, die nicht geflüchtet waren, streng bestraft.

In Spanien ging es indessen sehr unruhig zu. Die zusammenberufenen Cortes, fast alle Freunde der Revolution, schränkten den König so ein, daß er keinen Willen mehr hatte. Wohl regte sich hier und da das Volk für ihn, aber seine Partei war die schwächere, weil er es nie verstanden hatte, sich Liebe und Achtung zu erwerben. Da nahm sich endlich im Jahre 1823 König Ludwig XVIII. seiner an, und schickte ein französisches Heer unter seinem Neffen, dem Herzoge von Angouleme, nach Spanien, den gefangenen König zu befreien. Die Franzosen, mit welchen sich die Glaubensarmee vereinigte, rückten fast ohne Widerstand vor, weil die Meinungen der Spanier getheilt waren. Als sie sich aber Madrid näherten, führten die Cortes den König mit sich nach Cadiz, und rüsteten sich zu einer ernstlichen Vertheidigung. Cadiz wurde nun belagert, und wehrte sich tapfer. Als aber die Franzosen das Fort Trocadero, welches

den Zugang zu Cadiz vertheidigte, stürmend einnahmen, ergab sich die Stadt. Ferdinand wurde freigegeben, und erklärte sogleich Alles, was seit dem 2. März 1820 geschehen war, für null und nichtig. Die Schuldigsten flüchteten über das Meer nach England, wo sie nebst den geflüchteten Neapolitanern in großer Armuth von der Unterstützung der Engländer leben mußten. Riego wurde gefangen, und nach grausamer Behandlung am 2. Nov. in Madrid aufgehängt. Noch hätte Ferdinand sein Volk beruhigen können, wenn er den Verirrten verziehen, und nur die Häupter der Revolution bestraft hätte. Aber dazu konnte er sich nicht entschließen; es wurde eine genaue Untersuchung angestellt, wer zur Partei der Cortes gehört habe; diese Leute wurden verfolgt, ihrer Aemter entsetzt, eingekerkert, und eine Menge Menschen dadurch unglücklich gemacht.

Auch in **Portugal** behauptete sich die Herrschaft der Cortes nicht. Als König Johann VI. 1821 nach Europa zurückgekehrt war, hatte er in Brasilien seinen ältesten Sohn Don Pedro als Regenten zurückgelassen. Aber die Brasilier waren unzufrieden, daß sie von dem kleinen Portugal abhängen sollten, und verlangten vom Kronprinzen, daß er sie als selbstständiger Monarch regieren solle. Lange schwankte dieser; endlich gab er nach, da er wohl einsah, daß sonst die Einwohner sich leicht, wie die Einwohner der benachbarten spanischen Colonien, frei machen könnten. Brasilien wurde für unabhängig erklärt, und am 12. October 1822 **Pedro I.** als **Kaiser von Brasilien** ausgerufen. Er gab dem Volke eine gemäßigte Verfassung, und öffnete seine Häfen den Schiffen jeder Nation, wodurch sich der Handel und Wohlstand schnell hob. — In Portugal selbst hatte sich der König Johann in Alles, was die Cortes wollten, fügen müssen. Er ertrug das mit vieler Geduld; nicht so seine Gemahlin Charlotte, eine Schwester Ferdinands VII. Es schien ihr unerträglich, die königliche Gewalt beschränkt zu sehen, und darum wurde sie von den Cortes unter strenger Aufsicht auf einem einsamen Schlosse (Ramalhao), auf welchem sie von dem Könige getrennt lebte, gehalten. Auf ihren Rath rief plötzlich (28. Mai 1823) ihr jüngerer Sohn, **Don Miguel**, die Truppen auf, ihm beizustehen, den König von der Gewalt der Cortes zu befreien, und die alte Verfassung wieder herzustellen. Die Soldaten folgten dem Prinzen; auch das Volk war der neuen Ordnung der Dinge schon überdrüssig, und so wurde der Herrschaft der Cortes ein schnelles Ende gemacht. — Johann VI. lebte noch bis 1826. Ihm sollte sein Sohn Pedro I., Kaiser von Brasilien, folgen. Dieser aber hielt es für besser, daß beide Reiche getrennt blieben, ernannte sein 7jähriges Töchterchen Donna Maria, das er indessen noch in Brasilien behielt, zur Königin von Portugal, unter der Vormundschaft seiner Schwester Isabella Maria, und bestimmte seinen Bruder Miguel zum künftigen Gemahl der neuen Königin. Zugleich gab er den Portugiesen eine höchst liberale Verfassung, die von dem größten Theile des Volks mit Entzücken aufgenommen wurde. Nicht so von seinem unähnlichen Bruder Don Miguel. Dieser hielt sich damals in Wien auf, wo Kaiser Franz durch geschickte Lehrer seiner großen Unwissenheit in etwas abzuhelfen und seinen wilden Charakter zu mäßigen suchte. Voll Rache im Herzen gegen Portugal, die seine Mutter, welche das Schloß Queluz bei Lissabon bewohnte, sorgfältig unterhielt, verbarg er seine Gesinnung, und be-

schwor die von seinem Bruder gegebene Verfassung, während er mit seinen Anhängern in Portugal Pläne entwarf, sie zu stürzen. Auf sein Geheiß brach im Norden und Süden Portugals (unter Silveira, Chaves und Marquis von Abrantes) eine Empörung aus. Die Insurgenten ernannten Don Miguel zum König, und rückten von beiden Seiten auf Lissabon los. Nur durch die schnelle Dazwischenkunft englischer Truppen wurde der Aufstand fast im Entstehen erstickt (Jan. 1827). Dennoch wußte Don Miguel sich so zu verstellen, daß man zuletzt glaubte, er sey der Sache seines Bruders ergeben, und dieser selbst ihm die Rückkehr nach Portugal und die Uebernahme der Regentschaft erlaubte (Jul. 1827). Noch vor seiner Abreise von Wien (Dec. 1827) betheuerte er feierlichst, ganz nach der Verfassung regieren zu wollen. Aber kaum war er in Lissabon angekommen (Febr. 1828), so rief ihn der Pöbel und sein Anhang zum unabhängigen König aus. Er aber nahm die Ernennung nicht nur an, sondern ließ nun seiner Rache gegen die Anhänger der liberalen Verfassung freien Lauf. Es folgte eine lange Reihe von Verhaftungen, Absetzungen und Verweisungen, die Mönche triumphirten, und ungestraft durfte das Volk unbeliebte Personen beschimpfen, mißhandeln und ermorden. Ein Theil des Heeres versuchte von Oporto aus eine Gegenrevolution, aber sie wurden besiegt, und die Hinrichtungen mehrten sich nun in furchtbarer Progression durch Miguel und seine blutdürstige Mutter, die Königin Charlotte. Jeder neue Empörungsversuch vermehrte Miguels Wuth, und füllte die Gefängnisse, die bald für die Zahl der Opfer nicht mehr hinreichten. Ja er wüthete selbst gegen seine eigene Schwester Isabella Maria, der er Schuld gab, daß sie nach England habe entweichen wollen. Er überfiel sie in ihrem Zimmer, mißhandelte sie mit der Reitpeitsche, drohte ihr mit der Pistole, und ließ sie zuletzt in ein Kloster sperren. Der Tod seiner herrschsüchtigen Mutter Charlotte (6. Jan. 1830) ließ ihn ganz gleichgültig; denn er wurde dadurch von einer lästigen Aufseherin befreit. Indessen hatte Don Pedro Anstalten getroffen, seinen unwürdigen Bruder vom portugiesischen Throne zu verdrängen. Er hatte seine Tochter Donna Maria 1828 nach London geschickt, um den Beistand Englands zu gewinnen, das indessen noch schwankte, und sich damals mehr auf die Seite Miguels neigte. Ferner hatte Don Pedro sich der azorischen Insel Terceira bemächtigt, und sie zu einem Sammelplatz der Gegner Miguels gemacht, um von da aus, wie weiter unten erzählt werden soll, Portugal anzugreifen.

Aufstand der Griechen. Die Begebenheit, die in der neuesten Zeit vorzugsweise die Augen von Europa auf sich gezogen hat, ist der Aufstand der Griechen gegen die Türken. Die Griechen, die seit 1453 das türkische Joch trugen, lebten unter dem äußersten Drucke. Der Versuch, sich frei zu machen, zu dem die Russen sie 1770 verleiteten, war blutig gerächt worden. Seitdem trugen sie zwar schweigend ihr Unglück, aber in Hoffnung auf bessere Zeiten suchten einige edle Griechen die Nation auf eine einstige Befreiung vorzubereiten. Es wurden junge Leute nach Wien und andern Städten geschickt, um eine höhere Bildung zu erlangen, damit sie auf das Volk künftig einwirken könnten.

Während dieser Bemühungen einiger Patrioten brach plötzlich im März 1821 in der Moldau der Aufstand aus, früher, als es die Griechen in der süd-

lichen Türkei gewünscht hatten. Alexander Ypsilanti, dessen Vater einst Hospodar der Moldau gewesen war, bisher Offizier im russischen Heere, erschien hier, und rief die Griechen auf, zur Befreiung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, in der Hoffnung, daß Rußland, das damals mit der Pforte gespannt war, ihnen beistehen würde. Es sammelte sich auch ein Haufen junger Griechen, die sich Hetäristen nannten; mit ihnen vertrieb er die Türken aus der Moldau, beging aber dabei viele Grausamkeiten. Dann ging er nach der Wallachei, und hielt in Bukarest seinen Einzug.

Diese Vorgänge brachten den Sultan Mahmud (1808—1839) sehr auf. Er glaubte, alle Griechen hätten eine Verschwörung gegen ihn gemacht, und um sie einzuschüchtern, ließ er am heiligen Osterfest den alten ehrwürdigen Patriarchen Gregorius, der eben den Gottesdienst gehalten hatte, nebst sechs Erzbischöfen und Bischöfen vor seinem Palaste aufhängen. Auch andere Griechen wurden ermordet, noch andere ins Gefängniß geworfen. Der Pöbel, der die Griechen längst haßte, benutzte diese Stimmung des Großherrn, fiel über die friedlichen Griechen her, plünderte ihre Häuser, schnitt ihnen selbst Nasen und Ohren ab, und tödtete viele auf die grausamste Weise. An 4000 Leichname lagen in den Straßen umher, und viele Frauen hatten sich aus den Fenstern gestürzt, um den Verfolgungen der Türken zu entgehen. Erst am andern Tage wurden die Mörderbanden von den Janitscharen aus einander getrieben, aber nicht zur Schonung der armen verfolgten Griechen, sondern nur, um mehr Ordnung in das Morden zu bringen. Denn nun wurden die noch in der Stadt Lebenden dieses Volks auf Befehl des Sultans gespießt, oder durch andere Martern ums Leben gebracht, die Weiber und Töchter aber zu Hunderten in die Sclaverei verkauft. Wenige Griechen in der Stadt kamen mit dem Leben davon.

Die Hetäristen fanden übrigens bald ein trauriges Ende; denn Rußland wurde durch die Vorstellungen der östreichischen Regierung abgehalten, sich ihrer anzunehmen. Ein türkisches Heer wurde hingesandt, und sprengte das Häufchen nach einer verzweifelten Gegenwehr aus einander; die Meisten fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, die Gefangenen wurden ermordet, und ihre Köpfe auf der Mauer des Serai in Constantinopel aufgesteckt, Ypsilanti aber entkam mit Wenigen nach dem östreichischen Gebiet, und wurde hier, wo man der griechischen Sache sehr abhold war, sogleich auf die Festung Munkatsch in Ungarn gefangen gesetzt. (Hier blieb er bis 1827, wo er auf Fürbitte des russischen Kaisers freigelassen wurde. Krank in Wien angekommen, starb er hier wenige Wochen nach seiner Freilassung 1828.)

Aber schon war der Aufruhr auf eine ernsthaftere Weise auf der Halbinsel Morea ausgebrochen. Die Mainotten im ehemaligen Lacedämon ergriffen unter Peter Mauromichalis zuerst die Waffen. Die Andern folgten. Demetrius Ypsilanti, Odysseus, Niketas, Marco und Notos Bozzaris, Guras, Kolokotroni, Fürst Maurokordato, Karaiskaki, und andere tapfere Männer stellten sich an ihre Spitze, und trieben die Türken aus der Halbinsel. Freilich wurden dabei auch von den Griechen manche Grausamkeiten gegen ihre bisherigen Unterdrücker verübt, die nicht zu rechtfertigen sind. Vor Allen aber nahmen warmen Antheil an der Befreiung die Inseln

Hydra und Spezzia neben Morea, und Psara nahe an der Küste Klein-Asiens. Die Bewohner aller Inseln des Archipels sind Griechen und treffliche Seefahrer. Sie rüsteten Schiffe aus, errichteten Brander, und thaten den Türken dadurch unendlichen Schaden. Die Seehelden Canaris, Sachturis, Miaulis und Andere verrichteten nebst jenen Thaten, die an die Tapferkeit der alten Griechen erinnern, ja diese zum Theil noch übertreffen. Einzelnes davon zu erzählen ist hier nicht Raum. Nach und nach nahmen die Griechen die meisten der von den Türken noch besetzten Festungen in Morea weg, gingen dann nach dem alten Hellas über, wo ihre Brüder sich an sie anschlossen, und schlugen die gegen sie ausgesandten türkischen Heere zurück, obgleich keine europäische Regierung sich ihrer annahm. Wären sie nur unter sich einiger gewesen! Sobald aber kein Feind drängte, entstanden unter ihnen selbst Streitigkeiten, die mehr als einmal mit den Waffen entschieden wurden. Es kam ihnen zu Statten, daß sich zu gleicher Zeit der furchtbare Ali Pascha von Janina gegen die Pforte empört hatte. Dieser war einer der treulosesten, grausamsten und geizigsten Menschen, die je gelebt haben. Anfangs schloß er sich an sie an; aber sie verließen ihn bald, weil sie seine Treulosigkeit kannten; doch hatte seine Empörung den Vortheil, daß sich die Macht der Türken theilen mußte. Im Jahre 1822 wurde Ali auf Befehl des Sultans, da man ihn nicht lebendig fangen konnte, ermordet, und sein graues Haupt auf der Mauer des Serai aufgestellt.

Die Griechen hatten kurz vorher, am 4. October, Tripolizza, eine der wichtigsten Festungen des Peloponnes, erstürmt, und dabei alle Türken, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, über die Klinge springen lassen, eine Unthat, der gewiß ihre nachherigen Unfälle zuzuschreiben sind; denn die göttliche Gerechtigkeit läßt kein Verbrechen ungestraft, und die Grausamkeiten der Türken können für die Griechen nicht als Rechtfertigung gelten.

Zu den größten Schandthaten der Türken gehört das Blutbad, welches sie im April 1822 auf der Insel Scio anrichteten. Die Einwohner der Insel hatten einen Haufen gelandeter Landsleute mit Frohlocken aufgenommen, und die türkische Besatzung eingeschlossen. Sogleich erschien eine türkische Flotte zu deren Befreiung; die griechischen Schiffe entflohen, und überließen die Einwohner ihrem Schicksale, die sich zur Wehre setzten. Es landeten nun gegen 40,000 Türken, die Unterwerfung verlangten, und da die Griechen mit Flintenschüssen antworteten, so drangen jene stürmend in die Stadt ein, und mordeten auf eine fürchterliche Weise. Bewaffnete und Wehrlose wurden niedergehauen, und der Todten waren so viele, daß es an Leuten fehlte, sie zu begraben. Selbst die Klöster, in denen seit Lange von geschickten Geistlichen die Wissenschaften jungen Leuten mitgetheilt wurden — eine Art von Universität — wurden von Grund aus zerstört, und Lehrer und Schüler getödtet. Dann fuhr der Kapudan-Pascha nach der Insel Cypern. Die Einwohner wurden entwaffnet, und nun fielen die Türken über die Wehrlosen her, mordeten und brannten 23 Tage lang, und rotteten an 7000 Familien aus, blos weil sie acht Monate vorher Miene gemacht hatten, sich gegen die türkische Herrschaft zu empören.

Der Kampf zwischen Türken und Griechen währte mit gegenseitiger Erbit-

terung zu Wasser und zu Lande unter mancherlei Abwechselungen fort; bald siegten die Einen, bald die Andern. Vorzüglichen Heldenmuth bewiesen die Einwohner von Psara, als der Kapudan-Pascha 1823 dort landete. Nach einem wüthenden Gefechte zogen sich die tapferen Griechen bis nach dem hochliegenden festen Kloster San Nikolo zurück, und als die Türken auch hier stürmten, sprengten sich jene mit ihren Feinden zugleich in die Luft.

Im Jahre 1825 schickte der Pascha von Aegypten, Mehemed Ali,*) auf Verlangen des Sultans seinen Sohn Ibrahim Pascha nach Morea, um mit einem Heere Araber und Aegypter die Halbinsel zu erobern. Vergebens bemühte sich Ibrahim, den Griechen das ganze Land zu nehmen; zwar eroberte er mehrere Festungen, auch Tripolizza, wieder, aber hier und da wurde er zurückgeschlagen, wenigstens konnte er sich der ganzen Halbinsel nie bemächtigen. Ein anderes Heer, aus Türken bestehend, stand unter Reschid Pascha's Anführung nördlich von Morea, und belagerte die am Eingange des Meerbusens von Korinth gelegene Festung Missolunghi, die von den Griechen aufs Hartnäckigste vertheidigt wurde. Endlich zog auch Ibrahim gegen diese Stadt, und belagerte sie von der See- und Landseite zugleich. Von Tage zu Tage sank den Griechen die Hoffnung, die Stadt zu retten, mehr. Da weihte sich die griechische Heldenschaar, Notos Bozzaris an ihrer Spitze, dem Tode, und erwartete nun das Aeußerste. Noch hofften sie auf Entsatz; viele Stürme der Araber wurden abgeschlagen; aber der Hunger zwang sie zuletzt, sich zu ergeben oder sich durchzuschlagen. Sie wählten das Letztere. In der Nacht des 23. Aprils 1826 machten sie einen Ausfall. Die Weiber und Kinder waren in der Mitte. Aber in Ibrahims Lager war der Plan verrathen worden, und man war auf ihren Empfang bereit. Die Meisten, besonders die Wehrlosen, wurden von den Feinden niedergehauen; Bozzaris rettete sich mit etwa 1000 Mann, und die zurückgebliebenen Greise und Kranken sprengten sich mit einem Theile der Stadt in die Luft.

Der ehrenvolle Fall von Missolunghi hatte den Griechen überall in Europa Freunde erweckt, und wenn auch die Regierungen der europäischen Reiche noch schwiegen, und Partei zu nehmen zögerten, so zeigte sich dafür unter den Völkern eine rege Theilnahme; in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz wurden Sammlungen für sie veranstaltet; große Summen gingen nach Griechenland, und Männer und Jünglinge eilten hin, um in ihren Reihen zu fechten. Der Kampf währte fort; die Griechen vertheidigten sich tapfer gegen die bedeu-

---

*) Dieser merkwürdige Mann war als Knabe früh verwaist und arm. Er hatte Neigung für den Handel, und begann ein Tabaksgeschäft. Später zeichnete er sich in dem Kriege gegen die Franzosen in Aegypten aus, und wurde 1806 Pascha und Statthalter von Aegypten. Seitdem suchte er dort einen den europäischen ähnlichen Staat zu bilden. Er that wirklich unglaublich Vieles, brachte Armee und Flotte auf einen achtunggebietenden Sandpunkt, hob Gewerbe, Handel und Ackerbau, begünstigte Europäer, richtete Quarantaine, Telegraphen, Druckereien, Schulen u. s. w. ein. Aber er that dies Alles um seinetwillen; er war und blieb Despot, und er war eigentlich der oberste Fabrikherr und Grundherr, der allen Handel trieb und alle Einkünfte zog. Daher wird dieser emporgeschraubte Zustand Aegyptens kaum von Dauer sein.

tende Uebermacht ihrer Feinde; allein es war vorauszusehen, daß sie ohne fremde Hülfe zuletzt erliegen müßten, besonders da sie unter sich selbst nicht einig waren. Ein großer Schritt zur Einigung wurde endlich dadurch gethan, daß sie zur Wahl eines Präsidenten schritten, dem die Leitung des Ganzen übergeben wurde. Sie wählten dazu im April den als umsichtigen Staatsmann bekannten, im Dienste Rußlands bisher gestandenen Griechen Capo d'Istrias, der auch dem schwierigen und undankbaren Beruf folgte, und im Januar 1828 in Griechenland eintraf.

Bis dahin hatten die europäischen Mächte die Griechen ohne Unterstützung gelassen; aber nun trat eine glückliche Veränderung für sie ein. Der erste Minister in England, Lord Liverpool (sprich Livverpuhl), starb (Febr. 1827), und Georg Canning, einer der größten Staatsmänner unsrer Zeit, übernahm die Leitung der Verwaltung. Als langjähriger Freund der Griechen brachte er (6. Jul. 1827) einen Vertrag zwischen England, Frankreich und Rußland zu Stande, nach welchem man den Sultan nöthigen wolle, dem blutigen Kriege gegen die Griechen ein Ende zu machen, und ihnen wenigstens eine bedingte Freiheit zu gestatten. Jede der drei Mächte sandte deshalb eine Flotte ins mittelländische Meer; die englische wurde von Lord Codrington, die französische vom Admiral de Rigny, die russische vom Admiral van der Heyden befehligt. Sie segelten vor den Eingang des kleinen Meerbusens von Navarin (an der Südwestküste von Morea), in welchem die türkische Flotte vor Anker lag, und verlangten, daß Ibrahim Pascha Morea räumen, wenigstens dem Blutvergießen ein Ende machen sollte, und da dies abgeschlagen wurde, so beschlossen sie, Gewalt anzuwenden. Sie segelten in den Meerbusen hinein, und es begann die große Seeschlacht bei Navarin 20. Oct. 1827. Nach einem vierstündigen heißen Kampfe war die türkische Flotte fast ganz zerstört.

Die Nachricht von der Schlacht erregte fast überall in Europa große Freude, weil nun die Theilnahme der drei Mächte für die Griechen entschieden war, in Constantinopel dagegen den größten Zorn des Sultans, der im ersten Augenblick jenen Mächten den Krieg erklären wollte, aber doch nach und nach ruhigerer Ueberlegung Raum gab. Gewiß wäre auch der Frieden erhalten worden, wenn nicht die verbündeten Mächte darauf bestanden hätten, daß die Pforte mit den Griechen einen Waffenstillstand eingehen sollte, wozu sich Mahmud durchaus nicht verstehen wollte. Zunächst rüstete er sich gegen Rußland. So viele Beweise aufrichtigen Wohlwollens auch Alexander und nachmals Nikolaus der Pforte gegeben hatte, so hielt doch Mahmud alle Freundschafts-Versicherungen für Heuchelei, und bezeichnete Rußland in so kräftigen Worten als den Hauptfeind der Türken, daß Nikolaus endlich (26. April 1828) den Krieg erklärte. Dagegen wurde der Frieden der Türken mit Frankreich und England erhalten. In England hatte sich die Stimmung überdies sehr zu Gunsten der Türkei geändert, seitdem der Herzog von Wellington, ein Freund der Türken, ans Staatsruder gekommen war, und selbst im Parlamente tadelten laute Stimmen die Schlacht bei Navarin als einen heimtückischen Streich.

Unter den Griechen war während der letzten Jahre ein Unwesen eingerissen, das die Sicherheit des Handels auf dem mittelländischen Meere störte:

die Seeräuberei. Die Häfen der Insel Candia, so wie die Inseln des Archipels, waren dabei am meisten betheiligt. Die Engländer hatten bisher mit empörender Nachsicht dem Unwesen ruhig zugesehen, da die Seeräuber ihre Schiffe geschont hatten. Da endlich griff Oestreich kräftig ein. Es sandte 1827 den Major von Prokesch, einen jungen, kräftigen Mann. Dieser verfolgte die Seeräuber bis in ihre Schlupfwinkel, zerstörte ihre Schiffe, und nöthigte durch sein Beispiel die englische und französische Seemacht, ihm darin beizustehen, so daß bald das Meer von dieser Plage gereinigt war.

Revolutionen in Petersburg und Constantinopel. — Nicht lange vor Ausbruch des Krieges waren die Beherrscher Rußlands und der Türkei großen Gefahren entgangen. Kaiser Alexander war 1. December 1825 auf seiner Reise durch das südliche Rußland in Taganrog unerwartet gestorben. Da er keine Söhne hinterließ, so war sein nächster Erbe sein ältester Bruder, Großfürst Constantin, der sich aber wegen seiner heftigen Gemüthsart zum Beherrscher eines solchen Reichs nicht eignete, auch bereits früher (1822) auf die Thronfolge verzichtet hatte. Dennoch wollte der zum Thronfolger bestimmte Großfürst Nikolaus nach dem Edelmuthe seines Charakters den Thron nicht anders besteigen, als wenn sein älterer Bruder, der ja seine Gesinnung geändert haben konnte, seine Entsagung erneuerte. Darum ließ er den Großfürsten Constantin als Kaiser ausrufen und ihm huldigen. Allein dieser erklärte nochmals, daß er fest entschlossen sey, seine Ansprüche an seinen Bruder abzutreten, so daß nun dieser unter dem Namen Nikolaus I. den russischen Kaiserthron 1825 bestieg. Schon zwei Tage darauf, 26. December, brach in Petersburg eine Empörung gegen ihn aus. Es hatten sich nämlich schon seit geraumer Zeit zwei Verschwörungen gebildet, die eine im nördlichen, die andere im südlichen Rußland, welche den Umsturz der Regierung und die Umformung der Verfassung zum Zwecke hatten. Die Theilnehmer waren meist Offiziere aus den vornehmsten russischen Familien, junge, unbesonnene Leute, deren Köpfe durch Freiheitsideen erhitzt waren. An der Spitze des Vereins im nördlichen Rußland stand Fürst Sergoi Trubetskoi, während Oberst Pestel den des Südens leitete. Beide standen in Verbindung (Propaganda) mit einander, und hatten beschlossen, die Empörung während der Reise Alexanders losbrechen zu lassen. Unbestimmte Nachrichten über das Daseyn einer Verschwörung hatten die letzten Tage dieses edlen Kaisers umdüstert. Sein plötzlicher Tod war den Verschwornen ungelegen; sie verschoben nun den Ausbruch auf den Tag, an dem die Stadt Petersburg, die Behörden und die Garden dem neuen Kaiser huldigen sollten. Sie hatten eine Menge untergeordneter Personen, namentlich Unteroffiziere und Gemeine der Garden, durch die Vorspiegelung, daß die Thronentsagung Constantins erlogen sey, und durch Geld und Versprechungen gewonnen. Am Morgen des 26. Dec. (1825) versammelten sich die hohen Staatsbeamten im Winterpalaste und die Regimenter auf den ihnen angewiesenen Plätzen zur Eidesleistung. Schon hatten die meisten Regimenter den verlangten Eid geschworen, als das Regiment Moskau ihn verweigerte; denn Constantin habe nicht entsagt, und werde in Fesseln gehalten. Die zur Verschwörung gehörenden Offiziere verweigerten ihren Chefs den Gehorsam; General Friedrichs wurde niedergehauen

und mehrere andere gutgesinnte Offiziere durch die Meuterer schwer verwundet. Dann setzten sich vier Compagnien unter dem Geschrei: „es lebe Constantin!" in Marsch, und stellten sich auf dem Platze vor dem Senatspalaste, unweit dem Winterpalaste, der kaiserlichen Residenz, auf. Das Marinebataillon und ein Theil der Leibgrenadiere schlossen sich den Rebellen an, deren Zahl an 1800 Mann betrug, und mit denen sich eine Schaar Verschworener in bürgerlichen Kleidungen, meist bewaffnet, verband. Einige Compagnien dieser Aufrührer hatten sich vor dem Winterpalaste aufgestellt. Der junge Kaiser trat, nur von Wenigen begleitet, heraus, und bot ihnen einen guten Morgen; sie aber schrieen: „Es lebe Constantin!" — „Ihr seyd also auch Empörer," rief der Kaiser; „dann habt ihr den unrechten Weg eingeschlagen; die Rebellen versammeln sich auf dem Isaaksplatze; dorthin müßt ihr euch begeben, und nun marsch vorwärts!" Sogleich marschirten die Truppen dorthin ab. Indessen hatte Nikolaus die ihm treugebliebenen Garde-Sappeurs und Pioniers zu sich entboten, und während sie sich sammelten, begab sich der Gouverneur von Petersburg, General Miloradowitsch, zu den Empörern, und suchte sie durch die Versicherung, daß sie getäuscht wären, zum Gehorsam zu bewegen. Aber ehe er noch ausgeredet hatte, streckte ihn der Pistolenschuß eines bürgerlich gekleideten Mannes tödtlich verwundet zu Boden. Noch zweimal versuchte der Kaiser den Weg der Güte; aber die abgeschickten Adjutanten, selbst Theilnehmer der Verschwörung, munterten die Rebellen auf, nur auszuharren; der Kaiser biete nur aus Furcht und Schwäche Gnade an. Während dessen hatten sich die treuen Regimenter gesammelt; auch Großfürst Michael, des Kaisers jüngster Bruder, der eben aus Warschau angekommen war, führte sein Regiment herbei. Nikolaus ließ nun Kanonen auffahren, setzte sich an die Spitze der Getreuen und marschirte vorwärts. Schon nach einigen Kanonenschüssen zerstreuten sich die Meuterer nach allen Seiten hin, und mehrere Hundert derselben wurden gefangen. Sie hatten sich eben so feig als planlos benommen; der Fürst Trubetskoi, das Haupt der Verschworenen, hatte sich an dem Tage versteckt gehalten, und war von seinen Freunden nirgends zu finden. An demselben Tage hatte General Diebitsch den Oberst Pestel und die andern Häupter des südlichen Bundes in Tulczin verhaften lassen, und Nikolaus setzte nun eine Untersuchungscommission nieder. Die meisten Verschwörer zeigten tiefe Reue, und baten um Gnade, und der menschenfreundliche Kaiser gewährte diese, so weit es die Gerechtigkeit erlaubte. Nur fünf ließ er zum abschreckenden Beispiel hinrichten (Pestel, Murawief-Apostol, Rilejeff, Bestuscheff und Kachowski). Sie wurden, nachdem ihre Uniformen und Ordenszeichen vom Henker verbrannt waren, aufgehängt, und starben alle mit Trotz. Die Schuldigsten der Uebrigen wurden nach Sibirien verbannt; unter ihnen auch Trubetskoi, der den Kaiser fußfällig um Gnade gebeten hatte. Ueberall suchte Nikolaus durch Güte die nöthige Strenge zu mildern. Als ein junger Offizier bei dem Verhör Thränen der Reue vergoß, und kein Tuch hatte, sich dieselben abzutrocknen, reichte ihm der Kaiser das seinige mit den Worten: „behalte es, und erinnere dich dabei, daß dein Kaiser dir die Augen getrocknet hat." Dem Vater Pestels sandte er nebst einem seinen Schmerz ausdrückenden Briefe ein Geschenk von 50,000 Rubeln, und den Bruder nahm er als Adjutanten

zu sich. Im August 1826 feierte Nikolaus seine Krönung in Moskau, der auch seine Brüder Constantin und Michael beiwohnten. Nachdem die ehrwürdige Kaiserin-Mutter (Maria Paulowna) sie gesegnet, umarmten sie sich vor allem Volke, und der Kaiser erhob seine Hände zum Gebet, daß Gott seine Regierung mit Segen begleiten wolle.

Nur 6 Monate später entrann Sultan Mahmud einer ähnlichen Gefahr. Er hatte wohl erkannt, daß das türkische Reich, wenn es sich neben den europäischen Staaten behaupten wollte, sich von vielen veralteten Einrichtungen freimachen müßte; aber eben so gut wußte er auch, daß dergleichen Neuerungen dem Volke verhaßt, daß besonders die Janitscharen ihnen entschieden entgegen wären. Er hatte das Beispiel seines Vaters Selim vor sich, der durch gleiche Bestrebungen sich den Untergang bereitet hatte, und setzte also seine Krone und sein Leben aufs Spiel, und doch sah er die Nothwendigkeit der Reformen ein. Von nun an machten die Janitscharen seine Sorge bei Tage und bei Nacht aus. Ihr Sieg über die Seymens hatte sie noch übermüthiger gemacht, und da sie erfuhren, daß Mahmud damit umgehe, den Nizam Gedid wieder einzuführen, so erregten sie im November 1822 einen Aufruhr. Der noch nicht hinlänglich vorbereitete Sultan mußte durch schnelles Nachgeben den Sturm beschwören, und alle die Beamten, welche den Janitscharen verhaßt waren, aufopfern. Mehrere wurden hingerichtet, andere abgesetzt und verwiesen. Dennoch gab Mahmud seinen Plan nicht auf; er vertraute auf seine Geisteskraft. Zuerst gewann er ihren Aga (Hussein-Pascha) dadurch, daß er ihm eine seiner Töchter zur Frau gab; dann führte er gegen sie eine strengere Zucht ein. Aber ein erneuerter Ausbruch ihres Zorns zwang ihn abermals, fürs Erste einzulenken; er mußte seinen Schwiegersohn, um sie nicht noch mehr zu reizen, in die Verbannung schicken. Bald faßte Mahmud neuen Muth: dies Mal oder nie. Als im Jan. 1826 in Galata Feuersbrünste ausbrachen, wurden die Janitscharen, um sie beim Volke verhaßt zu machen, geradezu als die Urheber bezeichnet, und endlich that Mahmud (im Mai) den entscheidendsten Schritt: er verordnete, daß ihr Corps nach Art der europäischen Heere umgebildet würde. Da brach 14. Jun. (1826) ein allgemeiner furchtbarer Aufstand aus. Aber Mahmud war dies Mal darauf vorbereitet. Er pflanzte die Fahne des Propheten auf — das bekannte Signal zu einem Nationalkriege — zog mit den treuen Kanonieren selbst gegen sie zu Felde, sprengte sie auseinander, und rückte endlich gegen ihre Kasernen an, in denen sie sich wüthend vertheidigten. Der Kampf endete mit ihrer völligen Niederlage; denn Mahmud ließ ihre Kasernen in Brand stecken; die nicht darin verbrannten, wurden aufgehängt; die Anführer hingerichtet, die Anderen in ihre Heimath geschickt; 8000 kamen ums Leben. Dann erklärte er ihr Corps für immer aufgelöst, und ließ es vom Mufti mit dem Fluche belegen. Das Militär erhielt nun eine europäische Disciplin.

Krieg zwischen der Türkei und Rußland. — Noch bevor der Krieg zwischen Rußland und der Türkei (1828) ausbrach, war Rußland mit Persien in einen mißlichen Krieg im Sommer 1826 gerathen. Durch die Ausdehnung des russischen Reichs bis in die Gegenden südlich vom Kaukasus waren Gränzstreitigkeiten entstanden, und der alte Schach von Persien Feth-Ali-Schach,

der von den Unruhen in Petersburg gehört hatte, glaubte, jetzt sey der günstige Zeitpunkt, die früher abgetretenen Gebiete wieder zu erobern. Des Schachs jüngster aber fähigster Sohn, Abbas Mirza, führte das persische Heer. Nikolaus schickte den unternehmenden General Graf Paskewitsch gegen ihn. Mit großer Kühnheit überstieg dieser, alle Schwierigkeiten überwindend, die Gebirge, setzte auf Brücken, die er aus Ochsenhäuten, mit Luft gefüllt, hatte errichten lassen, über die reißenden Ströme, sprengte die Perser auseinander, ging gerade auf die Stadt Eriwan los, und belagerte sie. Sein Geschütz zerstörte einen Theil der Mauern, und nun drangen diejenigen Garderegimenter, die zur Sühne ihrer Rebellion hierhergeschickt waren, mit Ungestüm durch die Bresche in die Stadt ein. Die Einwohner flehten um Gnade, und die Soldaten streckten das Gewehr, und als Paskewitsch seinen feierlichen Einzug hielt, wurde er mit zitternder Ehrfurcht empfangen. Die Eroberung von Eriwan 8. Octbr. 1827 wirkte so auf den Schach und seinen Sohn, daß beide Friedensanträge machten, und der Letztere in einer persönlichen Zusammenkunft die Bedingungen des russischen Obergenerals, der von seinem Kaiser den ehrenden Beinamen Eriwanski erhielt, vorläufig einging. Nach einiger Zögerung wurde 22. Febr. 1828 der wirkliche Frieden (in Turmantschai) geschlossen, in welchem Rußland seine Besitzungen jenseit des Kaukasus durch die Provinzen Eriwan und Nuktschirwan vermehrte.

Der Krieg Rußlands gegen die Pforte wurde 7. Mai 1828 durch den Uebergang über den Pruth eröffnet. Die Moldau und Wallachei wurden ohne Schwierigkeit besetzt; mehr Schwierigkeit bot der Uebergang über die Donau dar, da der Strom durch den anhaltenden Regen angeschwollen und die Ufer versumpft waren, wodurch zugleich eine große Sterblichkeit im russischen Lager entstand. General Wittgenstein, welcher Oberanführer war, nahm vor den Augen des Kaisers Nikolaus, der auf einige Zeit ins Lager gekommen, die Festung Braila und einige kleinere Plätze weg, setzte über die Donau, und ließ die Haupt-Donaufestungen, Silistria und Giurgewo, einschließen. Er selbst wandte sich mit dem Hauptheer nach der wichtigen Festung Varna am schwarzen Meere, die nach einer kräftigen Vertheidigung 11. Oct. 1828 in die Hände der Russen überging. Dennoch war die Lage des russischen Heeres nichts weniger als glänzend. Die auf die wichtige, am nördlichen Abhange des Balkans gelegene Festung Schumla gerichteten Stürme waren abgeschlagen worden, und hatten wie die Seuchen viele Menschen gekostet; die Türken vermieden jede Hauptschlacht, im russischen Lager riß Mangel an Lebensmitteln ein, da die Stürme auf dem schwarzen Meere die Zufuhr erschwerten, und Silistria und Giurgewo leisteten fortdauernd Widerstand. Die mißliche Lage des Heeres wurde dem General Wittgenstein Schuld gegeben; er wurde zurückgerufen, und der Oberbefehl dem jüngeren General Graf Diebitsch anvertraut.

Der Krieg wurde nun im J. 1829 mit noch größerem Nachdrucke geführt. Zunächst richtete er seine Anstrengungen vorzugsweise gegen die Festung Silistria, die sich endlich, nachdem der türkische Obergeneral Reschid Pascha ein Treffen, das er zu ihrer Rettung gewagt, verloren hatte, ergeben mußte, als eben ein Hauptsturm unternommen werden sollte (30. Jun. 1829). Jetzt

führte Diebitsch seinen Hauptplan aus: über den Balkan zu ziehen, und dadurch dem Sultan für seine Hauptstadt bange zu machen. Bisher hatten die Türken den Balkan für eine sichere, unüberwindliche Vormauer Constantinopels gehalten, um so mehr, da nicht denkbar war, daß ein Feind die am nördlichen Abhange liegende uneinnehmbare Festung Schumla werde hinter sich lassen. Aber Diebitsch unternahm dieses Wagstück, und überstieg 22. Jul. den höchsten Rücken des Gebirges. Die Türken, welche die Fortschritte der Russen aufhalten wollten, wurden überall zurückgeworfen; zuletzt wollten sie nicht mehr fechten, weil eine allgemeine Muthlosigkeit sich ihrer bemächtigt hatte. Jetzt bat der Sultan um Frieden; Diebitsch bewilligte diesen, aber unter so harten Bedingungen, daß Mahmud zögerte. Da rückten die Russen schnell auf Adrianopel los, und ehe noch ein Angriff gemacht werden konnte, öffneten sich die Thore, und die Einwohner drängten sich als Flehende herbei (20. Aug.) Auch in Klein-Asien waren die Russen vom Kaukasus her eingedrungen; Paskewitsch hatte am 14. Jun. die Hauptstadt Erzerum erobert. Das türkische Reich schien jetzt seiner Auflösung nahe, und wenn auch Mahmud standhaft erklärte, er wolle sich bis vor die Thüre der Sophien-Moschee zurückziehen, und hier kämpfend fallen, so hätte das doch den Untergang des Reichs nicht aufgehalten. Allein einerseits war das russische Heer durch Strapazen sehr geschwächt und wurde von Mangel an Lebensmitteln bedroht; andererseits wollte der menschenfreundliche Kaiser Nikolaus keineswegs das Verderben des Sultans. England und Frankreich traten als Friedensvermittler auf, und bedrohten Constantinopel mit einem Bombardement, wenn er nicht nachgäbe. Zugleich sandte der König von Preußen seinen General Müffling in das russische Lager und sodann nach Constantinopel, um zum Frieden zu rathen. Dies führte endlich den Frieden von Adrianopel herbei, 14. Septbr. 1829, dessen Bedingungen äußerst gemäßigt waren. Der Pruth blieb die Gränze beider Reiche; die Moldau, die Wallachei, die eroberten Festungen und das ganze rechte Donauufer wurden dem türkischen Reiche zurückgegeben, das überhaupt nur in Asien unbedeutende Besitzungen verlor, aber den Russen Handelsvortheile und die freie Schifffahrt durch die Dardanellen bewilligen, auch Ersatz der Kriegskosten versprechen mußte; doch selbst hierin zeigte sich Kaiser Nikolaus großmüthig, indem er späterhin auf Bitte des Sultans einen großen Theil erließ. Diebitsch erhielt als Anerkennung seiner Uebersteigung des Balkan den ehrenden Namen Sabalkanski.

In England starb im folgenden Jahre der König Georg IV. nach zehnjähriger Regierung am 26. Jun. 1830. Wie unter seiner Regierung Lord Canning für die Befreiung Griechenland's wirkte, ist oben bemerkt worden; hier wollen wir nur noch der Emancipation der Katholiken gedenken, d. h. des im Parlament angenommenen Gesetzes vom 13. April 1829, durch welches den sieben Millionen Katholiken gleiche bürgerliche Rechte mit den Protestanten gegeben wurden.

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die großen Volksbewegungen in Europa, 1830 — 1848.

---

128. Die Julius-Revolution.

In Frankreich hatte, wenn auch von dem Volke, das sich von der Erinnerung an die ruhmreiche Regierung Napoleons nicht losmachen konnte, wenig geliebt, der gutgesinnte Ludwig XVIII. (1814—1824) mit vieler Weisheit regiert, und die verschiedenen Parteien beschwichtigt. Als seinen einstigen Nachfolger betrachtete man seinen Neffen, den geistvollen Herzog von Berry, den zweiten Sohn des verhaßten Grafen Artois. Allein Berry wurde 13. Febr. 1820, als er eben am Opernhause aus dem Wagen stieg, von einem Fanatiker, Namens Louvel, erdolcht, der dazu keinen andern Grund hatte, als seinen Haß gegen die Bourbons. Bald darauf gebar die Wittwe des Ermordeten einen Sohn, der den Namen eines Herzogs von Bordeaux erhielt. Ludwig XVIII. starb 16. Sept. 1824. Sein Bruder, der Graf von Artois, folgte unter dem Namen

Karl X., 1824–1830. Dieser Mann, bereits 67 Jahre alt, hatte sich nach einer in Lastern zugebrachten Jugend im Alter, wie es oft zu geschehen pflegt, einer beklagenswerthen Frömmelei ergeben, die ihr Heil in genauer Erfüllung religiöser Ceremonien, in fleißigen Bußübungen und in willenloser Ergebenheit in den Willen der Geistlichkeit suchte. Wenn er auf der einen Seite durch Aufhebung der Censur und Herablassung die Liebe des Volks zu erwerben suchte, so erregte er auf der andern Seite durch Zurückrufung des Jesuiten-Ordens, den Papst Pius VII. (1814) leider erneuert hatte, und durch den Einfluß, den er demselben auf die Erziehung und den Unterricht gestattete, große Unzufriedenheit. Diese wuchs noch, als der König die Censur wieder zu schärfen versuchte. Der Unwille des Volks gegen den König und seine Minister, an deren Spitze Villele stand, machte sich 29. April 1827 zuerst Luft, als der König die Pariser Nationalgarde musterte. Er wurde nicht nur mit sichtbarer Kälte empfangen, sondern außer dem gewöhnlichen Rufe: „Vive le roi!" ließ sich aus der Mitte mehrerer Legionen auch der Ruf: „à bas les ministres! à bas les Jesuites!" vernehmen. Unwillig kehrte Karl nach den Tuilerien zurück, und die nächsten Folgen waren: die Auflösung der Nationalgarde und die strenge Schärfung der Censur. Darüber wurde die Volksaufregung noch größer, und der König hielt es daher für gerathen, das verhaßte Ministerium Villele im Januar 1828 zu entlassen. Das Ministerium Martignac kam an dessen Stelle. Es gelang ihm, sich die Liebe des Volks dadurch zu erwerben, daß es dem Könige eine Beschränkung des Einflusses der Jesuiten auf den Unterricht abdrang. Dennoch hielt sich Martignac nur bis zum Aug. 1829. Von allen Gutdenkenden betrauert, legte er sein Ministerium nieder, weil einer seiner Vorschläge in der

Deputirtenkammer durchgefallen war. Jetzt stellte der König, dessen Wille, die frühere Unabhängigkeit der Krone wiederherzustellen und die Charte nach und nach aufzuheben, immer deutlicher hervortrat, den Fürsten Polignac an die Spitze eines neuen Ministeriums. Da dieser als ein talentloser, eitler, den Vorurtheilen des alten, durch die Revolution gestürzten Hofadels ergebener Mann bekannt war, so äußerte sich alsbald ein allgemeiner Unwille durch das ganze Land, den allein die Jesuiten und der alte Hofadel nicht theilte. Das neue Ministerium sah sich bald von den gelesensten Journalen heftig angegriffen und in die Enge getrieben, und laut wurde die Drohung ausgesprochen, daß die Deputirtenkammer wohl die Steuern verweigern könnte, wenn der König fortführe, das Ministerium Polignac beizubehalten. Der Gegensatz zwischen den Freunden der Minister und denen der Charte wurde von Tage zu Tage schroffer, und man legte den Ministern Absichten unter, die sie vielleicht nicht einmal hatten, z. B. die Aufhebung der Gleichheit der Franzosen und die Wiedererrichtung der drei Stände: Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand.

Um einigermaßen die Liebe des Volks wiederzugewinnen, beschlossen die Minister, einen Krieg anzufangen; denn theils gab das dem Volke eine andere Beschäftigung, theils wußten sie, daß das eitle französische Volk einen Krieg wünschte, um die 1813—1815 verlorene Kriegsehre wo möglich wiederzugewinnen. Der Dey von Algier (Hussein) hatte dem französischen Consul eine kleine Beleidigung zugefügt, und diese wurde zum Vorwande des Kriegs genommen. Die dazu bestimmten Regimenter wurden auf einer Flotte eingeschifft, die Admiral Duperré befehligte. Das Heer, angeführt von General Bourmont, einem kriegserfahrenen, aber sehr verhaßten Manne, landete 14. Jun. 1830 ohne große Schwierigkeit an der afrikanischen Küste, und Algier wurde schon 5. Jul. durch Vertrag eingenommen. Der Dey wurde kriegsgefangen, Algier für eine französische Besitzung erklärt, und in der Kassauba, dem Residenzschlosse des Dey, große Schätze gefunden.

So sehr auch die National-Eitelkeit der Franzosen durch diese Eroberung geschmeichelt wurde, so war doch das Ministerium und zugleich der im Jesuitismus befangene König schon zu sehr verhaßt, als daß die Einnahme Algiers die Gesinnungen hätte ändern können. In der Rede, mit welcher der König Karl 2. März 1830 die Kammern eröffnete, gab er unklugerweise zu verstehen, daß er gesonnen sey, die (alten) Rechte der Krone zu erweitern, und äußerte drohend, daß er in sich Kraft genug fühle, die sträflichen Umtriebe der Böswilligen zu unterdrücken. Auf diese Rede, die in der Deputirtenkammer großen Unwillen erregt hatte, wurde hier nach lebhaften Debatten durch 221 Deputirte eine Adresse beliebt, die dem Könige in ehrerbietigen, aber bestimmten Worten erklärte, daß seine Minister nicht das Vertrauen der Nation besäßen, und daß nur durch die Entlassung der Minister die Eintracht zwischen König und Volk wiederhergestellt werden könnte. Karl war mit dieser Adresse höchst unzufrieden, und zeigte seine Empfindlichkeit durch die Vertagung der Kammern bis zum 1. Sept., welcher bald die gänzliche Auflösung der Deputirtenkammer folgte. Am 3. Aug. (1830) sollte die neue Kammer zusammentreten.

Jetzt machte das Ministerium Polignac seinen ganzen Einfluß geltend,

um auf die neuen Wahlen einzuwirken, damit die neue Kammer aus möglichst viel Königlich-Gesinnten zusammengesetzt werde. Aber alle Mühe war vergebens; vor Allen wurden jene 221 wieder gewählt. Ganz Frankreich sah mit Unruhe und Spannung dem 31. Aug. (1830) entgegen; Jeder fühlte, daß hier etwas Entscheidendes geschehen werde. Auf den Rath Polignac's, des päpstlichen Nuntius und der Jesuiten, hatte Karl X. beschlossen, einen Staatsstreich zu wagen, um zu versuchen, ob nicht durch gewaltsame Maßregeln die Volksstimme zum Schweigen gebracht werden könne. Es erschienen nämlich 26. Jul. 1830 sechs königliche Ordonnanzen, durch welche die Freiheit der periodischen Presse suspendirt, die zum 3. Aug. berufene Kammer noch vor ihrem Zusammentreten aufgelöst, und eine neue Kammer, die aber auf eine der Charte zuwiderlaufende Weise gewählt werden sollte, zum 28. September einberufen wurde. Vom Könige selbst, den die Jesuiten und der Legat bearbeitet hatten, waren die verfassungswidrigen Ordonnanzen ausgegangen; die Minister, außer Polignac, hatten nur ungern unterschrieben, weil sie den Sturm, der dadurch hervorgerufen werden würde, voraussahen.

Der erste Eindruck, den die Ordonnanzen hervorbrachten, war Staunen und Schrecken, die aber bald in den tiefsten Unwillen und in den Entschluß übergingen, der Gewalt Widerstand entgegenzusetzen. Alle Geschäfte standen augenblicklich still, und die Fabrikanten und Buchdruckereibesitzer entließen ihre Arbeiter, die nun lärmend und drohend die Straßen durchzogen. Schon am Morgen des 27. Jul. bildeten sich Gruppen in dem Garten des Palais royal und der Tuilerien; man sah Personen von Stühlen und Tischen herab ihnen die Ordonnanzen vorlesen und Anmerkungen dazu machen. Die Redactoren der Journale der Opposition versammelten sich, und erließen ein heftiges Manifest gegen die Beschränkung der Preßfreiheit, und da nun die Polizei ihre Pressen versiegelte, wurde der Lärm noch größer. Drohende Haufen versammelten sich im Garten des Palais royal, und da die Polizei sie hinaustrieb, und auch vor dem Palais mit Bajonetten und Flintenkolben angriff, vertheidigten sie sich mit Steinwürfen. Dies war der Anfang des Gefechts, welches drei Tage und zwei Nächte hindurch währte. Nachmittags stellten sich die Soldaten auf den Hauptplätzen auf, und hier und da wurde auf die Volkshaufen geschossen, die sich theilweise bewaffnet hatten, sich hinter umgeworfenen Wagen verschanzten, und mit Steinen nach den Soldaten warfen. Sobald es dunkel wurde, zerschlug das Volk die Laternen, um unter dem Schutze der Finsterniß Barricaden zu errichten, das Straßenpflaster aufzureißen, und sich dadurch mit Steinen zu versehen. Auch wurden diese in die oberen Stockwerke der Häuser getragen, um sie von oben herab auf die Soldaten zu werfen. Aber auch die Gegner benutzten die Nacht. Die hohe Geistlichkeit, die Polizei und andere Diener der Regierung, welche die Rache des Volks fürchteten, flüchteten aus der Stadt. Der König erklärte Paris in Belagerungszustand, und übertrug dem Marschall Marmont den Oberbefehl über die bewaffnete Macht, die aus etwa 12,000 Mann bestand.

Am 28. Jul. erneuerte sich das Gefecht mit Tagesanbruch, und bekam nun mehr Zusammenhang und Hartnäckigkeit. Tausende von Bürgern sam-

melten sich auf den Straßen und Plätzen, meist bewaffnet; vor Allem brannten die Studirenden der Rechts-, Arznei- und polytechnischen Schule vor Sehnsucht nach Kampf. Um 9 Uhr begann ein furchtbares Gewehrfeuer, das über 12 Stunden ununterbrochen fortdauerte. Am heftigsten war der Kampf auf dem Greveplatze, wohin Marmont mit 7000 Mann und 8 Kanonen vorgedrungen war. Das Rathhaus wurde hier von den Bürgern, deren Zahl bald 18,000 überstieg, tapfer vertheidigt; dreimal wurde es von den Soldaten erstürmt, dreimal ging es wieder verloren, bis sich endlich die Bürger darin behaupteten, und unter ungeheurem Jubel die dreifarbige Fahne aufpflanzten. Die von dem Könige vor 3 Jahren aufgelöste Nationalgarde war plötzlich wieder zusammengetreten, und diente den regellos Kämpfenden zum Anhalt. Ueberall hörte man das dumpfe Läuten der Sturmglocken, das Krachen der Kanonen und des Flintenfeuers; dazwischen tönte der Gesang der Marseillaise. Während dieser Schreckensscenen hatten sich mehrere wohlgesinnte, in Paris noch anwesende Deputirte im Hause des Banquiers Perrier versammelt, und berathschlagt, ob und was sie zur Beruhigung der Stadt thun könnten. Während sie noch getheilter Meinung waren, erschien unter ihnen eine Deputation der Wähler von Paris, erklärte, das Band, das Frankreich an die Bourbons geknüpft, sey zerrissen, und sonach rechne das Volk ganz auf die Vaterlandsliebe und den Muth der Volksvertreter. In Folge dessen beschlossen die Deputirten den letzten Versuch zu machen, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Sie begaben sich nicht ohne Gefahr mitten durch das Gewehrfeuer in die Tuilerien zum Marschall Marmont, baten ihn dringend, sich beim Könige um Zurücknahme der Ordonnanzen, die Entlassung der Minister und Zusammenberufung der Kammern zum 3. Aug. zu verwenden, und verbürgten sich in diesem Falle für die Wiederherstellung der Ruhe. Marmont begab sich zu Polignac, der aber in der Voraussetzung, daß das Aufstehen des Volks nur ein gewöhnlicher Straßentumult sey, den Antrag entschieden zurückwies. „Also Bürgerkrieg!" rief der Banquier Lafitte, der an der Spitze der Deputation stand, schmerzhaft aus. Der Marschall verbeugte sich still, und die Abgeordneten kehrten unverrichteter Sache zurück. Dieselbe Befangenheit, wie Polignac, theilte auch der König, der während der Unruhen in St. Cloud seine gewöhnliche Whistparthie spielte, und für den andern Tag eine Jagdparthie bestellte. Er befahl dem Marschall Marmont, seine Soldaten, die bisher in einzelnen Abtheilungen gefochten hatten, zu vereinigen, und nur in Massen zu fechten. Noch immer war der Ausgang ungewiß, und wenn auch die Truppen durch die Steine, Dachziegel, selbst Schornsteine, die man auf sie herabschleuderte, und durch die wohlgerichteten Schüsse sehr litten, so waren doch auch sehr viele aus dem Volke umgekommen, und man mußte erwarten, daß das Militär durch neue Regimenter Verstärkung erhalten würde. Die folgende Nacht ging für das Volk abermals nicht nutzlos vorüber; die Straßenverrammlungen wurden verstärkt, der Waffenvorrath vermehrt, und Munition herbeigeschafft.

Am 29. Jul. wurde der Kampf mit noch größerer Erbitterung fortgesetzt. Unerwartet erschien jetzt der alte La Fayette. Dieser beim Volke so beliebte Mann hatte auf seinem Landgute von den Ordonnanzen gehört, und war au-

genblicklich nach Paris geeilt, wo er, als er sich auf der Straße zeigte, mit dem größten Jubel empfangen wurde. Er begab sich sodann zu den wieder versammelten Deputirten, und schlug hier vor, eine provisorische Regierung zu wählen. Darauf stellte er sich an die Spitze der Nationalgarde. Der Muth des Volks wuchs mit der Gefahr. Ueberall sah man selbst Frauen, welche Steine, Möbel, Feuerbrände aus den Fenstern schleuderten, oder Vitriolsäure und siedendes Wasser auf die Soldaten herabgossen. Während auf dem Rathhause die provisorische Regierung zusammentrat, und den alten La Fayette als Befehlshaber der Nationalgarde bestätigte, waren die Soldaten bis zum Louvre und den Tuilerien zurückgedrängt worden. Endlich wurde das Gitterthor des Louvre eingestoßen, der Palast im Sturm genommen, und die Soldaten durch die langen Säle verfolgt. Auch die Tuilerien fielen dem Volke in die Hände, nachdem es zweimal aus den Höfen derselben wieder hinausgeworfen war, und die dreifarbige Fahne wehte nun auch auf dem königlichen Residenzschlosse. Mit lobenswerther Mäßigung enthielten sich die Sieger der Plünderung; nur der erzbischöfliche Palast wurde furchtbar verwüstet, und alle Möbel und Bücher in die Seine geschleudert, weil man in dem Gebäude Pulver- und Waffenvorräthe gefunden hatte. Von 1 Uhr an hörte man nur einzelne Schüsse; denn die meisten Regimenter weigerten sich, ferner auf das Volk zu feuern, und gingen zu demselben über. Soldaten und Bürger umarmten sich, und Alle steckten dreifarbige Kokarden auf. Der einzige Punkt, wo man sich noch mit Erbitterung schlug, war vor dem Palais royal, wo Schweizer und Garden Widerstand leisteten. Endlich drangen die Bürger in die von jenen besetzten Häuser, und warfen eine Menge von Schweizern aus den Fenstern hinab. Um 3 Uhr schwieg das Feuer gänzlich, und von allen Thürmen wehte die dreifarbige Fahne. In den drei Tagen waren etwa 2000 Menschen getödtet, an 3000 verwundet worden.

Karl X. hatte von allen diesen Vorgängen nichts Bestimmtes erfahren, weil er außer seinen Hofleuten Niemand vor sich lassen wollte. Als er endlich erfuhr, wie es in Paris aussähe, und daß es um seinen Thron geschehen sey, traten ihm die Thränen in die Augen, und er war bereit, die Minister zu entlassen und die Ordonnanzen zurückzunehmen. Aber nun war es zu spät. Seine Absetzung war nicht mehr zu hintertreiben.

Welche Regierungsform nun zu wählen sey, darüber war man nicht einig. La Fayette und Viele mit ihm wünschten wohl wieder eine Republik. Dagegen wandte der einsichtsvolle Lafitte seine Augen auf den Herzog von Orleans, einen Seitenverwandten des Königs, Sohn jenes Orleans-Egalité, einen rechtlichen, der Sache des Volks geneigten und verständigen Mann. Vom Hofe gehaßt, hatte er bisher nur sich und seiner Familie, meist auf seinem Landsitze zu Neuilly, gelebt. Jetzt wurde er von Lafitte nach Paris gerufen, nachdem dieser die einflußreichsten Deputirten für ihn gestimmt hatte, und bewogen, die Generalstatthalterschaft anzunehmen. Er erließ eine Proclamation, in welcher besonders die Worte: „von nun an wird die Charte eine Wahrheit seyn!“ den allgemeinen Beifall fanden. Er begab sich mit den Deputirten nach dem Rathhause (31. Jul.), um dem Volke die Eintracht zwischen den Behörden zu zeigen;

La Fayette reichte dem Herzog die Hand und die dreifarbige Fahne, und nun ertönte auf dem Greveplatze der Jubelruf: „vive Orléans! vive La Fayette!“ ob es gleich an Murrenden, besonders unter den jungen Leuten, auch nicht fehlte.

Indessen hatte Karl X. noch einen Versuch gemacht; er schickte eine Deputation nach dem Rathhause, und ließ Zurücknahme der Ordonnanzen und Entlassung der Minister nochmals versprechen; allein das Geschrei des Volks: „à bas les Bourbons!“ war hinlänglich, seinen Abgesandten die Vergeblichkeit ihrer Sendung zu zeigen. Es wurde ihnen geantwortet: „der Krieg habe gesprochen; Karl sey nicht mehr König von Frankreich.“ Eine Zeitlang blieben dem nun enttäuschten Könige noch einige Garden und Höflinge getreu; als aber auch sie sich zerstreuten, flüchtete er sich erst nach Trianon, dann nach Rambouillet, legte die Krone zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, seines Enkels, nieder, und bat zugleich um Absendung von Commissarien, die ihn vor der Volkswuth schützten. Diese erschienen in Rambouillet, verlangten aber zugleich unbedingte Entsagung. Da Karl diese verweigerte, erhob sich in Paris aufs Neue die Volkswuth. Unter dem Rufe: „nach Rambouillet!“ setzten sich die Soldaten und bewaffnete Bürger dorthin in Bewegung. Dadurch in Schrecken gesetzt, erklärte sich Karl zu Allem bereit; er wolle sich in Cherbourg nach England einschiffen. Am 4. Aug. brach er auf, von seiner ganzen Familie, vom Marschall Marmont und mehreren Tausend Personen begleitet. Ueberall wurde die entthronte königl. Familie unterwegs mit der Achtung behandelt, die man dem Unglück schuldig ist. Erst am 16. Aug. traf der langsam sich bewegende Zug in Cherbourg ein, wo Karl seine Garden entließ, und sich mit etwa 60 Personen einschiffte. Er landete in Portsmouth, und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte in dem Schlosse Lulworth in Dorsetshire nach dem alten Schlosse Holyreadhouse (spr. Hollirihdhaus) in Edinburg. Hier lebte er bis 1832; dann ging er mit seiner Familie nach Prag, 1836 nach Görz im Königreich Illyrien, wo er wenige Wochen darauf an der Cholera sein Leben endigte.

In der am 3. Aug. eröffneten Kammer der Deputirten wurde zuvörderst eine Verbesserung (?) der Charte vorgenommen, und schon nach drei Tagen durch Mehrheit der Stimmen der Herzog von Orleans zum Könige der Franzosen ernannt, obgleich mehrere kräftige Stimmen sich auch dagegen erhoben. Darauf begab sich der größte Theil der Kammer, von La Fayette und der Nationalgarde begleitet und von Lafitte geführt, nach dem Palais royal, wo damals noch der Herzog residirte, und trug ihm die Krone an. Von seiner zahlreichen liebenswürdigen Familie umgeben, empfing er die große Versammlung, nahm den Antrag an, und da während seiner Rede ihm die Thränen in die Augen traten, und zugleich die neue Königin und die Prinzessinnen weinten, wurden Alle von Rührung ergriffen; selbst der alte La Fayette war tief gerührt, klopfte den König, der nun den Namen Ludwig Philipp annahm, auf die Schulter, und rief: „Wir haben ein gutes Werk gethan; dies ist die beste der Republiken!“ Das draußen stehende jubelnde Volk bat, daß der König sich zeige, und als er heraustrat an der Seite La Fayette's, und ihm endlich auch seine Frau und seine Kinder folgten, wollte der Jubel nicht endigen. Am andern Tage trat auch die Pairskammer der Wahl bei, und überreichte ihm die Acte

in feierlicher Prozession. Am 9. Aug. erfolgte die feierliche Beschwörung der verbesserten Charte. Unter unermeßlichem Zudrange des Volks begab sich der König mit seinen zwei ältesten Söhnen nach der Deputirtenkammer, wurde unter dem Hall der Kanonen vom Jubel der Versammlung empfangen, leistete den Eid mit lauter Stimme, und wurde sodann unter dem Freudengeschrei des Volks zurückbegleitet. Er war damals 57 Jahre, und man gefiel sich, ihn den Bürgerkönig zu nennen, ein Name, der ihm bei seinen liberalen Grundsätzen wohl zukam. Zu Ministern ernannte er nur solche Leute, die durch ihre frühere Opposition gegen die vorige Regierung beim Volke beliebt waren, namentlich: Lafitte, Casimir Perier, Dupin den Aelteren.

Nach der französischen Verfassung ist der König selbst für die Handlungen seiner Regierung unverantwortlich, während die ganze Verantwortlichkeit auf die Minister fällt. Daher war zwar Karl ungekränkt aus Frankreich entlassen worden, aber die Strafe für die verfassungswidrigen Ordonnanzen sollte nun die Minister des vorigen Königs treffen. Zwar hatten sie während der Pariser Unruhen die Flucht ergriffen; aber vier derselben: Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville waren aufgefangen worden, und über sie wurde nun vom Pairshofe Gericht gehalten. Das aufgebrachte Volk verlangte mit Ungestüm ihre Bestrafung, und drohte sie zu ermorden, wenn sie losgesprochen würden. Vom Schlosse Vincennes bei Paris, wohin man sie zuerst gebracht hatte, wurden sie nach Paris in den Palast Luxembourg, wo die Pairs sich versammeln, geführt, und des Hochverraths angeklagt. Nur mit Mühe konnte die Nationalgarde und das Ansehen La Fayette's das ungeduldige und nach Blut lechzende Volk in Zaum halten. Endlich wurde 21. Dec. (1830) das Urtheil gesprochen; zwar wurden sie nicht zum Tode verurtheilt, wohl aber zu ewigem Gefängniß und zum Verluste ihrer Titel und Würden. Während der Nacht, um sie vor der Volkswuth zu schützen, brachte man sie nach der Festung Ham, nahe an der belgischen Gränze, wo sie bis 1836 saßen; der König erließ ihnen die Gefangenschaft, verbannte jedoch den Fürsten Polignac aus Frankreich, und wies den Andern bestimmte Aufenthaltsörter an.

129. Die Revolution in Belgien.

Die Juli-Revolution wirkte auch auf andere Völker ein, die, wenn auch mit Unrecht, mit ihren Regierungen unzufrieden waren. Die Belgier, ein von jeher zu Unruhen geneigtes Volk, hatten seit ihrer Vereinigung mit den Niederlanden 1814 sich gegen die milde Regierung des Königs Wilhelm I. stets abgeneigt gezeigt, und seine ihnen erwiesenen Wohlthaten mit Undank erkannt. Namentlich hatte die katholische Geistlichkeit das Volk gegen die Regierung des evangelischen Königs einzunehmen gesucht, und mit großer Frechheit hatten die Oppositionsjournale Unzufriedenheit und Widerstand gepredigt. Zwar waren die ärgsten Schreier, namentlich de Potter und Tielemans, wegen ihrer Verleumdungen der Regierung vors Gericht gestellt, und von diesem zur Verweisung verurtheilt worden; aber dadurch wurde das Uebel eher vermehrt, weil die Bestraften als Opfer der Volksfreiheit betrachtet wurden, und da nun die Nachricht von den Vorfällen in Paris nach Belgien kam, so beeilten sich die

Häupter der Volkspartei (die Propaganda), in Belgien Aehnliches zu bewirken, und „das Joch der Niederländer" abzuschütteln. Sie waren so keck, dabei ganz offen zu verfahren, weil sie sich auf die Stimmung des vorher von dem Klerus und den Demagogen bearbeiteten Volks verlassen konnten.

Am 23. Aug. 1830 waren an den Straßenecken in Brüssel Zettel mit den Worten zu lesen: „Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution!" Mit den beiden ersteren sollte des Königs Geburtstag gefeiert werden, allein es unterblieb; dagegen brach am Mittwoch, 25. Aug., wirklich die Revolution aus. Abends wurde im Theater die Stumme von Portici gegeben; das Haus war überfüllt, und alle auf Empörung bezügliche Stellen dieses Stücks wurden von den in Menge anwesenden Verschwornen lebhaft beklatscht. Nach Beendigung des Schauspiels führten diese die Volksmenge, die sich bereits vor dem Schauspielhause versammelt hatte, nach der Druckerei einer der niederländischen Regierung günstigen Zeitung, zerschlugen hier Thüren und Fenster, und warfen Bücher, Schriften und Möbel auf die Straße. Dann stürzte der Haufen nach der Wohnung eines Waffenhändlers, und bemächtigte sich der vorgefundenen Vorräthe. Endlich zogen verschiedene Abtheilungen nach dem Justizministerium, nach dem Hause des höchst achtungswerthen, aber verhaßten Justizministers van Maanen und zu andern angesehenen Beamten, und erlaubten sich allen möglichen Unfug, da die bewaffnete Macht sich gänzlich unthätig und muthlos dabei benahm, und den Pöbel gewähren ließ. Dadurch ermuthigt kehrte der Pöbel am andern Morgen 3 Uhr nach van Maanens Hause zurück, plünderte es ganz aus, und verbrannte es dann. Erst um 6 Uhr Morgens stellten sich größere Truppenmassen auf, schossen wohl auch dann und wann, ließen aber, da das Volk das Pflaster aufriß und mit Steinen warf, die Zusammenrottungen ruhig geschehen, und hinderten den Pöbel nicht, die Häuser mehrerer angesehener Beamten zu zerstören, und die königl. Abzeichen zu zerschlagen. Erst als die rechtlichen Bürger zu einer Nationalgarde zusammentraten, und das unwürdige Militär ablösten, wurde für den Augenblick der Volkstumult unterdrückt, der sich, im Gegensatz zu dem Pariser Aufstand, durch gemeine Dieberei und kleinliche Rachsucht ausgezeichnet hatte.

Das Beispiel Brüssels fand Nachahmung in vielen andern Städten des Königreichs, namentlich in Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Antwerpen, Verviers und andern Fabrikstädten, in denen große Unordnungen vorfielen, und da die besseren Bürger Brüssels Wiederholungen ähnlicher Scenen fürchteten, so wünschten sie, sich mit der Regierung zu vereinigen, um den Excessen ein Ende zu machen. Es trat auch eine Anzahl der angesehensten Bürger und Beamten zu einer Versammlung zusammen, aber die letzteren waren der niederländischen Sache abgeneigt, und arbeiteten den Wünschen der Bürger eher entgegen. Endlich wurde eine Deputation an den König beschlossen, um ihm die Wünsche der Nation vorzutragen. Wilhelm empfing sie gnädig, antwortete aber, er könne so lange über ihre Wünsche keinen Entschluß fassen, als es den Schein haben dürfte, daß er dazu gezwungen wäre; doch wolle er Alles in Erwägung ziehen, und wünsche, daß die Ruhe bald wieder hergestellt würde. Um Vertrauen zu zeigen, schickte er den Prinzen von Oranien nach Brüssel ab. Der muthige Prinz

wagte es 1. Sept. allein in die übelgesinnte Stadt zu kommen. Er durchritt die Reihen der vom Thore an aufgestellten Bürgergarde mit fester Haltung, versicherte das Volk vor dem Rathhause der gütigen Gesinnung des Königs, und da es rief: „Es lebe der Prinz! es lebe die Freiheit! Nieder mit van Maanen!" so antwortete er: „Ja! es lebe die Freiheit! ihr werdet sie haben!" Als er zu seinem Palaste kam, trat ihm ein Posten Bürgergarde mit gefälltem Bajonett entgegen; ohne zu erschrecken, sah er sie freundlich an, worauf sie das Gewehr präsentirten. Nachdem er in einer Proclamation sie zur Wiederherstellung der Ordnung aufgefordert hatte, versprach er, daß in diesem Falle keine Truppen einrücken sollten.

Der Prinz kehrte nach dem Haag zurück, und da der König van Maanen zurückrief, schien die Ruhe wiederhergestellt. Aber dies lag nicht im Plane der Union (der Verschwornen), die eine Trennung Belgiens von den Niederlanden beabsichtigten. Die Häupter der Union (d'Hoogvorst, Gendebien, van de Weyer, Merode u. A.) unterhielten die Gährung sorgfältig; man nahm unter die Nationalgarde viel schlechtes Gesindel auf, und nachdem ein wilder Haufe Lütticher nach Brüssel gekommen war, und gänzliche Lossagung von der königl. Herrschaft verlangt hatte, wurde die Nationalgarde vom Pöbel plötzlich entwaffnet, und nun war Brüssel rettungslos der Pöbelherrschaft preisgegeben. Alle Gutgesinnte wünschten nun selbst, daß der König Truppen senden möchte.

Unter diesen Umständen blieb dem Könige nichts übrig, als Truppen zu senden, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Aber man beging dabei den Fehler, halbe Maßregeln zu ergreifen. Der zweite Sohn des Königs, Prinz Friedrich der Niederlande, wurde mit einem zu schwachen Corps gegen Brüssel abgeschickt, und ihm auch von dem zu gütigen Könige untersagt, zum Aeußersten zu schreiten, so daß dem Prinzen die Hände gebunden waren. Nachdem dieser die ihm entgegengezogenen Belgier zurückgeworfen hatte, griff er 23. Sept. die Stadt an, bemächtigte sich zweier Thore, und nun begann ein hitziges Gefecht, welches mit Ausnahme der Nächte drei Tage währte. Der Pöbel vertheidigte sich mit großer Hartnäckigkeit, machte die Häuser in der Nähe der Thore zu Festungen, warf Steine und Raketen und goß siedendes Oel und Wasser aus den Fenstern auf die Soldaten hinab. Dennoch hätte die Stadt bei einem ernstlicheren Angriff nicht widerstehen können. Am 25. Sept. Abends befahl der Prinz den Rückzug.

Dieser Rückzug, der seinen Grund nur in der Menschlichkeit des Prinzen und seines königl. Vaters hatte, welche den Kampf nicht hatten aufs Aeußerste treiben wollen, wurde von den Belgiern als ein großer Sieg geschildert; sie schilderten den Prinzen als einen zweiten Nero, und erzählten von den holländischen Soldaten Grausamkeiten, die entweder rein erfunden, oder von den Brüsselern begangen waren. Drei Tage darauf erschien Potter, aus Paris zurückkehrend, am Thore von Brüssel, und wurde vom Pöbel jubelnd durch die Straßen getragen. Er errichtete nun mit fünf Andern einen Centralausschuß, der von da an Alles leitete. Der Abfall von dem Könige verbreitete sich nun schnell durch ganz Belgien; sogar die Festungen, die meist von Belgiern befehligt wurden, fielen in die Hände der Meuterer; die belgischen Regi-

menter fielen ab; nur die Citadelle von Antwerpen und die wichtige Festung Maastricht wurden erhalten. Der Centralausschuß erklärte sodann Belgien als einen unabhängigen Staat, und ein Nationalcongreß wurde zusammengerufen, die neue Verfassung zu entwerfen und die Regierung zu ordnen. Alle Stellen wurden mit Ultraliberalen besetzt. Im Nationalcongreß zeigte sich bald die größte Verschiedenheit der Ansichten; während die unruhigsten Köpfe eine Republik verlangten, stimmten Andere für eine Vereinigung mit Frankreich, noch Andere wünschten den Prinzen von Oranien, der sich zu übereilt dazu erboten hatte, zum Regenten, und wieder Andere einen auswärtigen Prinzen. Endlich wurde, durch die Mehrheit der Stimmen, das Haus Oranien für ewige Zeit für ausgeschlossen erklärt, das Uebrige aber der Zukunft vorbehalten. Die Niederländer hatten bis dahin die Vorgänge in Belgien mit großer Ruhe betrachtet und nur Verachtung und Mitleid gegen das Volk gezeigt, das sich selbst zu Grunde richtete; aber die Vorwürfe der Feigheit, welche die Belgier ihnen machten, rüttelten sie endlich aus ihrem Phlegma, und da der König sie zu den Waffen rief, zeigten sie sich ihres alten Ruhmes würdig, und die ganze Nation erhob sich, wie durch einen Zauberschlag getroffen.

Zum Präsidenten des Nationalcongresses, der am 10. Nov. seine Sitzungen eröffnete, war ein gemäßigter Mann, der Baron Surlet de Chokier, ernannt. Der berüchtigte de Potter, der in seiner Eitelkeit auf die Präsidentur gerechnet hatte, zog sich darauf ärgerlich zurück, und da er von demselben Pöbel, der ihm früher zugejauchzt hatte, nun verhöhnt und beschimpft wurde, so nahm er wieder in Paris seinen Aufenthalt. Daß es an einer kräftigen Regierung fehle, daß es mißlich sey, dem Pöbel Waffen in die Hände zu geben, zeigte sich bald; denn die Plünderungen der Häuser der wirklich oder angeblich Niederländisch-Gesinnten, die Mißhandlungen ihrer Personen, die Eingriffe in die Freiheit Einzelner, mit einem Wort der Pöbelunfug nahm kein Ende, und den Beamten fehlte es an Kraft oder gutem Willen, diesen Nichtswürdigkeiten zu steuern. Dabei verfiel der Wohlstand des Landes sichtlich. Die ihres Eigenthums nicht mehr sicheren reichen Familien zogen zum Theil fort, die Fabriken standen still, die Kaufleute ließen sich in Rotterdam und anderwärts nieder, und namentlich war der blühende Handel Antwerpens, der unter der niederländischen Regierung einen so hohen Aufschwung erhalten hatte, ganz gelähmt.

Ein Krieg zwischen den beiden Nachbarstaaten schien jetzt unvermeidlich. Da traten die in London befindlichen Gesandten Rußlands, Preußens, Oestreichs und Frankreichs mit dem englischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu einer Conferenz zusammen, und übernahmen das Geschäft der Vermittlung. Zuvörderst wurde noch vor dem Ausbruche des Kriegs durch die Conferenz zwischen Holland und Belgien im Nov. (1830) ein Waffenstillstand festgesetzt. Sodann bestimmte die Conferenz, daß Belgien ein zwar selbstständiger, aber neutraler Staat seyn, daß eine eingeschränkte Monarchie stattfinden sollte, daß aber kein Prinz aus den Häusern der fünf Mächte zum König gewählt werden dürfe. Der 18. Jan. 1831 war zum Tage der Wahl festgesetzt. Da nun die Stimmen sich theilten, und Einige den Herzog von Leuchtenberg (einen Sohn des Eugen Beauharnois), Andere den Erzherzog Karl und noch

Andere den Herzog von Nemours (Sohn des Königs von Frankreich) verlangten, so wurde eine neue Wahl angesetzt, und während dieser Ungewißheit, um der Verwaltung mehr Festigkeit zu geben, Surlet de Chokier zum Regenten ernannt. Endlich fiel 4. Jun. 1831 die Wahl auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, denselben, der die Krone Griechenlands ausgeschlagen hatte. Er nahm die Krone an, bestieg unter dem Namen Leopolds I. und unter großen Beschränkungen den unsichern Thron, und hielt 21. Jul. seinen feierlichen Einzug in Brüssel.

Aber er sollte bald Anfangs eine Probe seines Muthes geben. Der König der Niederlande, der von den Belgiern so vielfach tief beleidigt war, war indessen mit seinen Rüstungen fertig, kündigte den Waffenstillstand auf, und rückte (2. Aug.) in Belgien ein. Die Belgier, die bisher geprahlt hatten, daß sie *mit* den bloßen Händen die Holländer, wenn sie kämen, erdrücken würden, zogen ihnen keck entgegen; aber gleich beim ersten Zusammentreffen liefen sie feig aus einander; der Prinz von Oranien trieb sie wie eine scheue Heerde vor sich her, und war schon im Begriff, sich Brüssels zu bemächtigen, als der englische Gesandte in seinem Lager erschien, und im Namen der Conferenz auf Einstellung der Feindseligkeiten drang. Zugleich war auf Bitte König Leopolds ein französisches Heer unter Marschall Gerard in Belgien eingerückt, und drohte den Niederländern mit einem Angriff, wenn sie nicht einen Waffenstillstand eingingen. So wurden zwar die Niederländer genöthigt, über die Gränze zurückzukehren, aber sie hatten doch den Belgiern in dem nur 12tägigen Feldzuge eine gute Lehre gegeben, und vor ganz Europa ihren Muth der belgischen Feigheit gegenüber bewährt.

Indessen fuhr die Conferenz in London fort, an der Ausgleichung beider Staaten zu arbeiten, entwarf 6. Oct. 1831 24 Artikel, welche die Abgränzung beider und die Vertheilung der Nationalschuld betrafen, und verlangte, daß Belgien und die Niederlande sie annehmen sollten. Da Belgien es that, die Niederlande aber sich weigerten, so verlangte die Conferenz, daß die holländischen Truppen die Citadelle von Antwerpen verlassen sollten, weil es sich nicht gezieme, daß ein Theil Belgiens noch in holländischem Besitz wäre, und da auch dies von Wilhelm zurückgewiesen wurde, so wurde Gewalt beschlossen. Frankreich übernahm die Ausführung dieser Zwangsmaßregeln um so lieber, da König Leopold sich (9. Aug. 1832) mit einer Tochter des Königs von Frankreich vermählt hatte. Während die Flotten Englands und Frankreichs die holländische Küste blokirten, ohne jedoch bei den Winterstürmen viel ausrichten zu können, führte Marschall Gerard ein französisches Heer nach Belgien, und begann die Belagerung der Citadelle von Antwerpen. Hier führte der holländische General Chassé das Commando, ein Mann von unerschütterlicher Tapferkeit und Treue für seinen Herrn, und so sehr auch die Franzosen alle Belagerungskünste aufboten, und die Citadelle mit einem Hagel von Kugeln überschütteten, so hielt sich doch Chassé ohne zu wanken. Erst als die Franzosen nach einer dreiwöchentlichen Belagerung bereits dicht am Festungsgraben standen, und die kleine Citadelle einen bloßen Trümmerhaufen darstellte, ergab sich Chassé, weil die Lebensmittel verbraucht waren, 24. Dec. 1832.

Der ungewisse Zustand zwischen Niederland und Belgien trat darauf wieder ein, und beide Staaten schienen darauf zu warten, bis der andre des Wartens überdrüssig werden möchte. Die Verbindung zwischen beiden war indessen so gänzlich abgeschnitten, daß nur mit größter Schwierigkeit Reisende die Gränze überschreiten konnten, und aller Handelsverkehr zwischen ihnen stockte. Endlich erklärte sich König Wilhelm 1838 bereit, die 24 Artikel anzunehmen. Aber nun war es Belgien, welches die Annahme derselben verweigerte. Erst nach langen Unterhandlungen wurde König Leopold bewogen, 1839 die Artikel zu unterschreiben; der Verkehr wurde wiederhergestellt, aber der gegenseitige Haß wird sich wohl so bald noch nicht legen.

130. Die polnische Revolution.

In Polen, das seit 1814 dem russischen Scepter unterworfen war, herrschte, eine Folge früherer Unbilden, ein bittrer Nationalhaß gegen Rußland, und der Statthalter, Großfürst Constantin, der ältere Bruder des Kaisers Nikolaus, war bei seiner heftigen, rauhen, despotischen Gemüthsart nicht geeignet, die Herzen der Polen für die aufgedrungene Herrschaft zu gewinnen, obgleich nicht zu leugnen war, daß sowohl Kaiser Alexander als Nikolaus sehr viel für den Flor des Landes gethan hatten. Die schlechten Landstraßen wurden fahrbar gemacht, Ausländer zur Anlegung von Fabriken ins Land gezogen, der Handel unterstützt, der bis dahin zum Sclaven herabgewürdigte Bauer durch Gesetze gegen den despotischen Adel geschützt u. s. w. Aber gerade dies war dem Adel zuwider; er wollte seine frühere Unabhängigkeit nicht aufgeben, und die Erinnerung an diese schärfte die Unzufriedenheit. Es waren daher schon öfters Verschwörungen gemacht, aber jedes Mal entdeckt und mit Härte bestraft worden. Dennoch fehlte es namentlich unter den Studirenden, den Militair-Schülern und den jüngeren Offizieren und Beamten nicht an Verbindungen, welche den Zweck hatten, bei passender Gelegenheit das russische Joch abzuschütteln. Schon im Frühjahre 1829, als Kaiser Nikolaus und dessen Gemahlin nach Warschau kam, um sich krönen zu lassen, hatte eine Verschwörung mehrerer junger Polen den Zweck gehabt, sich der kaiserlichen Familie zu bemächtigen und einen Aufstand zu erregen; zwar war der Plan nicht zur Ausführung gekommen, weil die Verschworenen sich über die Art derselben nicht einigen konnten, aber er wurde nicht aufgegeben.

Als die Nachricht von der Julius-Revolution nach Polen kam, wurde sie mit größter Freude empfangen, und die Hoffnungen, Aehnliches mit ähnlichem Glücke zu unternehmen, mehrten sich. Der böse Wille der Polen, selbst der älteren Personen, zeigte sich schon, als der Kaiser im Sommer 1830 nach Warschau kam und einen Reichstag hielt, auf welchem seinen bestgemeinten und nützlichsten Vorschlägen entschiedener Widerstand entgegengesetzt wurde.

Indessen näherte sich von Osten her ein gefährlicher Feind, die asiatische Cholera. Aus ihrem Vaterlande, den Inseln des ostindischen Meeres, hatte sie sich seit 1817 Europa mehr und mehr genähert, und war zu Anfange des Oct. 1830 in Moskau ausgebrochen. Mit seinem gewöhnlichen Muthe hatte sich der Kaiser sogleich dorthin begeben und die nöthigen Anstalten für Kranken-

pflege angeordnet. Mitten aus diesen wohlthätigen Bemühungen wurde er durch die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Warschau aufgestört.

An der Spitze der Verschwörung stand Joachim Lelewel, damals 44 Jahr alt, ein Mann voll Geist, nicht ohne Gelehrsamkeit, aber voll überspannter Ideen, früher Professor in Wilna, aber wegen seiner politischen Verbindungen vom Amte entfernt. Ohne selbst hervorzutreten, war er der heimliche Anreizer der jungen Verschworenen, die ihn wie ihr Orakel betrachteten, während das thätigste Mitglied der Verschwornen der Unterfähndrich Peter Wysocki (spr. Wisotzki) war, ein feuriger Jüngling, mit wüthendem Haß gegen die russische Herrschaft erfüllt.

Nach einer unter den Verschworenen getroffenen Verabredung sollten sich 29. Nov. 1830 bei eingetretener Dunkelheit 44 junge Leute, Studenten und Fähndriche, in einem kleinen Gehölz unweit des Schlosses Belvedere, in welchem der Großfürst Constantin wohnte, versammeln, um von da aus das Schloß zu überfallen, und sich der Person des Großfürsten todt oder lebendig zu bemächtigen. Durch Furcht abgehalten, fanden sich aber nur 10 Studenten und 2 Fähndriche ein. Dessenungeachtet wagten die Tollköpfe den Angriff. Um 6½ Uhr begeben sie sich nach dem Belvedere. Einige besetzen das Hinterthor, damit ihnen der Großfürst nicht entwische, während 6 Studenten, von einem Fähndrich und einem Lehrer der Militairschule geführt, ins Schloß stürzen. Die schon vorher gewonnene Schloßwache läßt sie in den Hof; sie sprengen die verschlossene Schloßthüre auf und stürzen mit dem Geschrei: „Tod dem Tyrannen!" in das Innere des Palastes. Den russischen General Legendre, der ihnen auf der Treppe begegnet, rennen sie mit einem Bajonettstoß nieder, schreiten über seine Leiche weiter, ermorden einen im Vorzimmer befindlichen Präsidenten mit 13 Wunden und dringen in das Zimmer des Großfürsten ein. Dieser war aber bereits durch einen treuen Kammerdiener versteckt worden. Da sie ihn nicht finden, eilen sie wieder ins Freie hinaus.

Wysocki ist indessen in die Militairschule geeilt, stürzt in den Saal, in welchem eben die jungen Leute Unterricht erhalten, und ruft: „Polen! die Stunde der Rache hat geschlagen; heute müssen wir siegen oder sterben!" Der Lehrer, statt abzumahnen, stimmt ein und ruft: „Zu den Waffen!" Alles stürzt hinaus mit dem Geschrei: „Zu den Waffen! zu den Waffen!" Sie eilen nach den Kasernen der russischen Regimenter, um diese zu entwaffnen. Einzelne Haufen dieser jungen Burschen durchziehen schreiend die Straßen der Stadt und fordern den Pöbel auf, alle Russen zu ermorden. Der Zusammenlauf wird immer größer, endlich beginnen die Glocken Sturm zu läuten, bald sind an 30,000 Menschen auf den Straßen versammelt, man sucht die vornehmen russischen Beamten und Offiziere auf und ermordet sie, wo man sie findet, zum Theil sogar mitten in ihren Familien. Hier und da wird gefochten; die polnischen Regimenter waren zum Theil gleich Anfangs zu den Meuterern übergegangen und den wenigen russischen Truppen, die in der Stadt lagen, überlegen. Es war eine schauerliche Nacht: überall Mordgeheul, Kanonendonner, Flintenknall, Angstgeschrei und Todesröcheln. Endlich wurden die Russen überwältigt und verließen mit dem Großfürsten die Stadt; doch ist zu rühmen, daß einzelne

Abtheilungen der polnischen Truppen musterhafte Treue bewiesen, die Russen begleiteten und sich erst dann mit ihren Landsleuten vereinigten, als der Großfürst sie entließ.

Am andern Tage, den 30. Nov., herrschte in Warschau eine völlige Anarchie; Keiner war da, der befahl, Keiner, der gehorchte. Der Pöbel, zum Theil im betrunkenen Zustande, erlaubte sich jeden Frevel; Niemand war mehr seines Lebens sicher. Die jungen Leute, die den unklugen Aufstand begonnen hatten, aber nicht zu leiten verstanden, warfen ihre Augen auf den General Chlopicki (spr. Chlopitzki), der in Spanien unter Napoleon sich hervorgethan hatte und nun in der Zurückgezogenheit in Warschau lebte. Schon am Abend des 29. trat ein polnischer Offizier zu ihm in seine Theaterloge und überreichte ihm einen Säbel mit den Worten: „General, die polnischen Truppen erwarten dich an ihrer Spitze!" Aber Chlopicki überlegte wohl die Unklugheit der Unternehmung; er erblaßte, trat zurück und ließ sich mehrere Tage nicht sehen.

Wie er dachten alle verständige Männer. Wie war denkbar, daß das kleine, von mächtigen Nachbarn umgebene Polen dem russischen Coloß würde widerstehen können! Der Finanzminister Lubecki (spr. Lubetzki) beschloß daher, einen Versuch zu machen, den Aufstand aufzuhalten und eine Aussöhnung mit Rußland einzuleiten. Er versammelte daher noch in der Nacht des 29. den Administrationsrath (Regierung), und schlug vor, einige angesehene, einflußreiche Polen darin aufzunehmen, welche den Aufstand zu dämpfen Kraft genug hätten. Dies wurde genehmigt und Fürst Adam Czartoryski (spr. Tschartorinski), Fürst Radziwill, Graf Kochanowski, der alte Dichter Niemciewicz und General Pac traten dazu. Sie erließen eine Proclamation, in welcher sie das Volk zur Ruhe ermahnten und den Aufstand ein beklagenswerthes Ereigniß nannten. Aber dieser Wendung der Dinge waren die jungen Fanatiker entschieden abgeneigt und sie konnten auf den Beistand des Pöbels und des größten Theils des Militairs rechnen. Daher fand die Proclamation keinen Anklang und nachdem die Versuche der Russen, am 30. in die Stadt wieder einzudringen, vereitelt waren, riß der Siegesrausch auch manchen sonst verständigen Polen mit fort. Indessen gelang es doch den Wohlgesinnten, die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen; es wurde eine Sicherheitsgarde errichtet und einige aus dem Pöbel, die zu plündern fortfuhren, niedergeschossen. Beide Parteien, die gemäßigte wie die überspannte, suchten nun nach Chlopicki, von dem beide hofften, daß er ihre Ansicht theilen werde. Endlich wurde er am 3. Tage aufgefunden und nahm die Stelle eines Oberbefehlshabers der bewaffneten Macht an. So patriotisch auch dieser Mann war und so wenig er auch mit dem Großfürsten gestimmt hatte, so war er doch dem Aufstande durchaus abgeneigt, weil er einen Krieg mit Rußland und eine Verwüstung seines Vaterlandes voraussah. Gewiß würde ihm auch gelungen sein, nach und nach die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, wenn ihm nicht Lelewel und die andern Verschworenen entgegengearbeitet hätten, die durchaus von Rußland abfallen und daher Schritte thun wollten, welche eine Aussöhnung unmöglich machten. Sie bildeten daher, nach Art der ehemaligen Jakobiner in Frankreich, einen Revolutionsklubb und hielten hier wüthende Reden gegen Rußland, dessen

Wohlthaten sie weislich verschwiegen, während sie die etwa vorgekommenen Mißbräuche übertrieben. So sah man hier die sonderbare Erscheinung, daß eine Revolution von jungen, unerfahrenen Jünglingen angefangen und daß der verständigere Theil der Nation in den Strudel derselben hineingerissen wurde.

Da Kaiser Nikolaus nur wenig russische Regimenter in Polen stehen hatte, so war er nicht im Stande, bei der großen Ausdehnung seines Reichs gleich ein ansehnliches Heer aufzustellen, um den Aufstand zu unterdrücken, und dies gab den Verschworenen Zeit, das Volk zu bewaffnen und sich zum Kampfe zu rüsten. Die den Polen eigenthümliche Uneinigkeit zeigte sich auch hier bald, so wie während der ganzen Revolution. Chlopicki, der diesen Fehler der Polen wohl kannte, sah ein, daß durchaus nöthig sey, die ganze Gewalt in einer Person zu vereinigen, wenn etwas Gedeihliches bewirkt und die Parteien in Zaum gehalten werden sollten, und da er die Liebe und das Vertrauen der Polen zu seiner Person kannte, so beschloß er, sich zum Dictator aufzuwerfen. Er ließ 5. Dec. alle Regimenter zusammentreten, ritt dann, an der Spitze einer Schwadron, von allen seinen Adjutanten umgeben, nach dem Gebäude, in welchem die provisorische Regierung ihre Sitzungen hielt, und trat mit seinen Adjutanten in den Saal. Man überreichte ihm die schon ausgefertigte Schrift, die ihn zum Oberbefehlshaber ernannte; er aber warf sie unwillig auf den Tisch und rief: „Ich will keine Ernennung! Da ich sehe, daß keine Einigkeit in der Regierung ist, so ergreife ich die Dictatur und erkläre Jeden, der mir nicht gehorcht, für einen Verräther. Nur das Wohl des Vaterlandes werde ich bei meiner Handlungsweise befragen. Vor Allem muß man sich mit den inneren Feinden beschäftigen; sie sind gefährlicher als die äußeren.“ So entfernte er sich wieder aus dem Saale, indem ihm Alle stumm und bestürzt nachsahen. Vom jubelnde Volke begleitet ritt er dann nach dem Platze, wo die Soldaten ihn erwarteten; er theilte ihnen, was geschehen war, mit, und wurde mit einem rauschenden Lebehoch begrüßt. Von nun an gab er zwar eine endliche Aussöhnung mit Rußland noch nicht auf, aber auf der andern Seite that er doch auch Alles, um das Heer in respectabeln Stand zu setzen. Namentlich gelang es ihm, sich der kleinen, aber wichtigen Festung Modlin (jetzt Neu-Georgiewsk) zu bemächtigen; er verbreitete den Aufstand über ganz Polen und errichtete einen Landsturm, den er mit Sensen bewaffnete. Durch diese Maßregeln hoffte er vielleicht zu bewirken, daß die Gesandtschaft, welche die Polen auf sein Geheiß nach Petersburg schickten, eher mit ihren Wünschen erhört würde. Der Finanz-Minister Lubecki und der Landbote (Deputirte) Jedzierski wurden zu dieser Sendung bestimmt; sie richteten aber nichts aus, indem der Kaiser ihren Antrag, Polen eine besondere, liberale Verfassung zu geben, den Großfürsten abzurufen und eine allgemeine Amnestie zu versprechen, entschieden zurückwies und ihnen erklärte: er sey nur dann bereit, ihnen zu vergeben, wenn sie sich unterwürfen und dem früheren Administrationsrathe Gehorsam leisteten.

Am 18. Dec. versammelte sich der Reichstag zum ersten Male. Das Gefühl, nach so langer Zeit endlich wieder ohne russischen Einfluß einen Reichstag versammelt zu sehen, riß alle Mitglieder zu einer hohen Begeisterung hin, die sie vergessen ließ, daß sie auf vulkanischem Boden wandelten und daß die

Folgen ihres Antheils an dem Aufstande nur traurig seyn könnten. Es war eine rührende Scene, als alle Mitglieder den Grafen Wladislaus Ostrowski, der, zum Reichstagsmarschall gewählt, die gefährliche Stelle anzunehmen sich weigerte, umringten, ihn auf den Marschallsstuhl trugen und, wie er, den Thränen und Bitten Aller nachgebend, endlich der mißlichen Sache sich weihte. Da von der Leere des Schatzes gesprochen wurde, war er der Erste, welcher erklärte, er werde alle seine Pferde an das Heer abliefern und nun zu Fuß täglich in die Versammlung kommen; es sey nöthig, daß jeder Patriot allem Luxus entsage; er forderte sie auf, freiwillige Beiträge auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Mit einem rührenden Wetteifer wurden sogleich von Allen bedeutende Summen unterzeichnet. Wahrlich, es war zu beklagen, daß diese schöne Begeisterung und Hingebung einer von Anfang an dem Verderben preisgegebenen Sache geweiht war!

Das Benehmen des Dictators zeigte bald, daß er der von ihm eingenommenen Stellung nicht gewachsen sey. Zwar ein tapfrer Soldat und sehr fähiger General, fehlte ihm doch alle Einsicht und Gewandtheit, die zur Verwaltung erforderlich ist, und bald verdarb er es, wie mit der demokratischen, so auch mit der aristokratischen Partei, so daß ihm nur noch die Soldaten und ein Haufen Studenten anhingen. Gleich nach der ersten Reichstagssitzung erklärte er in einem an den Reichstag gerichteten Schreiben sehr barsch, daß der Zusammentritt des Reichstags seinen Rechten als Dictator Eintrag thue und darum lege er die Dictatur nieder. Vergebens baten ihn Czartoryski und Ostrowski, den Entschluß zurückzunehmen. Als Chlopicki's Abdankung bekannt wurde, entstand unter der ihm ergebenen Partei eine große Bewegung. Seine Anhänger drohten mit Gewalt; sie besetzten bewaffnet die Thüren des Reichstagssaals, während andere von ihnen die Gallerie einnahmen, um die Berathung mit wildem Geschrei zu unterbrechen. So ungebehrdig zeigte sich ein Volk, das sich einbildete, für Freiheit und Selbstständigkeit reif zu seyn!

Als am andern Tage (19. Dec.) der Reichstag sich wieder versammelte, und zunächst über Chlopicki's Ernennung zum Dictator abgestimmt werden sollte, entstand ein neuer Skandal. Nachdem ein Landbote (Morawski) sich dagegen erhoben hatte, und ein zweiter in demselben Sinne sprechen wollte, erhoben jene jungen Leute einen solchen Lärm, daß der Redner schweigen mußte, und als ein dritter sich erhob, wurde auch er durch ein noch ärgeres Geschrei zum Schweigen gebracht. Dadurch wurde nun die neue Ernennung Chlopicki's zum Dictator bewirkt; aber man setzte ihm eine Commission zu seiner Beaufsichtigung zur Seite.

Aber bald zeigte sich Chlopicki's gänzliche Unfähigkeit zur Regierung. Zuvörderst zog er sich den Unwillen der Meisten dadurch zu, daß er sich durchaus weigerte, die Bewohner der sonst zu Polen gehörigen, nachmals mit Rußland vereinigten Provinzen, namentlich Litthauens, zur Theilnahme am Aufstande aufzurufen. Ferner gerieth er bei seinem herrischen und barschen Wesen bald mit allen Behörden in Streit, die ihm in vielen Fällen Gehorsam zu leisten sich weigerten, wodurch jedes Mal zwischen ihnen und ihm sehr heftige Scenen herbeigeführt wurden. Zuletzt verlangte die Beaufsichtigungscommission geradezu,

daß er sich mit dem Oberbefehl über das Heer begnügen solle, und da er sich dessen weigerte, so berathschlagte sich jene über seine völlige Entsetzung. Chlopicki, der jetzt zu seinem Schrecken bemerkte, daß er die Liebe selbst seiner ihm sonst so ergebenen Partei verloren habe, kam der Absetzung dadurch zuvor, daß er 18. Jan. 1831 seine Entlassung einreichte, worauf der Reichstag wieder zusammentrat. Die Erbitterung des Volks gegen den sonst angebeteten Chlopicki war jetzt so groß, daß die Nationalgarde ihn nur mit Mühe vor Ermordung beschützen konnte.

Schon 21. Jan. (1831) wurde auf den Antrag des Landboten Soltyk der Beschluß gefaßt, daß das Haus Romanow über Polen zu regieren aufgehört habe. Zugleich wurde eine neue Regierung, die aus 5 Männern (Czartoryski, Niemojowski, Morawski, Barzikowski und Lelewel) bestand, eingesetzt. Da man aber diese Fünfmänner aus allen Parteien genommen hatte, so fehlte es der neuen Regierung an aller Einheit und Einigkeit, und bald riß in allen Zweigen der Verwaltung eine gränzenlose Verwirrung ein. Das Einzige, was mit Kraft und Umsicht betrieben wurde, war die Organisation des Heeres; denn eine allgemeine Begeisterung hatte sich des Volks bemächtigt, und von allen Seiten drängte man sich zur Ergreifung der Waffen, so daß bald ein Heer von 64,000 Mann bereit stand, das aber bis zu 130,000 Mann vermehrt werden konnte.

In Rußland hatte man die Nachricht vom Aufstande der Polen mit tiefem Unwillen vernommen, und das russische Heer betrachtete den bevorstehenden Feldzug als einen Nationalkrieg. Zum Anführer hatte der Kaiser den Grafen Diebitsch-Sabalkanski ernannt. Ehe der Krieg begann, forderte Nikolaus die Polen noch einmal zur Unterwerfung auf, und versprach Verzeihung; da die Polen aber antworteten, daß Tod oder Freiheit ihr Wahlspruch sey, so rückten die Russen 5. und 6. Febr. 1831 über die Gränze.

An Chlopicki's Stelle war Fürst Michael Radziwill, ein edler, bescheidener, aber dieser Stellung nicht gewachsener Mann, zum Oberfeldherrn ernannt worden. Ihm stand Chlopicki, der den Krieg als Freiwilliger mitmachte, mit Rath und That zur Seite. Das polnische Heer erwartete die Russen unweit Praga, jener bekannten Vorstadt Warschau's am rechten Weichselufer. Nachdem diese alle Schwierigkeiten, die ihnen grundlose Wege und Thauwetter entgegengestellt, glücklich überwunden hatten, erschienen sie den Polen gegenüber, und es kam nun zu zwei großen Schlachten. Die erste, am 19. Febr., bei Waver, wurde von beiden Theilen als ein Sieg betrachtet, blieb aber in der That unentschieden. In der zweiten, am 25. Febr., bei Grochow, blieben die Russen Sieger, und warfen die Polen nach Praga und Warschau zurück. Da aber Diebitsch weder Praga erobern, noch die Weichsel überschreiten und Warschau einnehmen konnte, sondern sich, durch die großen Verluste und den in seinem Rücken sich erhebenden Aufstand gezwungen, zurückziehen mußte, so war die Schlacht eher als ein Verlust zu betrachten. Uebrigens hatten beide Theile, vorzugsweise die Polen, mit großer Tapferkeit gefochten, und ohne Zweifel hätten die Polen, die ihre Hülfsmittel näher hatten, gesiegt, wenn nicht Uneinigkeit der Generale und besonders Ungehorsam gegen

Chlopicki's (der schwer verwundet wurde) Rath den Erfolg gehindert hätte. Die Schuld an dem Verluste der Schlacht wurde wie gewöhnlich dem Oberfeldherrn beigemessen. Radziwill wurde entsetzt, und der bisherige Oberst Skrzinecki (spr. Skrinetzki) als Oberbefehlshaber an seine Stelle erhoben.

Nachdem Diebitsch Verstärkungen an sich gezogen hatte, rückte er wieder vor. Es kam 26. Mai (1831) zu der sehr blutigen Schlacht bei Ostrolenka, wo sich wieder beide Theile mit Ruhm bedeckten, aber die Russen zuletzt trotz der Schwierigkeit des Terrains einen glänzenden Sieg erfochten. In Rußland erwartete man nach diesem Siege eine schnelle Unterdrückung des polnischen Aufstandes; da aber Diebitsch nur langsam vorrückte, theils weil er durch einzelne polnische Corps sowohl im Rücken als auf seinem linken Flügel beschäftigt, theils weil er von den auf seinen Ruhm neidischen Untergeneralen nicht bereitwillig genug unterstützt wurde, so war man in Petersburg mit seinen Leistungen unzufrieden. Mißmuthig bat er um seine Zurückberufung; ehe aber diese noch erfolgte, traf ihn der Tod. Er starb, von der Cholera ergriffen, plötzlich 10. Jun. in Kleszewo unweit Pultusk. Sieben Wochen später (28. Jul.) wurde Großfürst Constantin von derselben Krankheit in Minsk dahingerafft.

Diebitsch's Nachfolger, der kühne Bezwinger der Perser, Graf Paskewitsch-Eriwanski, entwarf einen anderen, schneller zum Ziele führenden Operationsplan: auf das linke Ufer der Weichsel überzugehen, und Warschau unmittelbar anzugreifen, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß Skrzinecki in der Meinung, die französische und englische Regierung werde den Polen Beistand leisten, alle entscheidende Maßregeln vermied und also unthätig war. Die polnische Regierung, damit unzufrieden, entsetzte ihn, und wählte an seine Stelle den dünkelhaften und ränkesüchtigen General Krukowiecki (spr. Krukowietzki), der aber eben so wenig unternahm. Nur einzelne fliegende Corps der Polen setzten den Russen heftig zu, und brachten ihnen viele Verluste bei. Paskewitsch setzte indessen 17. Jul. unweit der preuß. Gränze, von der preuß. Regierung durch Ingenieure und Schiffbrücken unterstützt, auf das linke Weichselufer über, und rückte Warschau immer näher, während der Reichstag sich mit Abfassung von Beschlüssen beschäftigte, als wenn das Bestehen des Königreichs Polen keinem Zweifel mehr unterworfen wäre. Wie sehr der polnische Adel dabei nur an seinen Vortheil dachte, ging unter Anderem daraus hervor, daß er die durch Rußland den polnischen Bauern geschenkte Freiheit wieder aufhob, und die frühere Unterwürfigkeit derselben wieder einführte.

Ueberhaupt bietet die Geschichte der polnischen Revolution neben vielen Beweisen einer hohen Tapferkeit, schöner Begeisterung und patriotischer Hingebung auch gräßliche Scenen von Grausamkeit, Rohheit und Parteienwuth dar. Dahin gehört besonders das Blutbad, welches das Warschauer Volk am Abend des 15. Aug. anrichtete. Es waren nämlich mehrere polnische Generale (Jankowsky, Hurtig u. A.), die man, weil sie mit Unglück gefochten, in Verdacht hatte, daß sie mit den Russen einverstanden wären, in Warschau gefangen gesetzt worden, und obgleich das dazu niedergesetzte Kriegsgericht keine Schuld an ihnen finden konnte, so warteten doch die Demokraten und der von diesen auf-

geregte Pöbel begierig auf die Hinrichtung. Ja jene, die einen sogenannten Jakobinerklubb bildeten, verbreiteten absichtlich die Nachricht, die Regierung wolle den Verräthern durchhelfen; aber das müsse das Volk, setzten sie hinzu, nicht dulden, und in solchem Falle selbst Gerechtigkeit üben. Ein großer Menschenhaufen: Offiziere, Nationalgardisten, Bürger, also kein Pöbel, zog vor das Schloß, in welchem die Gefangenen saßen, und verlangten Einlaß. Da das hier aufgestellte Militair nur schwachen Widerstand leistete, so schlugen die Menschen eine Thüre ein, drangen in den Hof, und suchten nach den Gefangenen. Jetzt erschienen zwar mehrere Abtheilungen Uhlanen, weigerten sich aber, das Volk zu zerstreuen, und sahen den Ermordungen ruhig zu. Zuerst brachten die Mörder einen der fünf Generale im bloßen Hemde auf den Hof geschleppt, zogen ihn vermittelst eines Strickes an einen Laternenpfahl hinauf, und da der eiserne Haken brach, zerhackten sie ihn mit Säbelhieben, und hängten den Leichnam bei den Füßen auf. Ein zweiter General hatte sich durchs Fenster retten wollen, aber das Bein gebrochen, und lag halb ohnmächtig zu Boden; dennoch wurde er, während er die Soldaten zu Zeugen seiner patriotischen Gesinnung aufrief, zur Laterne geschleppt und aufgeknüpft. Ein Dritter war so glücklich gewesen, sich über die Mauer in einen Garten zu retten und hatte den Gärtner um Schutz gebeten; dieser aber nahm ihn fest, bis die Mörder herbeikamen und ihm ebenso thaten. Sodann fiel man über die andern Gefangenen des Schlosses her, und ermordete auch sie. Unter ihnen war eine russische Dame; sie hatte sich unter das Bette versteckt; man zog sie vor, riß sie aus der Umarmung ihrer Tochter, tödtete sie durch viele Wunden, während es einem wohldenkenden Offizier gelang, die Tochter zu retten. Während dieser Ermordungen, die innerhalb ½ Stunde vorfielen, und deren Opfer über 30 Personen wurden, blieben die Soldaten ruhige Zuschauer; ja selbst Damen, die aus den Fenstern von fern zusahen, sollen ihre Freude über diese Volksrache zu erkennen gegeben haben!

Paskewitsch näherte sich indessen, am linken Weichselufer aufwärts marschirend, der Hauptstadt immer mehr. Am 5. Sept. (1831) stand er vor ihr. Ehe er die dreifachen Befestigungslinien angriff, forderte er die Stadt zur Uebergabe auf, und versprach mit Ausnahme der Hauptanstifter der Revolution im Namen des Kaisers Vergebung. Da eine abschlägige Antwort erfolgte, so begann er 6. Sept. 5 Uhr Morgens den Angriff. Die Polen leisteten den hartnäckigsten Widerstand; aber es fehlte, wie immer bei ihnen, an Einheit und Uebereinstimmung; Krukowiecki zweifelte am Abend nicht mehr, daß die Stadt in die Hände der Russen fallen würde, und wollte wegen der Uebergabe unterhandeln. Aber dagegen protestirte der Reichstag aus allen Kräften. Ein Waffenstillstand, um welchen der polnische Obergeneral gebeten hatte, führte zu keinem Zweck; am 7. Sept. Mittags begann der Kampf aufs Neue, während die Behörden in Warschau zu keinem Entschlusse kommen konnten; Manche wollten sich ergeben, Andere bestanden auf einer Vertheidigung bis aufs Aeußerste. Am Abend des 7. wurde endlich ein Vertrag, daß die Stadt am andern Tage übergeben werden sollte, abgeschlossen. Die Russen hatten bei den hartnäckigen Stürmen nach eigener Angabe 11,000 Mann verloren; der Verlust der Polen

mochte nicht viel geringer seyn. Unter andern Gefangenen war auch der schwerverwundete Wysocki in die Hände der Russen gefallen, um nach der Heilung seiner Wunden in Sibirien seine Strafe zu finden. Am 8. Sept. Mittags hielten die Russen ihren Einzug in die hier und da durch den Kugelregen verwüstete Stadt. Die Polen hatten freien Abzug erhalten; sie wandten sich nach Modlin zu. Zwar hatten die Führer versprochen, nach ihrem Abzuge aus Warschau die Gnade des Kaisers anzuflehen; aber sobald sie Modlin erreicht hatten, wurden sie andern Sinnes, und beschlossen, obgleich ohne Hoffnung auf Erfolg, den Krieg fortzusetzen. Dabei herrschte in ihren Reihen die größte Uneinigkeit. Krukowiecki wurde als Verräther ausgestoßen, und Malachowski an die Spitze gestellt, bald darauf aber durch Ribinski ersetzt; die Untergenerale machten einander Vorwürfe, und die Soldaten wieder klagten, schlecht angeführt worden zu seyn; kurz: polnische Wirthschaft.

Es war nun den Siegern leicht, die einzelnen polnischen Haufen zu Paaren zu treiben. Diese wurden theils gegen die östreichische, theils gegen die preußische Gränze gedrängt, und da die Generale zu schuldbewußt waren, um Verzeihung hoffen zu können, so flüchteten sie sich mit ihren Soldaten lieber in die Nachbarstaaten, deren Gastfreiheit sie anflehten. Diese wurde denen, welche das preußische Gebiet betraten, in vorzüglichem Grade zu Theil. Der König von Preußen nahm sie auf, verpflegte sie, und unterstützte die Hülfsbedürftigen. Dennoch betrugen sie sich gegen ihre Wohlthäter mit einer Undankbarkeit, die dem polnischen Charakter eigen seyn soll, und verübten sogar Gewaltthätigkeiten. Um die undankbaren Gäste loszuwerden, stellte man ihnen frei, ob sie die Gnade des Kaisers anflehen, oder nach Frankreich, das ja mit den Polen zu sympathisiren versichert hatte, übergehen wollten. Theils aus Furcht vor Strafe, theils aus Haß gegen Rußland wählten nur Wenige das Erstere; die Meisten zogen vor nach Frankreich zu gehen, wo sie meist noch sind, und oft zu Klagen Veranlassung gegeben haben.

Modlin und Zamosc, die beiden in den Händen der Polen befindlichen Festungen, ergaben sich bald, und ganz Polen wurde wieder von den Russen besetzt. Allerdings wurden Viele bestraft; aber wer darf den Kaiser tadeln, wenn er, nach so vielfach vergebens angebotener Gnade, denen ernstlich zürnte, die seine wohlthätige Hand zurückgestoßen, seine Unterthanen ermordet, und ihn mit Schmähungen überhäuft hatten. Fast alle vorzüglich compromittirte Personen waren ins Ausland gegangen; den Meisten gestattete Nikolaus die Rückkehr, wenn sie seine Gnade anflehen wollten; da sie dies aber verschmähten, so wurden ihre Güter eingezogen. Die gefangenen Generale, z. B. Krukowiecki, führte man in das Innere Rußlands; die Kinder der vornehmeren Polen wurden russischen Erziehungsanstalten übergeben. Die härtesten Strafen wurden mit Recht für diejenigen Bewohner der ehemals polnischen Provinzen aufgespart, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten. Paskewitsch wurde Statthalter des Königreichs Polen, und eine dicht bei Warschau auf einer Anhöhe erbaute Citadelle sollte einen künftigen Aufstand unmöglich machen. Der Wohlstand vieler sonst reicher Familien war zerrüttet, Fabriken und Handel lagen danieder, eine düstere Verstimmung lag über dem unglücklichen Volke,

das sich gestehen mußte, auch bei dieser Erhebung durch Uneinigkeit, Säumniß und Ränke sein Unglück mit veranlaßt zu haben. Die Auflösung Polens wurde durch den kaiserlichen Befehl vom 26. Febr. 1832 vollendet, durch welchen es zu einem integrirenden Bestandtheil des russischen Reiches erklärt wurde, und nur eine abgesonderte Verwaltung und eigenes Gerichtswesen behielt. — Ein Uebel, welches durch die russischen Heere 1831 nach Polen gebracht wurde, war die Cholera, eine Seuche, welche gleich dem schwarzen Tode des 14. Jahrhunderts Europa heimsuchen sollte. Schnell ging sie nach Preußen, Galizien und Ungarn über. Die mit ihr verbundenen furchtbaren Krämpfe und die Schnelligkeit, mit der sie die von ihr Befallenen wegraffte, machten auf die Gemüther der Menschen einen tiefen Eindruck, und die mit Angst erfüllte Phantasie verschaffte ihr um so leichtern Eingang. Dazu kam die Rathlosigkeit der Aerzte, die sich vergeblich nach Mitteln umsahen, dem unbekannten Uebel zu begegnen. Nachdem sie in Galizien und Ungarn furchtbare Verheerungen angerichtet hatte, durchzog sie 1831 die Mark, Schlesien, Hamburg und England, aber mit geringerem Grimm, wogegen sie in Frankreich 1832 weit heftiger auftrat, wo allein in Paris 18,000 Menschen starben. Auch in Deutschland wüthete sie in diesem Jahre hier und da, und nur wenige Gegenden blieben hier ganz von ihr verschont. In Portugal erschien sie 1833, in Spanien 1834, doch nicht mit der Heftigkeit, wie (1834) in Schweden, wo sie vorzugsweise in Stockholm und Gothenburg einen großen Theil der Einwohner wegraffte. Von nun an wurde sie schwächer, kehrte in einige Gegenden, in denen sie schon gewesen, zurück, besuchte andere, in denen sie noch nicht gewesen war, und schien sich seit 1837, wo sie in Baiern, in Schlesien, und anderwärts war, aus Europa wieder verloren zu haben, ist aber in den Jahren 1848 und 1849 an vielen Orten mit erneuter Heftigkeit aufgetreten.

131. Die Juli-Regierung.

In Frankreich war zwar durch die Wahl Ludwig Philipp's zum König die Julirevolution beendigt, aber dennoch fehlte viel, daß das von Parteien zerrissene Volk zur Ruhe gekommen wäre. Der Bürgerkönig sahe ein, daß er seinem unsicheren Throne eine Grundlage in der Meinung des Volkes geben müsse. Er strebte in dieser Zeit für seine Person und seine Handlungen nach Popularität; er durchwanderte im einfachen Frack die Straßen, drückte den Nationalgardisten die Hand, und verschmähte es nicht, Bürger zu seinen königlichen Festen einzuladen. Zugleich gab er durch sein Regierungssystem (juste-milieu) zu erkennen, daß es ihm daran liege, Ordnung im Innern und Frieden nach Außen zu erhalten. Dadurch erwarb er sich den Beifall des wohlhabenden Mittelstandes — der Bourgeoisie — welcher in der Unterstützung des Bürgerköniges auch die Sicherung seines Besitzes fand. Der Anhang dieser Partei war um so wichtiger, als sie größtentheils diejenigen umfaßte, denen das Recht zustand, die Deputirten zu wählen. Es waren solcher Wähler, auch nach der Aenderung des Wahlgesetzes im Febr. 1831, in ganz Frankreich nur 200,000. Eine zweite Partei, meist aus jungen Leuten des Mittelstandes und aus den unteren Volksklassen bestehend, sehnte sich nach einer Republik, und diese

Partei war die gefährlichste, weil die Theilhaber meist kecke, verwegene Jünglinge waren, die kein Mittel zu ihrem Ziele verschmähten. Eine dritte Partei, die Karlisten, hing mit Begeisterung an der entthronten Königsfamilie. Zu ihr gehörte vorzüglich der alte Hofadel. Die beiden letztern Parteien, so weit aus einander auch das Ziel jeder einzelnen lag, verschmähten doch nicht, gemeinsam zu handeln, wenn sich eine Gelegenheit darbot, die Regierung zu stürzen.

Das Ministerium Lafitte hielt sich nur bis zum 10. März 1831. Es war nämlich bei Gelegenheit einer Todtenfeier des Herzogs von Berry, welche durch die Karlisten veranstaltet worden, zu einem Volkstumult gekommen. Das Volk, aufgebracht über eine auf die vertriebene Königsfamilie sich beziehende Feier, brach in die Kirche St. Germain l'Aurerrois ein, störte das Fest durch Geschrei, und zertrümmerte Crucifixe und Geräthe. Am andern Tage wandte sich die Volkswuth gegen den verhaßten Erzbischof von Paris (Herrn von Quelen); man zertrümmerte seinen Palast, und warf Alles, was man darin fand, in die Seine. Da man dem Minister Lafitte Schuld gab, daß er nicht kräftig genug eingeschritten sey, so legte er sein Amt nieder, und Banquier Casimir Perier wurde an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt. Unstreitig war er der geschickteste französische Minister der neuesten Zeit. Obgleich von allen Parteien fortwährend getadelt und angegriffen, ging er doch festen Schrittes seine Bahn, und so wie er in den Sitzungen der Kammer mit hinreißender Beredtsamkeit seine Gegner niederdonnerte, so verfolgte er die Empörer ohne Schonung, so daß die fremden Mächte nach und nach Vertrauen zur Juli-Regierung faßten, und mit ihr Verbindungen eingingen. Auch unter ihm fehlte es nicht an Unruhen, welche die republikanische Partei und die Karlisten erregten, und an welchen die so gastfrei aufgenommenen Polen, undankbar genug, Theil nahmen; aber Perier dämpfte sie mit starker Hand. Kein unter seinem Ministerium von der Deputirtenkammer durchgesetztes Gesetz ist wichtiger, als das, welches die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde aussprach. Die täglichen großen Anstrengungen hatten indessen Periers Gesundheit untergraben, und da die Cholera im Frühjahre 1832 nach Paris kam, wurde auch er ein Opfer derselben (15. Mai). Mit Recht wurde sein Tod — ein seltener Fall — von allen Ehrenmännern auch der verschiedensten Parteien beklagt, und die allgemeine Trauer und Theilnahme bei seinem Begräbnisse war die beste Lobrede auf ihn. Marschall Soult trat einstweilen an die Spitze des Ministeriums.

Wie wichtig Perier war, zeigte sich schon während seiner Krankheit, als (30. Apr.) in Marseille ein karlistischer Aufstand ausbrach. Die kühne, aber unruhige Herzogin von Berry, die Mutter des Herzogs von Bordeaux, eine Prinzessin von Neapel, hatte mit den Karlisten einen Aufstand verabredet, der zu Gunsten ihres Sohnes stattfinden sollte. Zu dem Zwecke schiffte sie sich in Neapel nach der Provence ein, und sobald sie gelandet war, begannen die Unruhen in Marseille. Aber die Soldaten und die Nationalgarde unterdrückten den Aufruhr schnell; ihr Schiff wurde in Beschlag genommen, und nur mit Mühe gelang es ihr, in einer Verkleidung durch das südliche Frankreich nach

der Vendée zu entkommen, wo ihre Erscheinung das Volk so begeisterte, daß es für den kleinen Herzog von Bordeaux die Waffen ergriff. Und so begann hier ein blutiger, und obendrein nutzloser Krieg, der eine Menge Grausamkeiten herbeiführte, und bis gegen Ende des Jahres (1832) währte.

Im Sommer desselben Jahres wurde Paris wieder durch einen gefährlichen Aufstand beunruhigt, zu welchem sich die Republikaner und Karlisten vereinigt hatten. Zur Veranlassung nahmen sie das Begräbniß des Generals Lamarque, eines der Gegner Periers. Als sich am 5. Jun. (1832) der Leichenzug in Bewegung setzen wollte, bemächtigten sich an 300 junge Leute (Republikaner) des Leichenzuges und eine große Volksmasse drängte hinterher mit dem Geschrei: „Vive la liberté!“ Unterwegs kam plötzlich eine rothe Fahne zum Vorschein; man hörte hier und da aufrührerisches Geschrei, und bald fielen einzelne Schüsse zwischen den der Ordnung wegen beigegebenen Soldaten und den Unruhstiftern, ohne daß sich angeben ließ, wer zuerst geschossen habe. Die Polizei hatte, um die Anwesenheit der jungen Studenten zu verhindern, die Gebäude, in denen die Vorlesungen gehalten wurden, verschließen lassen; aber sie befreiten sich gewaltsam, und mischten sich, zum Theil ohne Röcke, unter den lärmenden Haufen, in dessen Mitte man rothe Mützen auf hohen Stangen erblickte. Die Soldaten suchten dem Lärm Einhalt zu thun, und den Haufen zu zerstreuen; aber die Unruhestifter leisteten Gegenwehr; die Bewaffneten schossen, die Uebrigen warfen mit Pflastersteinen; sie errichteten Barricaden, und schossen aus Fenstern und von Dächern, so daß der Sieg lange zweifelhaft blieb, während die Lärmtrommel die Nationalgarde herbeirief. Glücklicherweise fand der Aufruhr nur bei wenigen Bürgern Anklang; die Nationalgarde trat schnell ins Gewehr, und kämpfte nachdrücklich gegen die Meuterer, die fast nur aus Pöbel und jungen Leuten bestanden. Bis tief in die Nacht hinein wurde an den Verrammelungen gefochten. Am andern Tage (6. Jun.) wurde der Kampf mit noch größerer Erbitterung fortgesetzt. Die Meuterer hatten die Barricaden verstärkt, aber auch die Bürger erhielten durch die Nationalgarden und die Garnisonen benachbarter Städte Unterstützung. Ueberall überwältigt warfen sich die Empörer zuletzt in das Kloster St. Mery, das sie zu dem Ende stark befestigt hatten. Man forderte sie auf, sich zu ergeben; da sie sich dessen weigerten, so wurden die Thore mit Kanonen aufgeschossen, die Soldaten drangen stürmend ein, und von beiden Seiten floß viel Blut. Erst gegen Abend trat allgemeine Ruhe ein; die Rebellen waren überall besiegt. Die Regierung sprach den Belagerungszustand über Paris aus, und übergab die Bestrafung der Aufständischen den Kriegsgerichten. Da dies gegen die Verfassung war, so wandten sich die Verurtheilten an den obersten Gerichtshof in Paris, und dieser verwarf die Urtheile. Der Belagerungszustand wurde aufgehoben, und die Regierung hatte durch ihre Schuld eine der Herstellung der Ordnung sehr nachtheilige Demüthigung erfahren.

Während dessen hatte der grausame Bürgerkrieg in der Vendée fortgewüthet; doch waren die Rebellen bald Anfangs im Nachtheile. Sie mußten sich nach und nach unterwerfen. Nur der Herzogin von Berry konnte die französische Regierung lange nicht habhaft werden, weil sie sich unter mancherlei Ver-

kleidungen verbarg, und doch war die Ruhe nicht gesichert, so lange sie in der Vendée sich aufhielt. Endlich gelang es, sie aufzufinden. Man entdeckte sie durch Hülfe eines ihrer treulosen Freunde in einem Hause in Nantes, hinter einem Kamine versteckt. Die Hitze des Feuers zwang sie hervorzutreten, als eben die Polizei, des vergeblichen Suchens müde, das Haus verlassen wollte. Sie wurde nach der kleinen Festung Blaye (spr. Blei) auf einer Insel der Gironde gebracht, wo sie rücksichtsvoll behandelt wurde. Bald ließ man sie wieder los, und schickte sie nach Neapel, wo sie aber nicht blieb; sondern sie begab sich nach Oestreich, und erhielt zunächst das Schloß Brandeis, zwei Meilen von Prag, zum Aufenthalt angewiesen.

Die Ruhe in Frankreich blieb fortwährend trügerisch, und selbst der König war seines Lebens nicht sicher. Als er (19. Nov. 1832) mit seiner Suite nach dem Palast der Deputirten ritt, um deren Versammlung zu eröffnen, wurde auf der Brücke eine Pistole auf ihn abgedrückt. Glücklicherweise wurde er nicht getroffen, und der Thäter war im Menschengedränge entkommen. Die Jugend hatte es kein Hehl, daß sie das Königthum hasse, und bei Gelegenheit eines Straßentumults in Lyon (1833) wurde von dem Pöbel und den jungen Leuten gerufen: „Vive la republique! Vive la revolution! Vive la guillotine! Louis Philippe à la lanterne!“ Alle Wohlgesinnte erkannten daher, es müsse gegen diesen nichtswürdigen Geist, der alle bürgerliche Verhältnisse mit Auflösung bedrohe, ernstlich eingeschritten werden. Auf Antrieb der Minister verboten daher die Kammern (21. Febr. 1834) das öffentliche Ausrufen der Zeitungen und Flugschriften, weil die Unruhestifter sich dieses Mittels besonders bedienten, um ihre Ideen von Freiheit unter dem gemeinen Volk zu verbreiten. Ein zweites Gesetz machte das Bestehen aller Vereine, deren es in Frankreich gegen 40 gab und deren Gesinnung und Streben republikanisch war, von der Erlaubniß der Regierung abhängig. Diese Gesetze erregten eine große Aufregung; die Republikaner, aufs Aeußerste aufgebracht, bereiteten einen neuen Tumult vor. Sie benutzten dazu die Unzufriedenheit der Seidenarbeiter in Lyon, die von den Fabrikherren einen höhern Lohn verlangten, als diese geben zu können glaubten, und daher einen Verein geschlossen hatten, daß jeder Fabrikherr, der Erhöhung des Arbeitslohns verweigerte, von allen seinen Arbeitern verlassen werden sollte. Die, welche zu diesem Vereine gehörten, nannten sich Mutuellisten. Da nun alle solche Vereine verboten waren, so wurden die Mitglieder in vorkommenden Fällen bestraft, und dadurch der Unwille dieser Klasse noch vermehrt. Hier fanden also die Parteihäupter ein für ihre Entwürfe fruchtbares Feld, und wahrscheinlich waren auch die Karlisten diesen Plänen nicht fremd; wenigstens konnte man anders nicht erklären, daß die Republikaner, die meist der ärmeren Klasse angehörten, über so viele Geldmittel zu gebieten hatten. Der erste Tumult erhob sich in Lyon 5. April 1834 vor dem Gerichtshause, als sich die Geschworenen mit dem Processe einiger Mutuellisten beschäftigten. Die Jury mußte aufgehoben werden. Als am 9. April die Geschworenen wieder versammelt waren, um das Urtheil zu sprechen, und das Militair den Volkshaufen aus einander treiben wollte, brach der Aufruhr los. Sechs Tage lang wurde mit der größten Erbitterung gefochten; Lyon glich einer vom Feinde bestürmten

Stadt. Einzelne Häuser waren zu Festungen eingerichtet worden, und mußten erst mit Kanonen erobert werden; Brücken waren verrammelt, kurz alle Künste der Vertheidigung und des Angriffs angewendet. Erst am 6ten Tage waren die Meuterer durch die aus andern Städten herbeigezogenen Regimenter besiegt worden; aber Lyon war furchtbar verwüstet, ganze Straßen durch Feuer und Kanonen zerstört, und der Wohlstand auf viele Jahre zu Grunde gerichtet. Zugleich waren auch Unruhen unter den Fabrikarbeitern in Besançon und Grenoble, die aber leichter gestillt wurden. — Als die Nachricht von dem Anfange des Lyoner Aufstandes nach Paris kam, brachen der Verabredung gemäß auch hier die Parteihäupter los (12. Apr.). Aber die Polizei war darauf vorbereitet, und die über die wiederholten Aufstände erbitterte Nationalgarde verfolgte die Meuterer mit Nachdruck, überwältigte die errichteten Barricaden, und am folgenden Tage waren die Unruhestifter auf allen Punkten besiegt.

Die überall erlittenen Niederlagen hatten die Republikaner fürs Erste entmuthigt, so daß Paris mehrere Jahre vor ihnen Ruhe hatte, wenn sie auch ihre Pläne und geheimen Verschwörungen nicht aufgaben. Aber aus dem Schooße des von ihnen genährten bösen Geistes gingen drei Attentate hervor, welche gegen das Leben des Königs Ludwig Philipp gerichtet waren. Als dieser am 28. Jul. 1835, am Jahrestage der Juli-Revolution, von einer zahlreichen Suite begleitet, die Nationalgarde musternd, die Boulevards hinunterritt, hörte man plötzlich eine heftige Explosion, und 64 Personen aus der nächsten Umgebung des Königs, unter ihnen Marschall Mortier, sanken todt oder schwer verwundet zu Boden. Durch eine besondere Fügung der Vorsehung war der König selbst unverletzt geblieben. Der Schuß war aus einem Fenster gekommen; man stürmte das Haus, und ergriff den bereits auf der Flucht befindlichen Thäter. Es war ein gewandter Abenteurer aus Corsica, Fieschi, ehemals Soldat. Er sagte aus, daß er den König habe tödten wollen, und dazu eine Maschine mit vielen Flintenläufen, eine sogenannte Höllenmaschine, angefertigt, gestand auch, mit den Republikanern in Verbindung zu stehen. Er wurde mit zwei seiner Mitwisser, dem Materialienhändler Pepin und dem Sattler Morey, hingerichtet. Da man diese Störungen der öffentlichen Sicherheit und Ruhe den Wirkungen der ungezügelten republikanischen Presse zuschrieb, so nahm die Deputirtenkammer am 9. Sept. ein Gesetz an, welches die Herausgabe der politischen Blätter erschwerte, die Verantwortlichkeit der Verfasser steigerte, und die Bestrafung derselben erleichterte. Diese Septembergesetze wurden von den Gegnern der Regierung mit Erbitterung aufgenommen, und trugen viel dazu bei, Abneigung gegen den König zu verbreiten, so daß die nachfolgenden Ministerien sich scheuten, sie in strenge Anwendung zu bringen. Denn selbst der Bürgerstand fühlte sich durch das Mißtrauen jener Gesetze in die Geschwornengerichte, welche doch aus ihm hervorgingen, verletzt, da man die Preßvergehen gegen die Regierung nicht mehr von den Geschworenen, sondern von der Pairskammer richten lassen wollte. Auch machte das Umgehen der verfassungsmäßigen Bestimmungen einen üblen Eindruck.

Noch kein Jahr darauf, 26. Jun. 1836, wurde das Leben des Königs aufs Neue bedroht. Ein junger, arbeitsscheuer Taugenichts, Alibaud, schoß

mit einer Stockflinte auf den König, als dieser eben in den Tuilerien in den Wagen gestiegen war, um zu seiner Familie nach Neuilly zu fahren. Auch hier wurde Ludwig Philipp durch die Vorsehung sichtlich geschützt. Denn der wohlgezielte Schuß fehlte, weil der König gerade eine grüßende Bewegung machte. Ob Alibaud von den Republikanern zum Königsmord angestiftet gewesen, ließ sich nicht nachweisen; er gab seinen Haß gegen das Königthum als Beweggrund an, und wurde hingerichtet.

Ueberhaupt war das Jahr 1836 für Frankreich besonders unruhig. Der älteste Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon, der bisher in Arenenburg, einer Besitzung seiner Mutter im Thurgau in Helvetien, gewohnt hatte, erschien 30. Oct. 1836 plötzlich in Straßburg, wo er mit einigen Offizieren einverstanden war, und verlangte von den Soldaten, ihn als Napoleon II. zum Kaiser auszurufen. Der Ausgang dieses Streiches erregte mehr Spott als Besorgniß. Er wurde alsbald festgenommen, und aus besonderer Rücksicht unter der Bedingung, daß er nach Amerika gehen wolle, nicht vor Gericht gestellt. Seine Theilnehmer, die als eidbrüchige Militairs das Leben verwirkt hatten, wurden nach der Entlassung des Anstifters eben so willkürlich von der Jury für nicht schuldig erklärt. Ludwig Napoleon kehrte im nächsten Jahre aus Amerika zurück.

Einige Wochen später erfolgte der dritte Angriff auf das Leben des Königs. Als er 27. Dec. (1836) über die Tuilerienbrücke ritt, um die Kammer der Deputirten zu eröffnen, lauerte ein ähnlicher Taugenichts, wie die früheren Mörder, Meunier, auf ihn, und drückte ein Pistol auf ihn ab. Die Kugel fehlte, und fuhr zwischen dem Könige und seinem ältesten Sohne, dem Herzog von Orleans, durch. Meunier wurde zum Tode verurtheilt; da aber die bisherige Strenge von ähnlichen Verbrechen nicht zurückgeschreckt hatte, so wollte man es einmal mit der Güte versuchen; der König verwandelte die Todesstrafe in Verbannung nach Nordamerika.

Nach dieser Zeit schienen die Parteien sich nach und nach zu beruhigen, und die Aufregung legte sich. Die Karlisten (Legitimisten) gaben die Hoffnung auf, ihren Herzog von Bordeaux, auf welchem, nach dem in Görz in Oestreich an der Cholera 1836 erfolgten Tode Karls X., noch ihre einzige Hoffnung beruhte, fürs Erste auf den französischen Thron zu bringen, und die Republikaner trieben ihr Wesen nur im Stillen fort; freilich nicht weniger gefährlich, da auf diese Weise der Regierung allmälig die große Masse des Volkes entfremdet wurde. Doch wurde Ludwig Philipp immer noch von den mittleren Ständen unterstützt, ungeachtet er den Bürgerkönig etwas vergessen zu haben schien. Aber es gefiel, daß er seine Söhne, die Herzöge von Orleans und Nemours, an den Feldzügen in Algier theilnehmen ließ; den Prinzen von Joinville hatte er für das Seewesen bestimmt. Schon längst war es der Wunsch und das Streben des Königs gewesen, die Gunst der großen Mächte Europa's zu gewinnen und dadurch seinen Thron zu befestigen. Daß es ihm ziemlich gelang, zeigte die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg am 30. Mai 1837. Es wurde dadurch ein verwandtschaftliches Band der Julidynastie mit den nordischen Herrschern geknüpft.

Eine glänzende Waffenthat, die Erstürmung der im Innern von Algier auf einer Anhöhe gelegenen, sehr festen Stadt Constantine 13. Oct. 1837, wobei der französische Obergeneral Damremont erschossen wurde, schmeichelte der Nationaleitelkeit sehr, und wendete der Regierung gewiß viele Herzen zu. — Um so unerwarteter war ein neuer Aufruhr, welchen die nie ruhenden Republikaner 12. und 13. Mai 1839 erregten. Während die Pariser Bürger sich auf Spaziergängen oder in Kaffeehäusern befanden, stürmte ein Haufen von 200 jungen Leuten mehrere öffentliche Gebäude, und wollte sich selbst des Rathhauses bemächtigen. Ein wachhabender Offizier, der sich weigerte, das Gewehr zu strecken, wurde von ihnen niedergeschossen, und viele Municipalgardisten, die sie zerstreuen wollten, zu Boden gestreckt. Da endlich das Militair und die Nationalgarde sich gesammelt hatte, und die getheilten Haufen, die durch den Pöbel bald vergrößert waren, verfolgten, so errichteten die Meuterer Barricaden, hinter denen sie sich bis den folgenden Tag (13. Mai) hartnäckig vertheidigten. Endlich wurde man ihrer Herr, nachdem von beiden Seiten viele Menschen geblieben waren. Unter den Hauptanstiftern waren zwei festgenommen worden, Barbès und Bernard, überspannte Republikaner. Jener wurde zum Tode verurtheilt, vom Könige aber die Todesstrafe in lebenslängliche Haft verwandelt, Bernard dagegen zur Deportation verdammt.

Das Jahr 1840 brachte der immer kriegslustigen Mehrheit der Franzosen Aussichten auf recht großen Krieg. Frankreich hatte, wie in dem Abschnitt über die orientalische Frage erzählt werden wird, in dem Streit zwischen dem Sultan und Mehemed Ali Letzterem Aegypten und Syrien zu erhalten gewünscht. Die andern Mächte, welche nur Aegypten zugestanden, hatten in ihrer deshalb geschlossenen Uebereinkunft Frankreich völlig übergangen. Die gereizte französische Eitelkeit fuhr auf und die Stimmung der Nation fand ihren mächtigen Ausdruck in dem Premier-Minister Thiers. Dieser Mann, der Sohn eines Schlossers zu Marseille, hatte sich durch seine ausgezeichneten Talente zum trefflichen Redner und bedeutenden Staatsmanne emporgearbeitet, der nun die Zügel der Regierung Frankreichs mit dem Könige theilte. Die Land- und Seemacht wurde gerüstet, aber man that es in dem Glauben, daß die Mächte sich dadurch würden abhalten lassen, ihre Vorsätze mit Mehemed Ali auszuführen. Das war eine irrige Meinung; die Festungen an der syrischen Küste wurden genommen. Da wollte Thiers seinerseits nicht blos bei Drohungen stehen bleiben, gelte es auch mit ganz Europa Krieg zu führen. Der König aber wich vor den Gefahren eines solchen Kampfes zurück und genehmigte die Vermehrung des Heeres auf 930,000 Mann nicht. Thiers nahm seine Entlassung; die nächsten Minister suchten die gestörten auswärtigen Verhältnisse zu versöhnen und die kriegerische Bewegung in Frankreich zu beruhigen. Es gelang äußerlich, obwol Viele in dem Vermeiden des Krieges eine Verletzung der französischen Nationalehre sahen und den König beschuldigten, gegen die andern Mächte allzu nachgiebig zu seyn.

Einigermaßen wurden die Franzosen durch eine That der Regierung beschwichtigt, welche mit dem Andenken an die glorreiche Zeit des Kaisers ihnen das Bewußtseyn der großen Nation wiederbrachte. Thiers forderte 1840 von

den Engländern die Zurückgabe der Leiche Napoleons, die vom Ocean umrauscht auf der Felseninsel St. Helena ruhte. Prinz Joinville fuhr auf der Fregatte belle poule ab, um die Ueberreste des Gewaltigen nach der heimathlichen Erde Frankreichs überzuführen. Man fand, als man den Sarg öffnete, die Gestalt vollkommen kenntlich, nur die Nase hatte durch die Verwesung gelitten. Mit tiefer stiller Ehrfurcht umstanden der Prinz und seine Begleiter den Staub des Mächtigen, dessen Schlachtenruf die französischen Fahnen siegreich durch Europa geführt hatte. Da lagen sie — die stolzen Heldentrümmer! Am 15. December 1840 fand der Einzug des todten Kaisers in Paris statt. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte die Straßen und Plätze, ernst standen die Reihen der Nationalgarden und der Regimenter, als der Sarg auf hohem Wagen durch sie hinfuhr. Im Dom der Invaliden war das Ziel; dort empfingen die alten Krieger den Feldherrn; der König selbst trat der Leiche entgegen. Es war eine tiefempfundene Feier, welche Frankreich an diesem Tage beging. Die Erinnerungen an das Kaiserreich, welche man eine Zeitlang in Frankreich zurückgedrängt hatte, waren nun durch die Regierung selbst erneuert worden.

Einen seltsamen Gegensatz zu diesem würdevollen Auftauchen des napoleonischen Glanzes bildete in demselben Jahre eine wiederholte Unternehmung Ludwig Napoleon's. Nach seiner Rückkehr aus Amerika hatte er in der Schweiz gelebt, war aber, um derselben ein Zerwürfniß mit Frankreich zu ersparen, 1838 nach England gegangen. Am 6. August 1840 erschien der Prinz mit etwa 50 Bewaffneten plötzlich in Boulogne, aber weder Militair noch Volk ließ sich gewinnen. Der Streich mißglückte vollkommen, und als der Prinz sich retten wollte, wurde er gefangen. Man führte ihn nach Paris, wo er in demselben Zimmer gefangen saß, welches der Mörder Fieschi bewohnt hatte. Am 28. September wurde er von der Pairskammer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Am 7. October wurde er auf die Festung Ham gebracht. Aber, wenn es diesem Erben eines großen Namens auch mißlungen war, die Bewegung selbst zu erregen, welche ihn an die Spitze der Nation setzen sollte, so hatte doch schon früher ein berühmter Franzose von ihm gesagt, daß er bei vorkommenden Ereignissen zu einer großen Rolle berufen seyn könnte, wenn er die Bedürfnisse Frankreichs gut aufzufassen wüßte.

Immer sichtbarer trat die Regierungsweise Ludwig Philipps von dem Standpunkte zurück, dem sie ihre Entstehung und das Gelingen ihrer ersten Schritte verdankte, von dem Standpunkte der Volksthümlichkeit. Man mußte es wahrnehmen, wie Ludwig Philipp das Interesse seines Hauses allen andern voranstellte und wie er aus dieser Rücksicht die Freundschaft der mächtigen Fürsten Europa's suchte und ihnen so viel wie möglich den Willen that. Die Stimme der Oeffentlichkeit, welche darauf hinwies, wurde nicht geachtet, und während die Julidynastie den Thron zu befestigen glaubte, bröckelte der Boden, auf dem sie stand, unmerklich immer mehr ab. Denn nur die wahre, aufrichtige Hingebung an die Wohlfahrt des Volkes, für welches eine Regierung da ist, macht dieselbe stark. Wie viel auch Ludwig Philipp für das Volk zu thun schien, man sahe, daß er es nur um des Thrones willen that. Die Befürchtungen des Königs und der Wunsch, seiner Familie den Thron zu erhalten,

gaben sich in der 1841 durchgesetzten Befestigung von Paris zu erkennen, die sicherlich weit weniger gegen äußere Feinde als gegen mögliche Bewegungen der Hauptstadt selbst gerichtet war. Im Jahre 1842 traf den König ein harter Schlag des Schicksals. Sein einstiger Nachfolger, der Herzog von Orleans, stürzte am 13. Juni bei einer Spazierfahrt aus dem Wagen und wurde so gefährlich verletzt, daß er bald darauf starb. Das Thronfolgerecht ging nun auf seinen jungen Sohn, den Grafen von Paris, über.

Die Besitzungen der Franzosen in der Regentschaft Algier machten einen fortdauernden Krieg gegen die Stämme der Beduinen und Kabylen nöthig, welche durch den kühnen Emir Abd-el-Kader aufgereizt und angeführt wurden. Mit großer Kühnheit und Schnelligkeit wurden die Angriffe auf die Franzosen unternommen, und wenn der Emir auch oft überwunden schien, so trat er doch bald wieder auf. Der General Bugeaud hatte 1841 den Oberbefehl in Algier übernommen. Er überschritt den kleinen Atlas, und es glückte 1843 dem Herzoge von Aumale, viertem Sohne Ludwig Philipp's, das Lager Abd-el-Kaders, die Smalah, zu erobern. Der Emir flüchtete nach Marokko und regte dort die Bevölkerung so gegen die Franzosen auf, daß 1844 ein Krieg mit Marokko ausbrach. Bugeaud marschirte dem feindlichen Heere entgegen und schlug es am 14. August am Isly. Gleichzeitig hatte der Prinz von Joinville die Städte Tanger und Mogador mit einer französischen Flotte angegriffen und beschossen, so daß der Sultan von Marokko, Mulei Abderrahman, am 10. September Frieden schloß und sich von Abd-el-Kader lossagte. Schon im nächsten Jahre trat jedoch der unermüdliche Häuptling wieder auf und begann später sogar einen Krieg mit Marokko. Aber er wurde 1847 von den Marokkanern auf der einen und den Franzosen auf der andern Seite so in die Enge getrieben, daß er keinen Ausweg mehr sah, als sich dem einen der Feinde zu übergeben. Er zog die cultivirten Gegner seinen rachsüchtigen Glaubensgenossen vor und überlieferte sich am 25. Dcbr. dem Herzog von Aumale, welcher kurz vorher an Bugeaud's Stelle Statthalter von Algerien geworden war. Ein Dampfboot führte ihn sogleich nach Toulon, wo er am 29. Dcbr. eintraf und am 10. Januar 1848 nach dem Fort Lamalque abgeführt wurde. Jedenfalls ist mit seiner Gefangennehmung ein großes Hinderniß der französischen Occupation von Algier beseitigt worden.

Während dieser letzten Jahre lockerte sich das Einverständniß Ludwig Philipp's mit der englischen Regierung. Dieses gute Vernehmen, als entente cordiale bezeichnet, war durch den Besuch der Königin Victoria, den sie dem Könige der Franzosen auf dem Schlosse Eu abstattete, sehr verstärkt worden. Aber die Sorge des schlauen Staatslenkers Frankreichs für sein Haus spielte dem herzlichen Einvernehmen einen üblen Streich; denn ganz gegen den Willen Englands bewirkte Ludwig Philipp die Vermählung seines Sohnes, des Herzogs von Montpensier, mit der Infantin Louise Fernanda, Schwester der Königin von Spanien, 1846. England zürnte; der Franzosenkönig freute sich des Gelingens seiner Wünsche. Wie bald sollte er die Richtigkeit aller seiner Berechnungen erfahren! Der innere Zustand Frankreichs war ein gährender Vulkan und die Redlichkeit der Verwaltung des Landes tief verderbt. Den Einfluß

der Jesuiten fürchtend, denen vorzüglich die Königin zugethan war, hatte man ihre Ordenshäuser 1845 aufgehoben. Ihre wirkliche Vertreibung aus Frankreich schien jedoch an ihrer Zähigkeit und an geheimen Begünstigungen Widerstand zu finden. Wie ein von inneren Uebeln angegriffener Körper hier und da die Anzeichen davon schreckhaft zu Tage bringt, so der Zustand von Frankreich. Die Käuflichkeit und der Nepotismus der Beamten bis in die höchsten Stellen wurde bei einem Proceß im Jahre 1847 offenbar, wo ein ehemaliger Minister, Teste, überwiesen wurde, von einem General und dessen Genossen bestochen worden zu seyn. Andre ähnliche Entdeckungen wurden von den Betheiligten im Stillen beseitigt. Die öffentliche Redlichkeit hatte fürchterlich unter der Juliregierung gelitten. Darum war auch das Vertrauen so verschwunden, daß z. B., als der Herzog von Praslin (Pralin) seine Gattin schauervoll ermordet und darauf im Gefängniß Gift genommen hatte, das Volk durchaus glaubte, man habe den vornehmen Verbrecher seiner Strafe entzogen. Woher kam eine so tief eingreifende Verderbniß der Elemente des Staates? Daher, daß die Masse des Volkes von Parteien unterwühlt war, welche eine Aenderung der Staatsgewalt oder des ganzen Gesellschaftszustandes erstrebten und in so vielen Handlungen der Regierung willkommene Ursache fanden, sie dem Volke zu verdächtigen. Ein andrer Hauptgrund lag darin, daß die Regierung nur mit der Beistimmung der Mehrheit in der Kammer regieren konnte, und diese Kammer wurde von einer so geringen Anzahl von Franzosen gewählt, daß der Kern des Volkes dabei gar nicht betheiligt war. Ränke und allerhand Einfluß bei diesen Wahlen und bei der Besetzung und Verwaltung der Aemter waren etwas ganz Gewöhnliches. Und auf eine Kammer, die so wenig der Ausdruck des eigentlichen Frankreich war, stützte sich die Regierung als auf die Stimme der Nation! Die Voraussetzung war falsch, also auch die daraus herkommende Handlungsweise. Aber die Regierung unterschied in den Warnungen der öffentlichen Meinung die Stimmen der Besonnenen nicht von der Partei des Umsturzes; sie fuhr in ihrem System fort, und dies um so hartnäckiger, da der seit einigen Jahren die Geschäfte leitende Minister Guizot es für seine Hauptaufgabe hielt, den furchtbaren Plänen der geheimen Gesellschaften entgegen zu wirken. So fanden auch die Forderungen nach einer Reform der Deputirtenkammer kein Gehör. Dieses Drängen nach einer Wahlreform war schon 1840 von der Deputirtenkammer zurückgewiesen, seitdem aber immer allgemeiner und heftiger geworden. Man hielt, besonders 1847, sogenannte Reform-Banquets, bei welchen man für die Durchführung von einer größeren Betheiligung des Volkes an seiner Vertretung Reden hielt. An sich darf es nicht als ungerechtfertiget erscheinen, wenn man verlangt, daß in einer Nation von 36 Mil. nicht blos 200,000 Menschen politische Rechte haben sollten. Doch Guizot — und mit ihm der König — fürchtete, daß bei einem Rütteln an dem Staatsgebäude die Parteien über dasselbe herstürzen und es überfluthen würden. So stand in Frankreich Alles auf haarscharfer Linie gegeneinander. Die Parteien lauerten, die öffentliche Meinung grollte, die Regierung verließ sich auf die Bourgeoisie in den Kammern und in der Nationalgarde, auf die Forts um Paris und auf die Mächte Europa's. So brach der Sturm von 1848 herein.

132. Die Türkei und Mehemed Ali.

In der Türkei hatte der kräftige Mahmud (1808—1839) in seinen Neuerungen fortgefahren, seitdem er durch den Frieden von Adrianopel in Stand gesetzt war, seine ganze Sorge seinem Staate zu widmen. Bald aber wurde er in einen neuen Krieg gezogen. Der Pascha von Aegypten, der alte Mehemed Ali, griff immer weiter um sich und hätte sich, wenn es nur die europäischen Mächte zugegeben hätten, gar zu gern von der Pforte ganz unabhängig gemacht. Ein Streit mit dem türkischen Pascha von Syrien gab ihm Veranlassung, in Syrien, das zum türkischen Reiche gehörte, einzufallen, und so wurde ein Krieg zwischen der Türkei und Aegypten herbeigeführt 1832. Ibrahim Pascha, Mehemed Ali's Sohn, trieb die Türken vor sich her, drang in Klein-Asien ein, und brachte ihnen bei Coniah (21. Dec. 1832) eine entscheidende Niederlage bei. Nikolaus, der den Gang der Begebenheiten aufmerksam beobachtet hatte, bot jetzt dem Sultan seine Hülfe an, die auch gern angenommen wurde. Ein russisches Heer wurde nach dem Bosphorus übergeschifft und bezog ein Lager auf der asiatischen Küste, Constantinopel gegenüber, bei Chunkiar Iskelessi. Ihre drohende Stellung nöthigte Ibrahim Pascha zum Nachgeben; Mahmud mußte aber im Frieden von Kiutahia (4. Mai) 1833 in die Abtretung Syriens und des Gebiets von Adana in Klein-Asien willigen, und mit Rußland aus Dankbarkeit durch den Vertrag von Chunkiar Iskelessi (8. Jul.) 1833 ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, in welchem die Pforte sich verpflichtete, die Dardanellen auf Verlangen Rußlands jeder demselben feindlichen Macht zu schließen; worüber England und Frankreich ihre Empfindlichkeit und Eifersucht nicht verbergen konnten.

Mahmud aber konnte die großen Verluste und die durch Ibrahim erlittene Niederlage nicht verschmerzen. Auch trat der Pascha von Aegypten immer unverholener mit der Absicht hervor, einen eigenen mächtigen Staat (Aegypten, Arabien, Syrien, Adana, die Insel Kandia) zu begründen und denselben von der Pforte unabhängig zu machen. Ja, sein Ehrgeiz trieb ihn wohl auch zu dem Gedanken, die sinkende Macht des türkischen Reiches wieder aufzunehmen und zu erneuern. Ein Kampf war unvermeidlich. Sechs Jahre hindurch rüstete der Sultan und ließ seine Soldaten durch europäische Offiziere einüben; dann begann er 1839 den Krieg. Der Seraskier Hafiz Pascha überschritt den Euphrat und brach auf das Gebiet Mehemed Ali's ein. Ibrahim rückte ihm mit dem ägyptischen Heere, gegen 30,000 Mann stark, entgegen; bei Nisib am Euphrat kam es zur Schlacht, am 24. Juni. Schon riß unter den ägyptischen Bataillonen Unordnung ein, aber Hafiz ließ den günstigen Moment zum nachdrücklichen Angriff unbenutzt. Ibrahim trieb die Säumigen in den Kampf zurück, die Türken geriethen in Verwirrung und ein entsetzliches Kartätschenfeuer vollendete ihre Niederlage. Ueber hundert Kanonen und das Lager wurden von dem Sieger erbeutet.

In diesen Tagen, wo Mehemed Ali's Pläne sich erfüllen zu wollen schienen, starb Sultan Mahmud (1. Juli). Er hinterließ den umstürmten Thron seinem Sohne Abdul Medschid, einem Jünglinge von sechszehn Jahren. Aber Chosrew Pascha, mit der erneuten Würde des Großveziers bekleidet, traf kräftige

Maaßregeln. Da ereignete sich ein neues Unglück. Der Kapudan-Pascha, ein Feind Chosrews und dessen von russischem Einfluß berührten Absichten mißtrauend, führte die türkische Flotte (es waren 22 Schiffe) nach Alexandrien und überlieferte sie dem Vicekönige. Dieser behielt sie als Unterpfand für Erreichung des erblichen Besitzes seiner Länder. Zu diesen Uebeln kam noch eine innere Gährung in der Türkei. Die Freunde des Alten, den Neuerungen Mahmuds abgeneigt, sahen in Mehemed Ali eine Stütze der alten Nationalität und Rechtgläubigkeit, und selbst in dem Serail fand Mehemed Ali seine Anhänger. Das Bestehen der Pforte, im Tiefsten erschüttert, schien dem Untergange verfallen.

Aber die europäischen Großmächte hielten denselben auf. Waren auch die Interessen derselben im Orient einander fast entgegengesetzt, so brachte eben diese verschiedene Betheiligung an der Zukunft jener Länder die Wirkung hervor, den Sturz der Pforte wenigstens jetzt nicht eintreten zu lassen. Die fünf Mächte erklärten einmüthig am 27. Juni 1839, daß sie das Fortbestehen der Pforte in ihren Schutz nähmen. Bald aber trat auch hier eine Meinungsverschiedenheit ein. Frankreich glaubte seinen Vortheil im Orient durch die Begünstigung Mehemed Ali's zu erreichen und geleitet von dem kriegslustigen Ministerium Thier's (1. März) bewirkte es die Absetzung des Großvezier's Chosrew; auch wollte die französische Regierung an den Maaßregeln gegen den Vicekönig nicht Theil nehmen. Da schlossen Oestreich, Preußen, England und Rußland, ohne Frankreich, am 15. Juli 1840 eine Quadrupelallianz mit der Pforte. Mehemed sollte auf den Besitz von Aegypten beschränkt werden, diesen jedoch erblich erhalten. Frankreich, über den ohne seine Zustimmung geschlossenen Vertrag erbittert, rüstete mächtig, und ungeachtet Ludwig Philipp selbst durchaus nicht für den Krieg war, drohte doch das Zerwürfniß der Mächte mit einem europäischen Kriege.

Allein die verbündeten Mächte ließen sich nicht beirren. Als Mehemed Ali auf die an ihn gestellten Forderungen nicht einging, vereinigten sich englische Schiffe unter Admiral Stopford, östreichische unter Contre-Admiral Bandiera und türkische unter Contre-Admiral Walker zu einer Flotte, um die Küste von Syrien zu blokiren. Ibrahim Pascha hielt mit 50,000 Mann dieses Land besetzt. Die Verbündeten erschienen Mitte September an der syrischen Küste, landeten ihre Truppen und insurgirten die Bewohner des Libanon, welche gegen die Herrschaft Ibrahims schon früher aufgestanden waren. Beirut wurde genommen, 11—16. September; dann segelte die Flotte nach Saida und eroberte es den 26. Septbr. Hier schon zeichnete sich der östreichische Erzherzog Friedrich, ein Sohn des Siegers bei Aspern, mit seiner Mannschaft aus. Sie sollten die gelandeten Truppen von ihrem Schiffe aus beschützen, allein sie schlossen sich freiwillig den Stürmenden an und waren unter den Ersten in der Stadt. Am 4. November fiel St. Jean d'Acre nach vorangegangenem heftigen Bombardement in die Gewalt der Verbündeten. Wieder war Erzherzog Friedrich unter den Vordersten in der Citadelle. Auch erwarb sich der englische Commodore Napier bei diesen Unternehmungen durch Umsicht und Kühnheit einen verdienstvollen Namen.

Also ging der ägyptischen Herrschaft ein Platz nach dem andern verloren;

auch Jaffa und Jerusalem fielen in die Hände der Verbündeten, und von Klein-Asien aus drang eine türkische Armee siegreich vor. Frankreichs Hülfe blieb aus. Zwar hatte das dortige Ministerium das Heer auf den Kriegsfuß gebracht und die Grenzfestungen gerüstet; Paris selbst sollte befestigt werden, aber der König weigerte sich am Ende so entschieden, mit Europa in Kampf zu treten, daß Thiers seine Entlassung einreichte. Das nachfolgende Ministerium Soult-Guizot hatte in der orientalischen Frage gemäßigtere Ansichten. Da nun Ibrahim in Syrien immer mehr bedrängt wurde und den Rückmarsch nach Aegypten antrat, so gab Mehemed Ali am 11. Januar 1841 die großherrliche Flotte zurück, unterwarf sich dem Sultan und empfing von diesem dagegen den erblichen Besitz von Aegypten unter türkischer Oberhoheit. Er ist am 10. November 1848 gestorben, worauf sein Enkel Abbas das Paschalik Aegypten erhalten hat.

Mitten unter diesen Ereignissen hatte die Regierung des Sultans einen Versuch gemacht, die bisher rein despotischen Einrichtungen der Verwaltung aufzuheben und sich den europäischen Zuständen zu nähern. Der Sultan erließ am 3. November 1839 den berühmten Hattischerif von Gülhane, d. h. eine Verordnung über die Grundrechte der türkischen Unterthanen. Alle wurden gleich vor dem Gesetz; Leben, Ehre und Vermögen der Unterthanen wurde gesichert, und eine regelmäßige Steuererhebung und Soldaten-Aushebung eingeführt. Es war vorauszusehen, daß diese Neuerungen nur schwer und langsam Raum gewinnen würden, daß namentlich die Pascha's, deren Willkür dadurch gebrochen war, widerstehen würden; allein die Regierung gebrauchte entschiedenen Ernst gegen diese Widerstrebenden. Wird es aber möglich seyn, den Geist der türkischen Nation neu zu beleben? Wird es überhaupt gelingen, das an Macht und Ansehen verfallende Reich, besonders in Europa, noch dauernd zu retten? Die Zukunft scheint nicht so fern, wo in diesem Theile Europa's wichtige Veränderungen bevorstehen. Rußlands Blicke sind wohl auf Constantinopel und die Dardanellen gerichtet, und in der Moldau und Wallachei ist der Einfluß dieser Großmacht schon bedeutender als die fast nur dem Namen nach bestehende Oberhoheit des Sultans. Der russische Kaiser ist der Schutzherr der beiden Fürstenthümer; er bestätigt die Wahl der Hospodare. Auch in Serbien, welches durch Czerny Georg 1806 die türkische Herrschaft abgeschüttelt, und nach abermaliger Unterdrückung durch Milosch Obrenowitsch wiedergewonnen hatte, machten sich bei den vorkommenden Unruhen (Milosch abgesetzt 1839, sein Sohn Michael vertrieben 1842) die Bestrebungen Rußlands bemerklich.

133. Der griechische Staat.

Griechenlands Selbstständigkeit war durch England, Frankreich und Rußland in dem Vertrage vom 6. Juli 1827 festgestellt worden. Die Pforte setzte diesem Beschluß auch nach der Schlacht bei Navarin noch ihre Protestationen entgegen und Ibrahim Pascha hielt Morea noch immer besetzt. Aber im August 1829 landete eine französische Armee von 14,000 Mann unter Marschall Maison und nöthigte Ibrahim zur Räumung. Im Frieden von Adrianopel endlich mußte die Türkei Alles anerkennen, was die Mächte über die künftige Gestaltung Griechenlands bestimmt hatten. Nun wurde die genauere Begrenzung

des neuen Staates durch einen Vertrag zu London festgestellt und zugleich beschlossen, daß er von einem souverainen Fürsten regiert werden solle. Man wählte dazu den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, den Wittwer der Prinzessin Charlotte, der einzigen Tochter Georgs IV. von England (später König der Belgier). Der Prinz nahm die Wahl an, als er aber eine Mißstimmung der Griechen gegen sich zu bemerken glaubte, gab er die erhaltene Würde schon im Mai 1830 zurück.

Während dessen führte Capo d'Istrias als Präsident die Regierung. Anfänglich schien er den Beifall der Griechen zu haben, da er aber die unruhigen Häuptlinge durch Strenge zügeln zu müssen glaubte, so verletzte er durch seine Maaßregeln das griechische Nationalgefühl und erregte den Argwohn, daß er unter russischem Schutz sich zum Gebieter Griechenlands machen wolle. Bald fielen mehrere Distrikte von ihm ab, ein Bürgerkrieg brach aus und so weit ging das Mißtrauen, daß der griechische Admiral Miaulis die im Hafen von Paros liegende griechische Flotte von 28 Schiffen selbst verbrannte, weil er fürchtete, sie in die Hände der Russen fallen zu sehen. Kurze Zeit darauf, 9. October 1831, wurde Capo d'Istrias, als er dem Gottesdienst beiwohnen wollte, von Konstantin und Georg Mauromichalis an der Kirchenthüre ermordet. Zwar übernahm der Bruder des Ermordeten, Graf Augustin Capo d'Istrias, die Regierung; aber die Unruhen mehrten sich, und schon im April 1832 trat er zurück und verließ das Land. Auf das Heftigste feindeten sich die Parteien an*); die an die Spitze der Regierung gesetzten Männer wechselten häufig und hatten weder Ansehen noch Mittel, es zu erwerben. Die Zustände arteten in eine völlige Anarchie aus.

So schien es nach so vielen Heldenkämpfen gegen die türkischen Zwingherren, als ob das alte Uebel der Griechen, die Feindschaft der Stämme unter sich, eine Wiedergeburt des Vaterlandes unmöglich machen würde, als die Großmächte sich einigten, dem zweiten Sohne des Königs Ludwig von Baiern, Otto, die griechische Krone zu übertragen, 7. Mai 1832. Da der Prinz erst 17 Jahr alt war, sollte eine Regentschaft bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung führen, und eine Anleihe von 60 Mill. Franken, nebst einem Truppen-Corps von 3500 Mann sollte es möglich machen, die Verwirrungen in Griechenland zu lösen, und unter dem Schutz der Ordnung den neuen Staat emporblühen zu lassen. Im Januar 1833 verließ der junge König die deutsche Heimath; am 30. landete das Geschwader in Nauplia und am 6. Februar hielt Otto I., empfangen von dem jauchzenden Zuruf des Volkes, seinen Einzug in diese Stadt.

Die Regentschaft, bestehend aus dem baierschen Grafen von Armansperg, dem Staatsrath Maurer und dem General Heideck, begann ihr Werk mit Energie und Einsicht. Aber welch eine schwierige Aufgabe! Ein Land, heruntergekommen durch den türkischen Despotismus, zerrüttet durch den langen, blutigen Befreiungskrieg; ein Volk, durch Parteiungen gespalten, an die Gewalt der Waffen gewöhnt und einer geordneten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fast noch fremd. Dies waren die Elemente, welche einem gesicherten

*) Die nationale Partei; die Napisten, Anhänger der Verwaltung Capo d'Istrias; später noch die Königlichen.

und wirksamen Staatsleben entgegengeführt werden sollten. Dazu kam eine offenkundige Abneigung gegen die Fremden und die daraus entstehenden hemmenden Vorurtheile. Noch im Jahre der Ankunft des Königes wurde eine Verschwörung zum Umsturz der Regentschaft entdeckt, an deren Spitze unter Anderen der alte Freiheitskämpfer Kolokotronis stand. Sie wurde unterdrückt, die Anführer gefangen, doch später begnadigt. An den Grenzen waren Räubereien zu bekämpfen, welche in Banden von Hunderten ausgeführt wurden. Die Mainotten, Nachkommen der Spartaner zu seyn sich rühmend, wurden aufrührerisch, weil die Regierung die alten festen Thürme, in welchen die Kapitanis ihr trotzten, abbrechen lassen wollte. Sie konnten nicht sowohl durch Waffen als durch Belehrung und Ueberredung bezwungen werden. Doch die Regentschaft sorgte unermüdet. Das Gerichtswesen wurde geordnet, der Verkehr durch Straßen, Posteinrichtungen und Dampfschiffe belebt, die Verwaltung geregelt und der Landbau befördert. Eine Synode setzte 1833 die Unabhängigkeit der griechischen Kirche fest und hob die bisherige Unterordnung unter den Patriarchen von Constantinopel auf. Die Regierung verlegte Ende 1834 ihren Sitz von Nauplia nach Athen.

Am 1. Juni 1835 übernahm der König selbst die Zügel der Regierung und erließ eine herzliche Anrede an sein Volk. Graf Armansperg blieb bis 1837 der Rathgeber des jungen Monarchen. Die für die Wohlfahrt des Landes zweckmäßigen Einrichtungen wurden fortgesetzt; namentlich ist die Sorge für Volksbildung durch verschiedene Schulanstalten und das Dotationsgesetz zu erwähnen. Letzteres gewährte jedem Familienhaupte das Recht, bis zur Höhe von 2000 Drachmen (500 Thaler) Nationalgut zu erwerben. Dadurch wurde es möglich, daß viele Eigenthumslose einen Besitz erhielten und mit demselben ein Interesse an geordneten Zuständen gewannen. Der Staat hob sich sichtlich; die Einwohnerzahl Athens stieg z. B. in den ersten vier Jahren von 7000 auf 18000; die Staatseinnahmen wuchsen von 7 Mill. Drachmen auf 16 Millionen. Ein lebhafter Wechselverkehr zwischen Baiern und Griechenland wurde durch gegenseitige Besuche unterhalten und 1837 vermählte sich König Otto mit der Prinzessin Amalie von Oldenburg.

Allein trotz manchem Gelungenen und günstig sich Entwickelnden waren die öffentlichen Zustände doch keineswegs beruhigt und gesichert. Die Regierung selbst wurde namentlich durch dringende Geldnoth in der Ausführung der nöthigen Einrichtungen gehemmt und geschwächt. Noch reichten die Staatseinnahmen nicht zur Deckung der Ausgaben. Ein bedeutender Theil der erwähnten Anleihe hatte bei der nach der Wahl König Otto's durch die Pforte gebilligten Grenzbestimmung als Entschädigung gezahlt werden müssen, und das letzte Drittheil der Anleihe verzögerte England, weil noch immer die dem Lande verheißene Verfassung nicht gegeben sey. Auch das Volk selbst wünschte die Erfüllung dieser Zusage. Ganz besonders aber wurde das Mißvergnügen der Griechen durch den Druck und den Eigennutz der fremden Beamten aufgeregt. Mancher Abenteurer war nach Griechenland gekommen, um sich dort zu bereichern oder durch ein Amt sich zu versorgen, und der Widerwille der Griechen traf dann den Schuldigen wie den Wohlmeinenden. Ueberhaupt

fühlte sich der Nationalstolz verletzt, daß nach der Erlangung der Freiheit nun die Ehre und Macht der öffentlichen Stellen meist in Händen der Fremden war, daß bei der Begründung der Zustände die Nation selbst sich so wenig betheiligen durfte. Die unregelmäßigen Truppen des Befreiungskrieges und ihre Häuptlinge, kräftige, aber undisciplinirte Schaaren, vermehrten die Zahl der Unzufriedenen, da sie nicht die Berücksichtigung fanden, welche sie erwarteten. Zu allen diesen Schwierigkeiten und Parteiungen kam nun noch die Bevormundung des jungen Staates durch die drei Schutzmächte, welche, die Beschwerden des Nationalgefühles vermehrend, um so übler wirkte, da die Gesandten der Mächte für Erreichung ihrer besonderen Zwecke unter- und gegeneinander intriguirten.

Die Regierung schien über die im Lande verbreitete Unzufriedenheit hinwegzugehen. Im Anfang September 1843 richteten die Mächte eine Note an das griechische Ministerium, worin zur Verleihung einer Verfassung und zur Einführung einer sparsameren Verwaltung aufgefordert wurde. Man zögerte und suchte sich zu rechtfertigen. Aber unter den Griechen selbst stand der Entschluß fest, durch eine großartige Demonstration die Umwandlung der Regierung zu bewirken. Der 17. Septbr. 1843 war zum Ausbruch bestimmt. Oberst Kalergi, ein genauer Freund des russischen Gesandten in Athen, leitete die Bewegung. Doch erhielt die Regierung am 13. bestimmte Angaben über das Bevorstehende. Also brach die Bewegung in der Nacht vom 14. zum 15. Septbr. aus. Um zwei Uhr nach Mitternacht gaben einige Flintenschüsse das Zeichen; das Volk sammelte sich auf Straßen und Plätzen, die ganze Militair-Besatzung von Athen trat unter die Waffen und unter dem Oberbefehl des Obersten Kalergi setzten sich Soldaten und Volk mit dem Ruf: „Es lebe die Constitution!" nach dem Palast des Königs in Bewegung. Hier war man in großer Angst und Besorgniß. Die Massen erschienen, und alle Zugänge des Palastes wurden besetzt. Eine Deputation des Staatsrathes erschien vor dem Könige, der zwar den geordneten Geist der Bewegung wahrnahm, aber seinen Entschluß nicht sogleich fassen konnte. Man forderte Berufung eines neuen Ministeriums und Bildung einer Nationalversammlung zur Berathung einer Constitution. Als aber der König sah, daß bei längerem Zögern die Demonstration sich in eine gewaltsame Revolution verwandeln könne, unterzeichnete er die Forderungen und zeigte sich vom Balkon des Palastes dem Volke. Lauter Jubel erscholl, und so, ohne Blutvergießen und Gewaltthaten, war noch vor Abend dieses Tages das Ereigniß vollendet, welches die Umwandlung der Regierungsform herbeiführte. Doch wurden alle Ausländer aus dem öffentlichen Dienst entlassen und des Landes verwiesen; eine besonders für diejenigen harte Maaßregel, welche bereits ansässig geworden waren. Die Nationalversammlung trat nach einigen Wochen zusammen, und die Constitution wurde berathen und vollendet.

Seitdem haben die Ministerien schon mehrere Male gewechselt; die öffentliche Sicherheit ist aber noch keinesweges vollendet. Noch im Jahre 1847 erhob der General Grivas in Armenien und der General Grisiotis in Euböa einen Aufstand; beide wurden gedämpft. Es ließ sich dabei wahrnehmen, daß

englischer Einfluß diesen Ereignissen nicht ganz fremd war. Auch mit der Pforte erhob sich 1847 über einen an sich unbedeutenden Vorfall mit dem türkischen Gesandten Mussurus ein Zwist, welcher den kriegerischen Geist der Nation aufregte. Selbst die in der Türkei wohnenden Griechen zeigten bedeutsame Theilnahme für diese Angelegenheit. Sie wurde aber gütlich beigelegt. So von dem unruhigen Geist im Innern, durch diplomatische Gegner von Außen und durch fortdauernde Finanzverlegenheit bedrängt, wird Griechenland noch lange Zeit brauchen, ehe es die zu seiner Wohlfahrt nöthige Stärke und Sicherheit erlangt.

134. Die italienischen Staaten.

In Italien waren die Jahre 1831 und 1832 sehr unruhig. Die Härte mancher Regierung, die schlechte Landesverwaltung der anderen und die fortdauernden geheimen Bemühungen der Carbonari lieferten den Zündstoff für diese Nachwirkungen der französischen Ereignisse von 1830. In Modena sollte der erste Schlag geführt werden, indem Menotti, ein scheinbares Werkzeug des durch seine Willkür verhaßten Herzogs Franz, eine Verschwörung gegen die Regierung desselben gemacht hatte. Allein der Herzog kam den Verschworenen zuvor, verhaftete am 3. Febr. 1831 Menotti und einige Theilnehmer, wurde aber durch eine im nahen Bologna ausgebrochene Empörung veranlaßt, nach Mantua sich zu begeben, worauf in Modena eine provisorische Regierung gebildet wurde. Ebenso in Bologna, wo am 4. Febr. der päpstliche Legat vertrieben und einige Tage darauf die weltliche Macht des Papstes für abgeschafft erklärt wurde. Die Empörung verbreitete sich schnell fast über den ganzen Kirchenstaat mit Ausnahme von Rom, wo man eben mit der Papstwahl beschäftigt war. Gregor XVI. (Mauro Capellari) bestieg in diesen drangvollen Augenblicken den Stuhl Petri; da aber die päpstliche Regierung zu zeitgemäßen Verbesserungen zu keiner Zeit geneigt war, so wollte auch Papst Gregor den Empörern in Nichts nachgeben. Er und der Herzog von Modena baten die östreichische Regierung um militairische Hülfe. Kaiser Franz sandte auch sogleich den General Frimont mit 30000 Mann; den revolutionairen Regierungen fehlte es aber theils an Energie und den zweckmäßigsten Maaßregeln, theils glaubten sie nicht, daß Frankreich eine Einmischung der Oestreicher zugeben würde. So kam es, daß am 9. März der Herzog von Modena mit den Oestreichern wieder in seine Hauptstadt einzog. Am 21. März besetzten die Oestreicher Bologna; Widerstand wurde entweder gar nicht, oder nur unerheblich geleistet. Die Parteihäupter, welche nicht geflohen waren, wurden festgenommen. Im Jul. zogen sich die Oestreicher wieder aus dem Kirchenstaat zurück, nachdem der Papst das Versprechen gegeben hatte, daß er die Beschwerden seiner Unterthanen abstellen wolle. Da er aber seine Zusage nicht hielt, wenigstens nicht in der Art, wie sie es erwartet hatten, so übergaben die Provinzen des Kirchenstaates den Gesandten der fünf Mächte eine Auseinandersetzung, in welcher die schweren Mängel der päpstlichen Regierung geschildert waren, mit der offenen Erklärung, daß nur eine Trennung der geistlichen Gewalt von der weltlichen dauernd helfen könne. Man weigerte sich, die vom Papste vorgenommenen Veränderungen an-

zunehmen, und widersetzte sich den päpstlichen Behörden. Gregor war daher genöthigt, zum zweiten Mal zu der östreichischen Macht seine Zuflucht zu nehmen. Am 28. Januar 1832 rückten die Oestreicher unter General Hrabowsky in Bologna ein. Sie waren im Kirchenstaat noch lieber gesehen, als die zuchtlosen Banden, welche Cardinal Albani als päpstliche Truppen gesammelt hatte, und welche zu Forli mit unmenschlicher Grausamkeit wider die Einwohner gewüthet hatten. Aber auch die Franzosen mischten sich, eifersüchtig auf die Erfolge des östreichischen Einflusses in Italien, in diese Angelegenheiten. Um den Unterthanen für Erfüllung der Versprechen des Papstes Bürge zu seyn, wie der Minister-Präsident Casimir Perier äußerte, schickte Frankreich ein Geschwader vor Ankona, und die Franzosen überrumpelten und besetzten in der Nacht vom 22. Febr. 1832 die Citadelle dieser Stadt. Das Ereigniß machte ungeheures Aufsehen in Europa; schon erwartete man, daß Ludwig Philipp es mit den Völkern gegen die Fürsten halten würde. Es erwies sich aber, daß es mit der Sache nicht wahrhaft ernstlich gemeint war. Der Julikönig war genöthigt gewesen, durch ein Unternehmen seine Gegner im Lande zu beschwichtigen, und dann zeigte er den Mächten Europa's, was er könnte, wenn er wollte. Die Einwohner von Ankona nahmen übrigens die Franzosen sehr gut auf, und zeigten sich gegen die päpstliche Regierung und die Priester höchst erbittert. Da sprach der Papst den Bann gegen sie aus, aber so sehr war die Wirkung dieser einst selbst den Kaisern fürchterlichen Waffe geschwächt, daß man die Bannbulle mit einem kleinen Luftballon in die Wolken schickte. Uebrigens kamen die Verbesserungen in der päpstlichen Regierung nicht, trotz dem, daß die Franzosen mehrere Jahre in Ankona standen. Endlich im Dec. 1838 verließen die Oestreicher das päpstliche Gebiet, worauf auch Ankona von der französischen Regierung an die päpstliche zurück gegeben wurde.

Italien, von nun an viele Jahre ohne Empörungen, lag in diesen Zeiten unter dem bekannten Einflusse des östreichischen Kabinets, und es geschah nichts, um die Grundlagen der Zukunft, — Volksbildung, Redlichkeit des Beamtenthumes, offene und treue Verwaltung — herzustellen. Die Höfe der Fürsten waren von Jesuiten erfüllt und geleitet. Die Art der Herrschaft suchte ihr Muster in den Zeiten vor der französischen Revolution. Im Innern des Volkes schlich gegen die Regierungen der Geist der Carbonari fort; eine neue Verbindung, „das junge Italien", war durch den Advocat M a z z i n i, einen schwärmerischen Republikaner, gestiftet worden. Haupttendenz dieses Bundes war die von den Italienern lange schon mit Begeisterung aufgenommene Idee einer republikanischen Einheit Italiens. Solche Zwecke waren an den Höfen gekannt; man mußte auf der Hut seyn, und Jesuiten und Höflinge schürten das Feuer des Argwohns. So lag in den meisten Staaten Italiens bittre Entfremdung zwischen den Fürsten und Völkern; es herrschte, für Regierung und Volk gleich verderblich, eine systematische Angeberei und Spionirerei, deren allgemeine Folge dann das Uebermaaß der Verfolgungen und Einkerkerungen war.

In N e a p e l regierte seit Nov. 1830 König F e r d i n a n d II. Er war jung auf den Thron gekommen, und hatte durch Selbstständigkeit und Offenheit große Hoffnungen erregt; allein nach wenigen Jahren wurde die Wirkung

eines Einflusses sichtbar, welcher den König dem Volke schroffer gegenüber stellte. Strenge und Polizeimaaßregeln sollten die Unzufriedenheit niederhalten, so daß der Mangel an Kerkern zu eiligerem Gerichtsverfahren drängte; doch that diese Regierung auch Vieles für die öffentliche Sicherheit, für den Verkehr und Aufschwung der Gewerbe. In Sizilien mußte 1837 bei dem Ausbruch der Cholera ein gräuelvoller Aufstand unterdrückt werden. Darauf wurde die Insel ihrer abgesonderten Verwaltung beraubt und zur Provinz gemacht. Von Korfu aus landeten 1844 einige Flüchtlinge, unter ihnen die Brüder Bandiera (Söhne eines östreichischen Admirals) in Calabrien, um einen Aufstand zu erregen. Sie wurden gefangen und in Cosenza erschossen. Doch war Calabrien von Guerillas-Banden beunruhigt, gegen welche auch die königlichen Truppen nichts Entscheidendes ausrichteten.

Im Kirchenstaat hatte Gregor XVI. einigen Cardinälen die Leitung der weltlichen Herrschaft überlassen, da er sich hierin unerfahren fühlte, und sein Gemüth auf Herstellung des Gehorsams gegen die kirchlichen Glaubenssätze und der hierarchischen Rechte gerichtet war. Der Abfall der unirten Griechen in Rußland machte ihm Sorge und Leid; mit Preußen kam er in enge Verwickelungen wegen des Streites über die gemischten Ehen und die Wegführung des Erzbischofs von Cöln, und die letzten Jahre seines Lebens wurden von dem Geräusch erfüllt, welches die Lehre der Christkatholiken in Deutschland verursachte. Die weltlichen Unterthanen des Papstes waren bei dieser vorherrschenden Richtung auf die geistliche Gewalt übel berathen; die Klagen über öffentliche Unsicherheit, schlechte Rechtspflege und über die Willkür und Langsamkeit der Verwaltung mehrten sich. Das Volk schrieb die meisten Uebelstände der Einrichtung zu, daß alles öffentliche Wesen in den Händen der Priester ruhte, und der Widerwille gegen diesen Zustand war allgemein verbreitet. Ein in Rimini 1845 versuchter Aufstand wurde wieder unterdrückt. — Unter den kleinen Staaten Mittelitaliens zeichnete sich Toskana unter Leopold II. vortheilhaft durch Milde und Sorgfalt der Regierung aus; Modena dagegen wurde auf eine tyrannische und finstre Weise regiert. Im Königreich Sardinien, wo Karl Albert seit 1831 herrschte, war die Inquisition eingeführt worden, die Jesuiten trieben ihr Wesen, und wenn auch der von Mazzini 1834 zum Sturz der sardinischen Regierung veranstaltete Zug flüchtiger Italiener und Polen unter Ramorino leicht vereitelt wurde, so bedurfte es doch unausgesetzter Anstrengungen, um den Eingang gefürchteter Aufklärung an den Grenzen Frankreichs und der Schweiz zu verhindern. — Die Lombardei wurde von der östreichischen Regierung mit ungemeiner Sorgfalt behandelt, und war mit Ausnahme der freilich längst versunkenen Größe Venedig's ein blühendes Land. Die Lombarden erkannten dies wohl an, aber die nationale Abneigung gegen die Deutschen hinderte auch hier einen zufriedenen, gesicherten Zustand.

Ueberblicken wir diese Lage der italienischen Länder — die Masse der Uebelstände, die Sehnsucht nach Aenderung — so begreifen wir die blitzähnliche Wirkung, die das Auftreten eines Papstes machte, welcher der Reformator seines Staates seyn wollte. Pius IX. (Mastai Feretti, erwählt am 16. Jun. 1846) schritt zu solchem Werke. Europa staunte bei seinem Beginnen; die Gewebe alter

Staatskünstler verwirrten sich. Zwar ließ Pius IX. die erwartungsvolle Frage nach seinem Verfahren als Kirchenoberhaupt nicht lange ungewiß; sein Schreiben an den Erzbischof von Cöln, die Verdammung des Hermesianismus *) und auch Ansprachen des Papstes im Cardinal-Collegium zeigten, daß eine kirchliche Reformation von ihm weder zu erwarten sey noch begünstigt werden würde. Aber in der Regierung des Kirchenstaates begann ein reges Leben. Eine Amnestie für politische Vergehungen wurde erlassen, die Mißbräuche in der Verwaltung wurden angegriffen, die bequeme Sicherheit der Behörden und des Priesterstandes wurde aufgeschreckt; der Papst war den Beschwerden zugänglich und ein eben so schneller als strenger Richter gegründeter Klage. Eine Nationalgarde wurde verheißen und bald darauf eingeführt; der Papst berief Vertrauensmänner aus den Provinzen des Kirchenstaates, um ihren Rath zu hören und ihnen eine Mitwirkung bei der Verwaltung zu gestatten. Alle diese Maaßregeln wurden mit unermeßlichem Jubel aufgenommen, und Pius hatte mehre Male Gelegenheit, sich von der Begeisterung seiner Unterthanen zu überzeugen. Aber es konnte auch an Gegnern nicht fehlen. Gestörter Eigennutz, verletzte Eitelkeit, die zurückgedrängte Herrschsucht der Priester, die blinde Anhänglichkeit an das Alte — diese Interessen bildeten eine bedeutende Schaar von Feinden. Sie hielten sich still, und schmiedeten Complotte. Der Papst benahm sich gegen diese Gegner eben so edel als weise. Eines Tages wurde ein Mann vor den Papst gebracht, welcher eine Schmähschrift: „Geschichte Pius IX., des Feindes der Religion und des Hauptes des revolutionären Italiens" verbreitet hatte. Nach kurzem Verhör sagte Pius: „Da die Sache mich persönlich betrifft, so verzeihe ich Dir." Nun wollte der Angeklagte, von solchem Edelmuth besiegt, die Namen der Verfasser nennen. Aber der Papst hielt sich die Ohren zu und sagte: „Ich will nicht hören! Mögen sie in Vergessenheit bleiben!" — Am 16. und 17. Jul. 1847 sollte während eines Feuerwerkes ein Gemetzel begonnen werden, Brandstiftung den Tumult vermehren und in dieser Auflösung der Ordnung sollte der Papst seiner Regierung entsetzt werden. Die abscheuliche Verschwörung wurde entdeckt, der Gouverneur von Rom, Grasselini, war darein verwickelt, ja ihre Fäden scheinen bis in die Hände von Cardinälen gereicht zu haben. Der Ingrimm des Volkes ließ eine furchtbare Rache fürchten, doch Nationalgarde und Militair erhielten die Ordnung. In diesen Tagen zeichnete sich ein Mann unter Vielen aus, Angelo Brunetti, gewöhnlich Ciceruacchio genannt. Früher ein Kärner, hatte er sich dann durch erweiterten Handel zum wohlhabenden Mann gemacht. Er war der populärste Mann in Rom, sein Einfluß auf die Menge war entschieden. Jetzt wandte er ihn dazu an, das Volk vor dem Ausbruch roher Wuth zu bewahren. Der Papst selbst ließ sich durch solche Erfahrungen in seinem Plane nicht aufhalten; vielleicht trugen die Anfeindungen nur zur Beschleunigung bei. Im Oct. 1847 begründete er eine Staatsconsulta, eine Art Volksvertretung, die in einem Saale des Vatikan ihre Sitzungen hielt.

---

*) Professor Hermes in Bonn, gest. 1831, hatte versucht, das katholische Glaubenssystem vernunftgemäß zu begründen.

Die Bewegung, welche die Reformen Pius IX. in Italien hervorriefen, war allgemein und gewaltig. Die Herzen der Italiener schlugen ihm entgegen, „Evviva Pio nono!“ ertönte es in allen Staaten der Halbinsel, ein heftiges Drängen im Volke ließ sich erkennen. In der Lombardei gab es unruhige Tage in den größeren Städten; nur eine bedeutende Militairgewalt hielt den Ausbruch mühsam nieder. Sardinien und Toskana schlossen sich einsichtsvoll und gerecht den Reformen des Papstes an; das erstere leitete sogar einen italienischen Zollverein ein; Modena bedurfte östreichische Hülfe gegen das Volk. Neapel suchte durch Verschärfung der Polizeistrenge die Bewegung einzuschüchtern. Aber es kamen Tumulte auch dort vor; Sizilien war sehr unruhig und die Aufregung wuchs von Tage zu Tage.

Unter diesen einer gewaltsamen Lösung zurollenden Verhältnissen wurde der am 8. Dec. 1847 erfolgte Tod der Erzherzogin Marie Louise von Parma, der ehemaligen Kaiserin von Frankreich, kaum bemerkt. Das Herzogthum Parma ging an den früheren Herzog von Lucca, Karl Ludwig, über.

135. Die pyrenäische Halbinsel.

In Spanien, dem unglücklichen Lande des wechselnden Umschwunges der Regierungsgrundsätze und fortdauernder Parteiungen, fuhr Ferdinand VII. fort, sich um die Liebe seiner Unterthanen zu bringen. Obwohl er die Partei der Liberalen oder Constitutionellen heftig verfolgte, genügte er dem Haß und Eifer jener Partei noch immer nicht, welche die apostolische oder karlistische sich nannte, und deren Ziel Priesterherrschaft und Inquisition war. Don Karlos, der Bruder und künftige Nachfolger des kinderlosen Königs, war ihre Stütze und Hoffnung. Da starb 1829 die Königin; Ferdinand vermählte sich bald darauf mit Marie Christine, einer neapolitanischen Prinzessin (Schwester der Herzogin von Berry), und hob für den Fall, daß sie eine Tochter bekommen sollte, das sogenannte salische Gesetz, welches die weibliche Linie von der Thronfolge ausschloß, am 29. März 1830 auf. Wirklich wurde, 10. Oct. 1830, eine Tochter geboren, und vom König zur Thronfolgerin ernannt. Don Karlos protestirte gegen die Verletzung seines Rechtes; die Apostolischen, in ihren Aussichten getäuscht, waren erbittert. Auch die Liberalen, unterstützt durch den von Ferdinand nicht anerkannten Julithron in Frankreich, wagten Ende 1830 unter dem General Mina einen Einfall, wurden aber zurückgeschlagen. Doch sah die Königin Christine wohl ein, daß ihre Pläne der Zukunft nur durch Begünstigung der liberalen Partei zu erreichen seyen.

Darauf starb Ferdinand VII. am 29. Sept. 1833. Seine dreijährige Tochter Isabella wurde in Madrid als Königin ausgerufen, und ihre Mutter Christine übernahm die Regentschaft. Dieser Tod war das Signal zum Ausbruch des Bürgerkrieges. Die Karlisten erhoben sich, indem sie Don Karlos als Karl V. zum König proclamirten. Vorzugsweise wurden die baskischen Provinzen und Navarra, wo man zugleich für Erhaltung der alten Freiheiten (Fueros) kämpfte, der Schauplatz des Krieges. Zwar wurden anfänglich die Empörer zurückgeworfen; aber bald ordnete Zumalacarregui, der kühne und uneigennützige Held des Aufstandes, den Widerstand, führte auf die ver-

wegenste Weise den Guerillaskrieg, und siegte, 22. April 1834, bei Borunda über die Christino's. Die Regentin suchte durch Annäherung an die liberale Partei Macht zu gewinnen; auch schlossen England und Frankreich mit Portugal und Spanien, 22. April 1834, eine Quadrupelallianz für den Thron Isabella's, worauf eine britische Legion unter General Evans und die französische Fremdenlegion mit den Christino's gegen die Karlisten kämpften; aber nichts Wirksames ausrichten konnten. Denn auch Don Karlos, welcher im Jul. 1834 aus England in die baskischen Provinzen zurückgekehrt war, fand vom Auslande her Hülfe und Unterstützung, und die gebirgige Beschaffenheit des Landes begünstigte die Widerstandsfähigkeit der Seinigen. Zumalacarregui war zwar im Juni 1835 vor Bilbao geblieben, aber die Partei des Prätendenten fand neue Anführer. Eraso, Eguia, Villareal, Serrador commandirten die Schaaren; der wilde Gomez, der grausame Cabrera, der Pfarrer Merino, schon in der Glaubensarmee ein verwegener Streifzügler, unternahmen Streifzüge in das Innere, selbst bis in den Süden des Landes. Vergebens waren die Anstrengungen der christinischen Feldherren, den Aufstand zu unterdrücken; man erreichte es zwar, die karlistische Bewegung auf ihren Hauptherd zu beschränken, allein dort in ihrer Gebirgsfestung schienen sie unüberwindlich. So traten Sarsfield, Rodil, Mina, Valdes, Quiseda, Cordova nach einander als Generale der Regentin auf den Kriegsschauplatz. Im Jahre 1837 schien die Entscheidung des Kampfes nahe zu seyn. Die Karlisten siegten bei Hueska (24. Mai), gingen im Juni über den Ebro, und richteten den Marsch auf Madrid. Aber das Erscheinen des Prätendenten rief keinen besonderen Anhang hervor, und der nunmehr zum Feldherrn der Christino's ernannte General Espartero, welcher schon 1836 (25. Dec.) bei Luchana siegreich gegen die Karlisten gewesen war, rückte zum Schutz der Hauptstadt herbei. Don Karlos wagte nicht den entscheidenden Angriff auf Madrid, sondern zog sich im Herbste in das Baskenland zurück, wurde aber von dem nacheilenden Espartero noch einigemal geschlagen. Der Krieg, der schon von Anfang voll Wuth und Erbitterung geführt worden war, artete von nun an in eine wahre Mordgier aus; auf beiden Seiten wurden die Gefangenen, ja mitunter auch Kinder erschossen. Dies geschah hauptsächlich im Jahre 1838. Im darauf folgenden Jahre boten die Christino's eine bedeutende Macht zur Beendigung des Krieges auf. Aber schon hatte Don Karlos durch seine Unfähigkeit und fanatische Grausamkeit das Ansehen bei einem Theile der Seinigen verloren. Es trat eine baskische Partei auf, welche den Prätendenten aufgebend, nur noch für ihre Fuero's kämpfen wollte. Munagorri, ein begüterter Baske, trat zuerst mit dem Rufe: Friede und Fuerro's auf. Sein Unternehmen scheiterte. In dieser Zeit hatte Don Karlos den General Maroto zum Oberbefehlshaber seiner Truppen ernannt. Dieser, ein energischer Gegner der den Prätendenten umspinnenden Priesterpartei, trat mit Espartero in Unterhandlungen, welche zu dem Vertrage von Bergara, 31. August 1839, führten, worin die möglichste Schonung der Fuero's versprochen wurde.. Achtzehn karlistische Bataillone legten hierauf die Waffen nieder. Don Karlos flüchtete sich 15. Sept. nach Frankreich, wo ihm Bourges zum Aufenthalt angewiesen wurde. Noch setzten einige

karlistische Generale, besonders Cabrera, den Bürgerkrieg mit unmenschlicher Wuth in Catalonien und Aragonien fort, aber auch er mußte im Jul. 1840 nach Frankreich übergehen. Gegen 30,000 Karlisten waren so im größten Elende über die Pyrenäen gekommen. Der Krieg war beendet, nachdem er fast sieben schreckliche Jahre gedauert hatte. Espartero wurde zum Herzoge de la Victoria ernannt. Don Karlos blieb bis 1845 in Bourges unter Aufsicht der französischen Regierung, und wurde, nachdem er seinen Ansprüchen entsagt hatte, nach Genua entlassen. Sein Sohn, der Graf von Montemolin, war nach England entflohen, von wo er noch im April 1844 den Versuch machte, nach Spanien zu gelangen, aber von der französischen Regierung verhaftet und zurückgewiesen wurde.

Die inneren Regierungsangelegenheiten Spaniens in dieser Zeit sind ein solches Gewebe von Parteiungen und Empörungen, von Intriguen und Ministerwechsel, daß wir uns auf die Hauptzüge beschränken. Die Regentin, um sich des Beistandes der Liberalen gegen die Karlisten zu versichern, gab 1834 eine Verfassung: das sogenannte Estatudo real. Es befriedigte wenig. Der Ruf nach der Constitution von 1812 ertönte wieder, und das Volk richtete an vielen Orten seinen Grimm gegen die Mönche, deren Klöster es plünderte und zerstörte. Im August brach der Aufstand in Madrid aus; die Regentin befand sich in la Granja. In der Nacht des 12. Aug. zogen Soldatenhaufen unter Anführung des Sergeanten Hereia vor dieses Schloß. Unter wilden Drohungen forderte man die Constitution von 1812; zwölf Unteroffiziere und Soldaten drangen in das Schlafzimmer Christinen's, und nach mehrstündigem Unterhandeln mußte sie sich zur Annahme der Forderung verstehen. Doch wurde jene Verfassung durch die zusammentretenden Cortes zum Vortheil der königlichen Macht wesentlich geändert und am 18. Jun. 1837 verkündigt und beschworen. Als nun die Regierung, auf die Willfährigkeit der damaligen Cortes bauend, noch größere Erweiterung der königlichen Macht, namentlich durch ein Gemeindeordnungs-Gesetz (Ayuntamientos), erstrebte, zeigten sich wieder heftige Bewegungen im Volke. Espartero trat auf die Seite des Volkes, und nahm, als die Regentin seine Rathschläge verwarf, seine Entlassung. Sie wurde verweigert, aber in Madrid selbst traten die Behörden mit offnem Widerstande gegen die Regentin auf. Espartero sollte den Aufstand unterdrücken; da machte er die Erfüllung seiner Rathschläge zur Bedingung des Beistandes für die Regentin. Das Volk jubelte laut auf; Espartero hielt 29. Sept. 1840 seinen fast königlichen Einzug in Madrid. Die Regentin, welche in die Zurücknahme des Gemeindegesetzes nicht willigen mochte und überdem durch ihr Privatleben die öffentliche Achtung verscherzt hatte, fand es für gerathen, abzudanken. Sie schiffte sich am 14. Oct. nach Frankreich ein. Espartero vom armen Dorfknaben Boldomero schon bis zum Herzog emporgestiegen, wurde am 8. Mai 1841 zum Regenten des Reiches erwählt.

Auch unter seiner Regentschaft fehlte es nicht an Unruhen und Empörungen. So in Barzellona, welches im Nov. 1842 bombardirt werden mußte. Im folgenden Jahre brach ein weiter verbreiteter Aufstand aus. Narvaez, ein Anhänger Christinen's und Todfeind Espartero's, trat von Catalonien aus

gegen ihn auf, und zog am 23. Jul. in Madrid ein. Espartero begab sich nach England. Nun wurde die junge Königin Isabella für mündig erklärt, 8. Nov. 1843. Sie hat sich 1847 mit dem Infanten Franz, Herzog von Cadiz, vermählt. Was aber in Spanien vor Allem Noth thut, die Regierung mit kräftiger Hand und im Sinne der wahren Volkswohlfahrt zu führen — wie sollte dieses von einer so jugendlichen, unerfahrenen Fürstin geleistet werden. Hofintriguen, die verächtlichsten Ränke im Innern des Palastes, Zwiespalt zwischen Isabella und ihrem Gemahl; im Lande selbst die unversöhnten trotzigen politischen Parteien; dazwischen das Wetterleuchten des Aufruhrs, besonders in Catalonien, wo die Montemolinisten (Anhänger des ältesten Sohnes des Don Karlos) aufstanden und Cabrera's furchtbarer Name wiederum schreckte: — dies sind die Bestandtheile des spanischen Staatslebens. Wechselnd im Gelingen strebten Frankreich und England nach Einfluß auf diese Zustände. Ersteres gewann einen mächtigen Vorsprung, als es gelang, die Vermählung der Prinzessin Louise, Schwester Isabella's, mit dem Herzoge von Montpensier, einem Sohne Ludwig Philipp's, zu bewerkstelligen, Herbst 1846. Im nächsten Jahre wechselten die Minister sehr häufig; auch wurde Espartero in seine Würden wieder eingesetzt, und er reiste von London ab, um nach Spanien zurückzukehren. Marie Christine aber, die Ende 1847 nach Madrid gekommen war, und der General Narvaez, Herzog von Valenzia, lenkten und umgaben die junge Königin so, daß sie es nur dem Namen nach war.

Portugal verließen wir 1830 unter der usurpirten Herrschaft des tyrannischen Don Miguel, gegen welchen sein Bruder, Don Pedro, eine Expedition auf der Insel Terceira ausrüsten ließ, um seine Tochter Donna Maria durch Gewalt der Waffen auf den portugiesischen Thron zu führen. Indessen fiel in Brasilien eine Regierungsveränderung vor. Don Pedro's kräftige, aber etwas rücksichtslose Regierung hatte ihm in seiner Hauptstadt Rio Janeiro (sprich Dschanéïru) viele Widersacher zugezogen, und da ihm bei einem Tumulte die Soldaten den Gehorsam verweigerten, so legte er (7. Apr.) 1831 die brasilianische Krone nieder, ernannte seinen sechsjährigen Sohn Don Pedro II. zu seinem Nachfolger, und schiffte sich nach Europa ein. Er besuchte seine Tochter in London, dann den Hof in Paris, erhielt Erlaubniß, Engländer und Franzosen in seinen Sold zu nehmen, sammelte bei der Insel Belle-Ile (an der Küste der Bretagne) Schiffe und Truppen, schiffte nach Terceira, wo er beide Flotten vereinigte, und segelte nun nach Portugal, wo er bei Oporto (8. Jul.) 1832 landete. Nun entbrannte ein beklagenswerther Bruderkrieg, der fast zwei Jahre währte, und endlich zu Don Pedro's Gunsten entschieden wurde. Am 28. Jul. 1833 hielt er seinen Einzug in Lissabon. Miguel hielt sich noch bis zum Mai 1834. Unter englischer Vermittelung entsagte er gegen ein Jahrgeld der Krone von Portugal, und zog sich nach Rom zurück. Donna Maria regierte nun als Königin von Portugal unter der Vormundschaft ihres Vaters, der aber schon (24. Sept.) 1834 starb. Die junge sechzehnjährige Königin wurde für volljährig erklärt, und sie vermählte sich dem Bruder ihrer Stiefmutter, dem Herzoge v. Leuchtenberg, einem Sohne Eugen Beauharnois's, 1835. Aber schon zwei Monate darauf starb er plötzlich. Am 1. Jan. 1836 vermählte sie

sich zum 2ten Male, und zwar mit dem Prinzen Ferdinand von Coburg, einem Neffen des Königs der Belgier. Seit der Geburt eines Prinzen (1837) führt er in Folge der Verfassung des Reichs den Titel: Fernando, König von Portugal.

Die inneren Ereignisse und Zustände des Landes seit der Thronbesteigung Donna Maria's sind den spanischen sehr ähnlich. Ein Wechsel der Verfassungen und ein Ankämpfen der Parteien gegen die jeweilig geltende, das ist die Geschichte der letzten Jahrzehnte auch in Portugal. 1836 wurde die Verfassung von 1820 der Königin abgezwungen. Sie sträubte sich, aber nachdem der ehemalige Minister Jose Freire ein Opfer der Volkswuth geworden war, gab sie nach. Während die Cortes über der Revision dieser Verfassung arbeiteten, brach der Bürgerkrieg aus, indem eine Partei die Charte Don Pedro's von 1826 gewaltsam herstellen wollte. Die Bewegung wurde unterdrückt und (1838, 4. April) die inzwischen vollendete Verfassung beschworen. 1842 aber erneute Costa Cabral den Aufstand gegen diese Constitution, und drang durch; die Verfassung Don Pedro's wurde wieder eingeführt. Dagegen erhoben sich 1846 die Anhänger der Charte von 1838. Sie befestigten sich in Oporto, und errichteten eine provisorische Junta. Die Königin, hart bedrängt, rief die Hülfe der Quadrupelallianz an; Engländer und Franzosen landeten zur Deckung Lissabon's, und Oporto wurde von einem spanischen Hülfscorps genommen. Die Ruhe wurde äußerlich hergestellt, allein noch ist Portugal von sicheren und geordneten Zuständen weit entfernt. Zu diesem Uebel der Parteiungen kam noch eine so überhand nehmende Zerrüttung der Finanzen, daß nicht einmal die Besoldungen der Beamten bezahlt wurden. Auch mit England hatte Portugal Zwistigkeiten wegen der Abschaffung des Sklavenhandels, welche Portugal noch einige Zeit hinausschieben wollte. Das Land ist aber an eine gewisse Abhängigkeit von England so sehr gebunden, daß es vergebens nach eigner Machtvollkommenheit ringt.

136. Die Schweiz.

Um die Bewegungen und Ereignisse der letzten Zeiten in der Schweiz (siehe Abschnitt 111 und 113) richtig aufzufassen, holen wir hier nach, daß durch den Umsturz des Napoleonischen Kaiserreiches auch die Verfassung der Schweiz eine Aenderung erlitten hatte. In der Hauptsache war der alte Bundesverband vor 1798 wieder hergestellt worden, jedoch blieben die vormaligen Unterthanen-Verhältnisse aufgehoben und die seither selbstständig gewordenen Kantone wurden beibehalten. Es waren ihrer jetzt 22, welche die neue Bundesurkunde vom 7. Aug. 1815 annahmen. Die Kantone waren souverain und leiteten die allgemeinen Angelegenheiten durch eine Versammlung von Abgeordneten, die Tagsatzung genannt, welche sich in dem Vorort (abwechselnd eine der drei Städte Bern, Zürich, Luzern) alljährlich zusammenfand. Als nun 1830 die Ereignisse in Frankreich so viele Bewegungen hervorriefen, fehlte es auch in der Schweiz nicht an Männern, welche eine größere Betheiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten wünschten. Es war nämlich die Regierungsgewalt grade in den größeren Kantonen in den Händen einiger patrizischen Fa-

milien. Nun brach die Bewegung gegen diesen Zustand aus und gelang namentlich durch den Aufbruch von etwa 5000 bewaffneten Bauern aus den Freiämtern an der Reuß im December 1830, so daß bald die meisten der Kantone, unter ihnen der Vorort Luzern und einige Zeit darauf auch Bern, demokratische Verfassungen angenommen hatten. Im Kanton Basel führten diese Bestrebungen eine Trennung in Basel-Landschaft und Basel-Stadt herbei; eben so zeigte sich zwischen Inner-Schwyz und Außer-Schwyz und zwischen Ober- und Nieder-Wallis ein heftiger Zwiespalt. Um nun die neuen Verfassungen zu schützen und zu erhalten, traten Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Zürich, Luzern und Unterwallis 1832 zu einem Concordate zusammen, worauf Basel, Uri, Schwyz, Unterwalden, Neuenburg und Ober-Wallis sich zu einem Gegenbündniß, die Sarner Conferenz, vereinigten. Die Erbitterung stieg. Als 1833 eine neue Bundesverfassung berathen werden sollte, verschmähten die Sarner Verbündeten daran Theil zu nehmen, und tagten in Schwyz, während die Tagsatzung in Luzern war. Offen drohte der Bürgerkrieg. Am 31. Jul. versuchten einige Hunderte bewaffneter Schwyzer unter Oberst Abyberg einen bewaffneten Aufstand gegen die Tagsatzung. Diese aber griff rasch zu entschiedenen Mitteln; der Kanton Schwyz wurde militairisch besetzt und die Sarner Conferenz aufgelöst. Auch mit den Großmächten kamen die Schwyzer durch diese Umgestaltung und ihre Folgen in Spannung und Unfrieden. Die demokratisch gewordene Schweiz wurde von den gleichgesinnten Parteien in den umliegenden Ländern als ein sehr günstiger Boden für ihr Wirken angesehen. Zu derselben Zeit, als das Frankfurter Attentat in Deutschland geschah, brachen gegen 400 Polen aus benachbarten Städten Frankreichs in der Schweiz ein, um von hier aus nach Deutschland überzugehen. Dort war aber das Unternehmen schon gescheitert. Die Flüchtlinge blieben also in der Schweiz, und machten im folgenden Jahre, verbunden mit italienischen Flüchtlingen, unter Ramorino einen Einfall in Savoyen, um den sardinischen Thron zu stürzen und die Erhebung Italiens herbeizuführen, Anfang 1834. Dieser sogenannte Savoyer Zug hatte auch keinen Erfolg, die Höfe aber forderten jetzt Ausweisung der Fremdlinge vom Schweizer Gebiet. Da nun auch die damals von den Regierungen verpönten deutschen Nationalbestrebungen in der Schweiz eine Zuflucht fanden, und den Forderungen der Mächte auf Abstelluug dieser Umtriebe keine Nachachtung gegeben wurde, so war 1835 das Zerwürfniß auf dem Punkte zu einer militairischen Grenzbesetzung der Schweiz zu führen, als es doch noch zu einer friedlichen Ausgleichung kam. Auch mit Frankreich gerieth die Schweiz wegen des Gastrechtes in Mißhelligkeit; denn sie wollte das Begehren der Entfernung Ludwig Napoleon's 1838 durchaus nicht erfüllen. Nur die freiwillige Abreise des Prinzen beseitigte die schon drohenden kriegerischen Maaßregeln.

Während dieser Jahre war der innere Zustand auch noch zu keinem Abschluß gekommen. Zwar hatte man mehre Male versucht, eine Revision der Bundesverfassung zu bewirken, doch im Ganzen vergebens. Es standen sich vorzüglich zwei Parteien gegenüber: die Einen wollten die Souverainetät der einzelnen Kantone und die Mannigfaltigkeit der Regierungen erhalten, die Andern

gingen auf Abschaffung derselben und Centralisation der Schweiz unter einer für sich selbstständigen Bundesbehörde aus. Im Stillen aber regte sich ein noch mächtigerer Feind der Eintracht durch die Spannung der religiösen Interessen. Die demokratischen Regierungen, freieren Ansichten in dem Kirchenwesen zugethan, beförderten die Aufnahme und Verbreitung derselben; auch strebte man der katholischen Kirche der Schweiz eine größere nationale Selbstständigkeit zu verschaffen. Gegen diese Bestrebungen eiferten nun unter den Protestanten die Pietistensecten, namentlich die Momiers und die Anhänger der alten Satzungen; unter den Katholiken die ultramontane Geistlichkeit. Waren doch auch die Jesuiten seit 1818 in Freiburg und dann in Schwyz angesiedelt, und hatten einen weitgreifenden Einfluß. Das Volk wurde aufgeregt, als solle die Kirche und der alte Glaube vor Unterdrückung gerettet werden. Besonders in den katholischen Kantonen fand die Warnung vor Religionsgefahr Eingang; in den Urkantonen, wo der Fortschritt der Zeit fast gar nicht gekannt war, beharrte man mit einfachem Gemüth beim Alten, weil es das Alte, das liebe Erbe der Vorfahren war. Doch auch in protestantischen Kantonen war die Beängstigung um den Glauben wahrzunehmen. So waren die Parteien von den mannigfaltigsten Motiven geleitet; das kirchliche und politische Interesse waren an vielen Stellen gar nicht zu trennen. Neben dem erbittertsten Fanatismus wirkte die kalte Klugheit des Ehrgeizes, neben wahrer Frömmigkeit die Heuchelei, neben ächtem Patriotismus die bloße Selbstsucht. Bewegungen, in denen diese Gesinnungen ausbrachen, gab es genug. In Zürich wurde den 6. Sept. 1839 eine Regierungsänderung bewirkt, welche sich von den Grundsätzen des Concordates von 1832 lossagte. Im Kanton Schwyz setzte sich der Streit zwischen Alt und Neu in den Parteien der Hornmänner (wohlhabende und bevorrechtete Besitzer von Hornvieh) und der Klauenmänner (ärmere Schafhirten) fort. In Luzern fand ein Wechsel der Regierung zu Gunsten der Ultramontanen und Jesuiten statt, welche letztere auch wirklich 1844 zur Leitung des Erziehungswesens nach Luzern eingeladen wurden. Zwei Freischaarenzüge der Radicalen gegen diese Stadt (December 1844, März 1845) hatten keinen Erfolg. Dagegen siegten diese letzteren im Kanton Waadt und Genf. Die Verwirrungen stiegen, schon stellte Oestreich ein Beobachtungscorps in Vorarlberg auf. Immer größer wurde einerseits die Energie der Jesuiten, andererseits der Haß gegen dieselben; bald war die ganze Schweiz in zwei Lager gespalten, das der Freunde des liberalen Fortschrittes und das der Anhänger eines pietistisch-ultramontanen-jesuitischen Systems. Die Entfernung der Gesellschaft Jesu wurde gefordert. Da bildete sich der Sonderbund zum Schutz des angefochtenen Ordens. Die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis bildeten dieses Bündniß. Eine Entscheidung stand bevor und sollte es auch die der Waffen sein. Die europäischen Großmächte, ängstlich für die Erhaltung des Friedens besorgt, dessen Störung die schlimmsten Folgen nach sich ziehen könnte, suchten das Zerwürfniß der Schweiz zu vermitteln, und es war eine Besetzung der Schweiz durch Oestreich und Frankreich zu erwarten. Aber es kam anders. Schnell und kräftig machte die Schweiz ihre Angelegenheiten ohne Einmischung ab.

Am 20. Oct. 1847 hatte die Tagsatzung noch einmal den Versuch gemacht, die Unrechtmäßigkeit des Sonderbundes darzustellen und das Volk dieser Kantone aufzuklären. Vergebens, die Proclamationen der Tagsatzung wurden verhindert, ihre Abgeordneten wurden verschmäht! Der Sonderbund verweigerte seine Auflösung so wie die Aufhebung der Jesuitenhäuser. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich geworden. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit blickte Alles auf die Schweiz; denn es schien ein harter Kampf bevorzustehen, wenn man sich an die altschweizerische Tapferkeit der Urkantone erinnerte. Der eigentliche Bruch erfolgte am 29. Oct. auf die unannehmbaren Forderungen der Sonderbündler. Die Rüstungen waren vollendet. Die Eidgenossen wurden vom General Dufour, unter ihm Oberst Rilliet-Constant und Ochsenbein, dem Präsidenten der Tagsatzung, befehligt; Anführer der Sonderbündler war General Salis-Soglio.

Auf der Höhe des St. Gotthard wurde das erste Blut in diesem Bruderstreite vergossen, indem die dort aufgestellten Urner mit den Tessinern zusammen trafen und einigen Verlust erlitten. Auch machten die Sonderbündler vom Luzerner und Zuger Gebiet aus einige Angriffe auf das Aargauer und Berner Gebiet, wurden aber zurückgewiesen. General Dufour hatte seinen ersten Hauptangriff auf den Kanton Freiburg gerichtet. Am 12. Nov. rückte die eidgenössische Armee dort ein; am 13. nahmen die Waadtländer stürmend die feste Stellung des Dorfes Afry, und Oberst Burkhard besetzte das Kloster Mariahilf, eine Stunde vor Freiburg. Am folgenden Tage rückten die Truppen Dufour's gegen die Stadt vor. Eine Anhöhe um die andere wurde überstiegen, ohne einen erheblichen Widerstand zu finden. Endlich gelangte man vor die Verschanzungen der Feinde; die Mündungen der Kanonen, weit umher die Gegend bestreichend, waren auf die heranrückenden Colonnen gerichtet. Schnell entfalteten sie sich, die Schützen begannen ihr Feuer — da langte um Mittag die Erklärung der Freiburger Regierung an, daß sich die Stadt ergeben wolle. Sie wurde sogleich besetzt und der Freiburger Landsturm entwaffnet. Auch in das prachtvolle Jesuitengebäude wurden Waadtländer und Basellânder einquartiert, die in den Sälen der verhaßten Unruhstifter übel wirthschafteten. Die meisten Jesuiten waren entflohen; die andern fand man versteckt, und brachte sie über die Grenze. Eine neue Regierung aus den Männern der liberalen Partei wurde in Freiburg ernannt und die politischen Gefangenen aus ihren Kerkern erlöst. Leider kamen noch meuchlerische Angriffe auf die Sieger vor, welche dadurch auch wieder zu Gewaltthätigkeiten gereizt wurden. Nun wendeten sich die Eidgenossen auf Zug und Luzern. Zwar hatten die Sonderbündler von der Höhe des St. Gotthard aus einen Vortheil über die Tessiner davon getragen. Allein für das Ganze war es nicht entscheidend. Von mehreren Seiten drängten die Truppen der Eidgenossen auf Luzern vor, als den Hauptsitz der Jesuiten-Partei. Ehe aber die Einnahme stattfand, wurde noch an mehreren Punkten den 23. Nov. blutig gekämpft. An der Gislikonbrücke auf beiden Ufern der Reuß; mit großer Heftigkeit am Rothenberge, wo die Schwyzer und Unterwaldner heldenmüthig ihre feste Stellung gegen die heranrückenden Eidgenossen vertheidigten, aber doch nicht behaupten konnten; auch bei Roth und am Dierikon stritt man mit Hartnäckigkeit. Das Ende aber war die allgemeine

Flucht der Sonderbündler gegen Luzern, von wo aus sie in die Heimath flüchteten. Der Donner der Geschütze schwieg, ein leiser Wind strich über Wald und Flur, und als der Pulverdampf sich verzog, lagen Anhöhe und Niederung an der Reuß mit Todten und Verwundeten bedeckt, Brüdern eines Vaterlandes, den Opfern blinden Wahnes und tückischer Machtgelüste. Luzern mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; am 24. Nov. zogen die eidgenössischen Truppen ein. Die Führer des Sonderbundes hatten sich meist nach Italien geflüchtet; eine neue freisinnige Regierung wurde in Luzern eingesetzt und die Ausweisung der Jesuiten beschlossen. Nachdem noch die drei Urkantone sich rasch unterworfen hatten und die Eidgenossen am 30. Nov. auch in Wallis eingerückt waren, hatte der Sonderbund sein Ende erreicht. Glücklicherweise war der Menschenverlust in diesem Kampfe nicht sehr groß. Die Eidgenossen zählten gegen 50 Todte und 200 Verwundete, doch hatten die Gegner mehr Verlust. Fast überall erhielten die siegenden Eidgenossen Beweise und Zuruf der Freude über den Sieg der Wahrheit und des Rechtes. Nur mit den europäischen Höfen schien noch ein Zwiespalt bevorzustehen, da diese die Vermittelung zwischen den streitenden Parteien übernehmen und deshalb eine Conferenz in Neuenburg halten wollten. Die rasche Beendigung des Streites machte jedoch die Vermittelung unnöthig, und im Uebrigen wiesen die Schweizer jede fremde Einmischung zurück. Mit Kraft und Besonnenheit ging man jetzt an die Umgestaltung der Verhältnisse in den Sonderbundes-Kantonen. Auch an die Revision der Bundesverfassung wurde die Hand gelegt und dieselbe im Jahre 1848 unter den ringsum tobenden Stürmen durchgeführt.

137. Deutschland, Preußen, Oestreich.

Die großen Bewegungen von 1830 in den Nachbarländern waren nicht ohne Einfluß auf Deutschland. Der Deutsche ist zwar weniger beweglich als die meisten seiner Nachbarn, daher im Allgemeinen zu Volksbewegungen nicht geneigt, und hängt mit treuer Liebe und Ergebenheit seinen Fürsten an; allein diese tiefbegründete Neigung zur gesetzlichen Ordnung läßt ihn jede Willkür rasch empfinden, welche jene Ordnung zu stören oder zu beseitigen unternimmt. Im Ganzen kamen die Deutschen ihren Regierungen mit dem Vertrauen entgegen, daß die Wohlfahrt des Landes in ihren Händen redlich besorgt sey, indeß wurde der Wunsch hier und da laut, daß der freien Meinungsäußerung und einer Betheiligung des Volkes am Staatswesen mehr Spielraum gegeben werde. Die Männer, welche solche Gesinnung hegten, Liberale genannt, sprachen freimüthig, wo sie irgend konnten, sich gegen wirklich vorhandene Uebelstände aus. Dazu kam, daß unruhige Köpfe von unklaren Begriffen der Freiheit, Volkssouverainetät und des Völkerglückes ergriffen, die Revolutionsversuche andrer Nationen auf Deutschland anwenden wollten. So brachen die Nachrichten von den Pariser Juli-Ereignissen herein und gaben den Gedanken ein schärferes Gepräge; an Anreizungen von Seiten der Ruhestörer in Frankreich fehlte es nicht. Wo nun, wie oben bemerkt, die Ordnung durch Willkür angetastet erschien, gaben sich die Zeichen der Unzufriedenheit kund. Der erste Ausbruch war die Revolution in Braunschweig, die das Werk fast der

ganzen Einwohnerschaft war, weil der Herzog Karl, der ältere Sohn des bei Quatrebras gefallenen Herzogs Wilhelm, durch willkürliche Regentenhandlungen und gewaltsame Maaßregeln endlich die Geduld seiner sonst so treuen Unterthanen ermüdet hatte. Der Aufruhr brach 6. September 1830 aus, als der Herzog sich im Theater eben wieder eine öffentliche Ungezogenheit erlaubt hatte. Den Händen des zahlreich versammelten Volks entging er nur durch die Schnelligkeit seiner Pferde und die Geistesgegenwart seines Kutschers; das Schlimmste befürchtend, floh er am andern Tage aus Stadt und Land, und konnte noch die vom Brande seines Schlosses aufsteigende Lohe erblicken. Der Bruder des verjagten Herzogs, Wilhelm, der sich in der Nähe auf seinem Lustschlosse aufhielt, wurde sogleich eingeladen, nach Braunschweig zu kommen und die Regierung zu übernehmen. Er erschien und wurde mit lauten Freudenbezeigungen empfangen. Zwei Monate darauf erließ der Vertriebene eine Proclamation voll süßer Versprechungen an die Braunschweiger und erschien an der Gränze des Landes, auf eine Volksbewegung zu seinen Gunsten rechnend, wurde aber bald inne, daß er seine Rolle ausgespielt habe. Durch einen Beschluß der deutschen Bundesversammlung wurde seine Entsetzung förmlich ausgesprochen, und seinem Bruder Wilhelm die Regierung übertragen.

Bald darauf ereigneten sich die Bewegungen im Königreiche Sachsen. Hier war auf den allverehrten Friedrich August (5. Mai) 1827 dessen 72jähriger Bruder Anton auf dem Throne gefolgt. Die Sachsen, ihrem Königshause sonst mit großer Treue ergeben, empfanden doch mit Unzufriedenheit, daß der neue König theils dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit sich sichtlich hingab, theils allen Verbesserungen abhold war, während andere Länder, namentlich das benachbarte Preußen, rasche Fortschritte zum Bessern machten. Diese Unbehaglichkeit machte sich endlich zuerst in Leipzig 2. Sept. 1830 Luft. Der hier entstandene Straßentumult wäre gewiß erfolglos vorübergegangen, wäre nicht die Unzufriedenheit mit den veralteten Verwaltungsformen allgemein verbreitet gewesen. Nachdem die Ruhe schnell wieder hergestellt worden war, erhoben sich 9. Sept. (1830) ernstliche Unruhen in Dresden, indem das Volk das Rathhaus und das Polizeigebäude stürmte und verbrannte und das herbeieilende Militair durch Steinwürfe vertrieb. Zwar wurde durch die am andern Morgen zusammentretende Bürgerschaft die Ruhe schnell wieder hergestellt; aber der alte König war durch den Aufstand so erschreckt worden, daß er den durch eine Deputation der Bürger ihm vorgetragenen Wünschen nun sein Ohr lieh und seinen älteren Neffen, den Prinzen Friedrich, zum Mitregenten annahm. Schon nach wenigen Wochen wurden die Landstände für das nächste Jahr einberufen, um die nöthigen Verbesserungen so wie die neue Verfassung zu berathen, welche am 4. Sept. 1831 verkündigt wurde. Eine Menge nützlicher Veränderungen trat in's Leben. König Anton starb 1836; ihm folgte der bisherige Mitregent Friedrich August, mit Recht von den Gutgesinnten geliebt, da er redlich sich der verfassungsmäßigen Freiheit anschloß. Doch auch hierdurch wurde jene Partei noch nicht befriedigt, deren Wünsche auf eine völlige Veränderung gingen.

Hessen-Kassel hatte ebenfalls seine unruhigen Septembertage. Die

Regierung des Kurfürsten Wilhelm II. hatte durch Verfolgungssucht manche Mißstimmung erregt, auch war das Volk mit der Zurücksetzung der allgemein geliebten Kurfürstin unzufrieden. Am 6. Sept. 1830 entstand ein Tumult in Kassel, welcher zwar beseitigt wurde, allein die Bürger richteten nun eine Adresse an den Kurfürsten um Einberufung der Stände. Er gab nach, und am 5. Jan. 1831 wurde die neue Verfassung festgestellt. Als aber die verhaßte Gräfin Reichenbach-Lessoniz wiederkehrte und nochmals zur Abreise gezwungen wurde, da verlegte Wilhelm II. seine Residenz nach Hanau, und gab die Regierung am 30. Sept. 1831 seinem Sohne ab, den er zum Mitregenten ernannte. 1847, 20. Nov., ist der alte Kurfürst gestorben.

In Hannover regierte im Namen des Königs von England dessen Bruder, der Herzog Adolph von Cambridge (spr. Kehmbritsch). Er hatte 1819 die alten Provinzialstände vereinigt, und nach dem Muster der englischen Verfassung zwei Kammern eingerichtet. Das Land war aber dabei mit dem Einflusse des (in Hannover besonders stolzen) Adels unzufrieden. Nun hatten sich in Göttingen, besonders unter den Studenten, die im Schwange gehenden Ideen von Freiheit verbreitet. Am 8. Januar 1831 versammelte sich unter Anführung einiger junger Doctoren ein Haufen bewaffneter Bürger und Studenten auf dem Markte; nachdem einige hochtönende Reden über Deutschthum, Völkerglück u. s. w. gesprochen worden waren, beschlossen sie, eine Nationalgarde zu errichten, schickten eine Deputation an den Herzog nach Hannover, und erbaten sich die Erlaubniß, dem Könige Wilhelm IV. eine Bittschrift um eine freiere Verfassung überreichen zu dürfen. Der Herzog erklärte sich zwar nicht geradezu dagegen, verlangte aber augenblicklich Unterwerfung. Diese Antwort brachte die meisten Bürger zur Vernunft, und sie gaben die Sache auf, während viele Studenten Widerstand beschlossen. Doch verloren auch sie bald den Muth, und die Anstifter begaben sich auf die Flucht; einige entkamen, andere wurden ergriffen und büßten mit Gefängniß. Jedoch hatte die jugendliche Thorheit, die den Anführern theuer zu stehen kam, für das Land den großen Gewinn, daß der Herzog mit Einwilligung des Königs von England den Ständen eine freisinnige Verfassung vorlegte, welche berathen und 1833 festgestellt wurde. Wie theuer diese dem Volke war, haben die neuesten Ereignisse im Hannöverschen gezeigt. Denn als König Wilhelm IV. 1837 starb, und das Königreich Hannover an dessen Bruder, den Herzog Ernst August von Cumberland, fiel, weigerte sich dieser die ohne seine Zustimmung ertheilte Verfassung anzuerkennen, und stellte die dem Volke verhaßte von 1819 her. Die von fast allen Städten und Kreisen dagegen eingelegte Protestation wurde von dem neuen Könige nicht beachtet, der sich seines (vermeintlichen oder wirklichen) Rechtes durchaus nicht begeben wollte. Beschwerdeschriften wurden von Seiten der Hannoveraner zwar bei der Bundesversammlung eingereicht, diese aber erklärte sich, trotz der Wichtigkeit der Sache, nicht für berechtigt einzuschreiten. Die meisten Städte und Deputirten erschienen nicht; der König blieb unbeugsam und setzte endlich 1840 die Annahme der neuen Verfassung durch. Dadurch wurde das Land nach und nach ruhig, aber freilich hatte er sich die Liebe seines Volkes verscherzt.

Auch im süd-westlichen Deutschland war seit 1831 große politische Auf-

regung. In der zweiten Kammer des Großherzogthums Baden hatten sich (Oct. 31) Stimmen erhoben (Rotteck und Welcker), die badensche Regierung möge sich bei der Bundesversammlung verwenden, daß alle Bundesstaaten eine in der Bundesacte verheißene repräsentative Verfassung erhielten. Zwar wurde dieser Antrag zurückgenommen, dagegen aber Preßfreiheit durchgesetzt. Diese, an sich so schätzbar, wenn sie nicht so leicht von Böswilligen oder Unbesonnenen gemißbraucht würde, wurde auch hier dazu benutzt, durch kecken und oft ungerechten über die Regierungen ausgesprochenen Tadel Unzufriedenheit unter dem Volke zu verbreiten. Dasselbe geschah und in noch größerem Maaßstabe in Rheinbaiern, wo einige Demagogen (Siebenpfeifer, Wirth u. A.) mit lautem und unanständigem Tadel gegen die Regierungen in ihren Zeitschriften loszogen. Als nun die Bundesversammlung (2. März) 1832 diese Zeitschriften verbot, so wurde die Sache noch ärger; die Demagogen stifteten Vereine zum Schutze der Preßfreiheit, wie sie es nannten, hielten feurige Reden, und forderten auf, sich dem angeblichen Mißbrauch der Gewalt zu widersetzen. Um das Volk besser aufregen zu können, veranstalteten sie, angeblich zur Feier der Stiftung der baierschen Verfassung, ein Fest auf der alten Burg Hambach in Rheinbaiern (27. Mai 32). An 30,000 Menschen, meist niedrigen Standes, fanden sich dabei ein; auch Franzosen und Polen fehlten nicht, und suchten die Erbitterung noch mehr anzufachen; man zog mit Fahnen auf den Berg, und oben hielten die Demagogen Reden an das Volk, in denen sie den Deutschen eine republikanische Verfassung empfahlen, und was des Unsinns mehr war. Die Folge davon war eine allgemeine Aufregung in Rheinbaiern; das Volk wollte keine Steuern mehr bezahlen; die Bauern errichteten Freiheitsbäume, und die Beamten wurden verhöhnt und gemißhandelt. Jetzt war die höchste Zeit, daß die baiersche Regierung einschritt. Der König sandte Truppen unter Fürst Wrede, dem es durch festes Benehmen bald gelang, die Gemüther zu beruhigen; die Demagogen ergriffen die Flucht, wenige (Siebenpfeifer und Wirth) wurden verhaftet, und büßten durch Gefängniß. Viele vom Volk wanderten nach Amerika, die beste Cur zur Bekehrung der Unzufriedenen.

Der Bundestag, dem es bisher noch nicht gelungen war, Wurzeln im deutschen Volke zu fassen, erhob sich durch diese Vorgänge zu einer ihm sonst ungewöhnlichen Thätigkeit. Die Maaßregeln zur Herstellung der da und dort gestörten öffentlichen Ordnung und zur Verhütung erneuter Versuche waren aber in der Hauptsache nichts Anderes, als eine Beschränkung der Ständeversammlungen und eine Verschärfung der Censur. Am 28. Juni und 5. Juli 1832 ergingen diese Beschlüsse; später kamen noch andere gegen die Universitäten hinzu. Jedem einsichtigen Vaterlandsfreunde wurde es mit Wehmuth klar, daß es der Bundestag nicht übernehmen wolle, die vorwärtstreibende Zeit auf segensreiche Bahnen zu führen, und so mit der Fahne der gesetzlichen Freiheit den Plänen der Ruhestörer entgegen zu treten. Der Bundestag war ein Werkzeug der Reaction; also wurde die höchste Gewalt in Deutschland vom Volke mit Gleichgültigkeit oder Erbitterung angesehen. Dasselbe Streben, welches 1848 die Fürsten bekannten, dieselben Fahnen, welche da auf den Schlössern der Könige wehten — führten damals in Kerker und Zuchthaus.

Diese Stellung des Bundestages, dieses Hingeben an das unheilvolle System Metternichs hat das Vertrauen der Nation so furchtbar erschüttert und die Tage von 1848 so schwer gemacht. Deutschland wurde ruhig, aber nicht weil es befriedigt war, sondern weil man die Kräfte fesselte. Jene Partei aber, welche nach republikanischen Einrichtungen in Deutschland und nach dem Umsturz, nicht nach der Reform des Bestehenden strebte, übte nun ihre Wirksamkeit im Geheimen aus. Jener in seinen Verirrungen immer noch hohe Sinn der früheren Demagogen, welche ausländische Verbindungen verschmähten, war verschwunden. Deutsche Flüchtlinge traten in Paris in die geheimen revolutionären Vereine ein und unterhielten fortwährend Beziehungen mit dem Vaterlande, um Unzufriedenheit zu erregen und die Zeit des Umsturzes zu beschleunigen. Diese nichtswürdige Verbindung, welche wie der Jesuitismus vor keinem Mittel zurückbebt, nennt man die politische Propaganda. Es bildete sich nun unter den Anhängern dieser Gemeinschaft in Deutschland die Ansicht aus, daß man den Zuständen mit Gewalt entgegen treten müsse. Deutschland sollte zu einer Republik werden. Die Theilnehmer an dem Unternehmen waren, außer einigen älteren Demagogen, Studenten, junge Gelehrte, junge Handwerker u. dgl., Leute, deren geringe Erfahrung selbst im Fall des Gelingens Nichts verbessert, wohl mehr verschlimmert haben würde. Den Anfang wollten sie mit der Ueberrumpelung Frankfurts machen, hier sich der Bundesversammlung bemächtigen, und von da aus einen Volksaufstand bewirken. Auch die in Frankreich befindlichen Polen hatten zu dem lobenswerthen Beglückungswerke Unterstützung verheißen. Am 3. Apr. 1833 Abends drangen an 400 Studenten und andere Verschworene in die Thore Frankfurts ein, zogen die Sturmglocken, und griffen die Hauptwache an, wurden aber bald in die Flucht geschlagen, und zerstreuten sich nach allen Seiten. Viele entkamen nach Frankreich, Andere wurden gefangen und büßten durch langes Gefängniß. Einige Tage später erschienen auch 400 Polen an der deutschen Gränze. Sie waren von Besançon aus, wo ihnen die französische Regierung ihren Aufenthalt angewiesen hatte, ohne Erlaubniß in die Schweiz eingedrungen, und wollten sich von da aus mit ihren deutschen Genossen in Verbindung setzen, wurden aber, weil man darauf vorbereitet war, an der badenschen Gränze zurückgewiesen. Nach diesen Ereignissen ließ die Aufregung nach, weil die Anstifter sich theils in gefänglicher Haft befanden, theils nach dem Auslande (Frankreich und Helvetien) geflohen waren.

In demselben Jahre 1833 erwarb sich Preußen durch die Stiftung des „Deutschen Zollvereins" ein großes Verdienst, dessen Früchte mit jedem Jahre mehr reiften. Bisher hatte der Handel und Verkehr der deutschen Staaten in Fesseln gelegen, indem jeder derselben sich gegen den andern absperrte, und solche Waaren, die in einem andern Lande fabricirt waren, entweder ganz verbot, oder doch nur gegen höhere oder geringere Abgaben einließ. Da stellte Preußen zuerst den Grundsatz auf, daß jeder Staat, wenn er auch durch solche Absperrung auf der einen Seite gewinne, doch auf der andern noch mehr Schaden leide, daß durch ganz freien Verkehr nicht nur die Unterthanen gewinnen, sondern auch der gesammte deutsche Fabrikfleiß und Handel mehr Leben bekommen würde. Zu dem Ende verband es sich mit Hessen-Darmstadt, Anhalt,

Baiern, Würtemberg und Kurhessen zu einem Zollverbande, so daß vom 1. Jan. 1834 an die Waaren aus einem Lande in das andere ungehindert eingeführt werden konnten. Bald traten Sachsen und die Staaten Thüringens, später auch Baden, Nassau und Frankfurt dazu, und wenn auch Hannover mit Oldenburg und Braunschweig leider noch einen eigenen Verein, den niedersächsischen, bildete, so ist doch der gegenseitige Verkehr erleichtert. Bei diesem Ausschluß von der Ostsee ist es desto wichtiger, daß der Zollverein einen Vertrag mit Belgien abgeschlossen hat, wodurch ihm die Häfen dieses Landes geöffnet sind.

Mit dem durch den Zollverein herbeigeführten größeren Verkehr hing das Befahren der deutschen Ströme, besonders des Rheins, durch Dampfschiffe, und die Anlegung von Eisenbahnen mit Dampfwagen zusammen. Die erste der letztern Art in Deutschland wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth (fast 1 Meile) angelegt. Da sie den Actionairs großen Gewinn abwarf, so traten bald neue Gesellschaften zu Anlegung von Dampf-Eisenbahnen zusammen. Diejenige zwischen Berlin und Potsdam wurde 1838, die zwischen Dresden und Leipzig 1839 eröffnet, und bald konnte man von Hamburg nach Wien, und vom Rhein bis Breslau fahren.

Am österreichischen Hof hatte sich 22. Juli 1832 ein sehr rührender Todesfall ereignet. Der erst einundzwanzigjährige, hoffnungsvolle Herzog v. Reichstadt, Napoleons Sohn, starb in Schönbrunn an der Lungensucht. Mit welchen großen Hoffnungen war er bei seiner Geburt empfangen worden, und wie geräuschlos war sein Scheiden! — Von nun an betrachtete sich der Prinz Ludwig Napoleon, der Sohn des ehemaligen Königs von Holland, als den Träger der Ansprüche seines Namens. Dem jungen Herzog folgte am 1. März 1835 sein Großvater, der Kaiser Franz I., in die Gruft. Den Thron bestieg dessen älterer Sohn, Ferdinand I.; die Regierung aber leitete nach wie vor der Fürst Metternich.

Jetzt war von den Alliirten des Befreiungskrieges allein noch Friedrich Wilhelm III. von Preußen am Leben, ein Fürst, welcher nach den Zeiten des tiefen Sturzes seines Staates und nach der Erhebung desselben durch die ruhmvollen Anstrengungen des Volkes nun wie der Vater des Landes geliebt und geehrt wurde. Die Stürme anderer Staaten wurden in Preußen nicht empfunden; Vertrauen und Hingebung begleitete die Schritte der Regierung. Diese Hingebung war nahe daran zur Unselbstständigkeit zu werden; denn man gewöhnte sich, das innere Leben des eigenen Staates nur als Zuschauer zu betrachten, und selbst die Ausübung der Städteordnung wurde von den Bürgerschaften noch lau genug betrieben. Aber selbst wo man vorkommende Mißbräuche fühlte und Wünsche für eine freiere Entwickelung des Staates hegte, war man davon nicht beunruhigt; auch wollte man den Lebensabend des guten Königs nicht trüben. Leider wurde derselbe durch Ereignisse gestört, welche auch den Frieden im Volke angriffen. Es hatte sich seit der Wiederherstellung des europäischen Friedens fast in allen Ländern, besonders in denen gemischter Religionsparteien, ein Streben des Ultramontanismus und des wiedererwachten Jesuitismus mehr oder minder bemerklich gemacht. Man drängte, wo man durfte, sich an die Herrschenden, oder man bearbeitete das Volk; man scheute sich

auch nicht, dasselbe gegen die Staatsgewalt zu erregen, und unter dem Deckmantel frommer Uebungen und löblicher Glaubenstreue säete man die Keime des Religionshasses und der Unduldsamkeit. In Deutschland wurde besonders Baiern der Sitz dieses Treibens; auch kamen von Belgien her Friedensstörungen solcher Art. Seitdem der eifernde Papst Gregor XVI. die Erkräftigung der Hierarchie betrieb, trat das ultramontane Treiben offener auf. Der Zusammenstoß mit der Staatsgewalt erfolgte durch das herausfordernde Benehmen des Erzbischofs von Cöln, Freiherrn Droste v. Vischering. In einem Staate, wie der preußische, von gemischter Bevölkerung, werden gemischte Ehen häufig vorkommen. Jede Störung dieses Verhältnisses greift gehässig in den Frieden der Familien ein. Der Erzbischof hatte vor seiner Bestätigung versprochen, sich hierin nach dem vorhandenen Gebrauche zu richten; nun erklärte er die gemischten Ehen für anstößig, verbot den Geistlichen die Einsegnung derselben, wenn nicht die Kinder im Katholicismus erzogen würden; er behauptete ferner die Unabhängigkeit der Geistlichen als solcher vom Staate. Alle milden Warnungen der Regierung waren vergeblich, fruchtlos alle Versuche, den Erzbischof von seinem Widerstreben zurückzubringen. Da mußte die Regierung zur Wahrung ihres Ansehens Gewalt ergreifen. Der Erzbischof wurde am 20. Nov. 1837 durch den Ober-Präsidenten der Rheinprovinz, von Bodelschwingh, verhaftet und nach Minden abgeführt. Sein Amt wurde einem Coadjutor von Geißel übergeben. Die Wirkungen dieses Schrittes waren zwar nicht die, welche die Partei wünschte; denn es fanden nur einige und unbedeutende Aufläufe statt; allein die Kluft zwischen den Religionsparteien war doch aufgedeckt, und die fast vergessenen Erinnerungen an das kirchlich getheilte Deutschland wurden wieder lebendig. Der Papst hielt eine Ansprache an die Cardinäle, als wenn der Kirche Gefahr drohe, und belobte das Verhalten des Erzbischofs. Nun zeigte sich auf einem andern Punkte der Monarchie dieselbe Erscheinung. Der Erzbischof von Posen, v. Dunin, wollte auch die strengen Sätze in Betreff der gemischten Ehen gegen die Gewohnheit seines Sprengels anwenden. Er mußte ebenfalls verhaftet werden, 6. Octbr. 1839, und erhielt Kolberg als Aufenthalt angewiesen. Die Spaltung drang immer unheilvoller in das Leben ein, und die junge römische Geistlichkeit nährte die ultramontane Richtung im Volke auf alle Weise.

In dieser kirchlichen Aufregung starb König Friedrich Wilhelm III. am 7. Jun. 1840. Drei und vierzig Jahre hatte seine vielgeprüfte Regierung gewährt; die Botschaft seines Todes versetzte sein Land in aufrichtige Trauer; es war, als ob mit seinem Leben auch seine Zeit sich geschlossen hätte. Eine neue Gestaltung der Zukunft stand vor dem Gefühle des Volkes.

König Friedrich Wilhelm IV. bestieg den Thron unter dem Jubel und den begeisterten Wünschen seines Volkes. Seine ersten Regentenhandlungen machten diese Regierungsveränderung auch zu einem Ereigniß für Deutschland. Der Sinn der deutschen Patrioten wendete sich wieder nach Preußen, dem mächtigsten rein deutschen Staate; denn man wußte, wie hoch der König das allgemeine Vaterland im Herzen trug, und als in jenen Tagen die durch die orientalische Frage veranlaßte Kriegsrüstung Frankreichs das Vaterland bedrohte,

da regte sich überall ein kräftiges Nationalgefühl, und es sprach sich der Entschluß, die Gelüste der Franzosen nach der Rheingränze zurückzuweisen, auf eine in Deutschland lange nicht vernehmbar gewordene Weise aus.

Zunächst thaten sich nun in Preußen die Wünsche kund, welche man unter der vorigen Regierung noch still zurückgelegt hatte. Der Huldigungs-Landtag der Provinz Preußen übergab am 7. Septbr. 1840 dem Könige die Bitte: er möge die Bildung einer Versammlung von Landes-Repräsentanten seinem getreuen Volke zusichern. Wenn nun auch der König dieses Verlangen nicht sogleich erfüllte, so sprach er sich doch mit offenem Vertrauen dahin aus, daß ihm die Institution der Landtage und ihre weitere Entwickelung sehr am Herzen liege. Am 15. Octbr. 1840 erfolgte unter erhebenden Feierlichkeiten die Huldigung der deutschen Provinzen in Berlin. Die Verordnungen der nächsten Jahre zeigten nun, daß der König den Fortschritt wolle. Die ständischen Einrichtungen wurden erweitert, eine beschränkte Censurfreiheit wurde eingeführt, und ein Ober-Censurgericht gegründet. Es regte sich gewaltig in der Nation; in die Provinzial-Vertretungen kam ein frischeres Leben; besonders zogen die der Rheinlande und der Provinz Preußen die allgemeine Aufmerksamkeit an. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und der Stadtverordneten-Versammlungen, Befreiung der Presse wurde von der Stimme der Oeffentlichkeit gefordert. Manches wurde gewährt, aber es trat zugleich an den Tag, daß der Stand der Regierung dem Drängen des Zeitgeistes gegenüber immer schwieriger wurde.

Auch im übrigen Deutschland, vorzüglich in den Staaten, welche eine Verfassung hatten, zeigte sich dieselbe Erscheinung. Das Volksleben stritt um eine größere Berechtigung, die Regierungen wollten selten nachgeben, der Bundestag schien für solche Angelegenheiten nicht vorhanden. Männer, welche im Jahre 1848 durch ihre Besonnenheit und Erfahrung ein Damm für die Staaten gegen die Maaßlosigkeit der Bewegung geworden sind, wurden damals von den Regierungen als ihre Gegner angesehen. Jordan saß zu Marburg in Kurhessen im Kerker; Heinrich von Gagern in Darmstadt-Hessen, Welcker und Bassermann in Baden, Römer und Pfizer in Würtemberg, gehörten zur Oppositionspartei. In Baiern zwang man die protestantischen Soldaten bei Paraden an kirchlichen Festen das Knie vor der Monstranz zu beugen. Wahrlich, es war eine schlimme Zeit, wo man so manchem klaren Rechte den Boden Schritt um Schritt streitig machte und der geordneten Reform den Weg erschwerte. Denn schon wurden hier und da jene überspannten und maaßlosen Ideen laut, daß die Uebel der Gegenwart durch eine Verbesserung der politischen Staatseinrichtungen und des Rechtes nicht gehoben würden, daß eine gänzliche Umbildung und Erneuerung der Gesellschaft selbst erfolgen müsse. Diese Lehre — Socialismus oder Communismus genannt — war zumeist in Frankreich ausgebildet worden, und hatte auch in Deutschland Anhänger gefunden. Verderblich für das Volk, dessen Wohl sie prahlerisch verkündet, und nur durch einen Umsturz des bestehenden Zustandes auszuführen, findet sie doch bei der leicht bethörten Menge des Volkes nur zu schnellen Eingang. Hatte nun auch diese Lehre in unserm Vaterlande bei der geringen Anzahl ihrer Anhänger noch so wenig praktische Bedeu-

tung, daß man dieselbe wie eine seltsame Theorie ruhig besprach, so war das Mißtrauen und die Besorgniß der Regierungen jedenfalls angeregt und so wachsam, daß die politische Entwickelung überhaupt mit ungünstigem Auge angesehen wurde.

Indeß fand das einmal erwachte Nationalgefühl der Deutschen einigermaßen seine Befriedigung in den großen Vereinigungen, welche zu wissenschaftlichen oder Lebenszwecken gestiftet waren. Da gab es Gesellschaften der Naturforscher, der Landwirthe, der Schulmänner u. s. w. Eine bedeutende Ausdehnung gewann der Verein der Gustav-Adolph-Stiftung, begründet zur Beförderung kirchlicher Zwecke unter verarmten protestantischen Gemeinden. Jeder dieser Vereine hielt seine jährliche Zusammenkunft in einer deutschen Stadt, gewöhnlich wechselnd zwischen Nord und Süd. Männer aus allen Theilen des Vaterlandes fanden sich da ein, und es war nächst der eigentlichen Aufgabe von großer Bedeutung, daß das Nationalleben hier vielfache Beförderung fand.

Alle diese Bestrebungen wurden, wenigstens auf einige Zeit, von einem großen Ereigniß überglänzt, einer reformatorischen Bewegung in der katholischen Kirche. Wie milde auch die preußische Regierung gegen den römischen Klerus verfuhr, wie schonend sie auch alle erfüllbaren Wünsche befriedigte — die Forderungen der Ultramontanen waren nicht leicht beschwichtigt. Der geistliche Uebermuth nahm immer mehr zu und es geschahen Dinge, die man in unseren Zeiten nicht mehr für möglich gehalten hätte. Die Domkirche in Trier besaß als Reliquie den angeblichen, ungenähten Rock Jesu. Seit 1810 war er nicht ausgestellt gewesen. Nun wurde auf einmal die Ausstellung dieses Kleides auf den 18. August 1844 angekündigt und den gläubigen Pilgern vollkommener Ablaß verheißen. Eine ungeheure Menschenmenge zog nach Trier, Wunder wurden verkündigt, und je länger es währte, desto stärker wurde der Zudrang des Volkes. Mit seltsamen Gefühlen betrachtete der erleuchtete Menschenfreund solches Treiben. Da brachten die Sächsischen Vaterlandsblätter einen Aufsatz vom 1. Octbr., welcher einen kräftigen, das Schwert der Wahrheit führenden Angriff gegen dieses der Bildung des Zeitalters und wahrer Religiosität unwürdige Treiben und gegen den Urheber, Bischof Arnoldi von Trier, enthielt. Er war unterzeichnet: Johannes Ronge, katholischer Priester. Der muthige Verfasser, geb. 1813 zu Bischofswalde bei Neiße, war wegen seiner Freisinnigkeit schon früher von seinem Amte als Kaplan entsetzt worden, und lebte nun zu Laurahütte in Schlesien als Lehrer. Die Wirkung des Schreibens war ungeheuer; in vielen Tausenden von Abdrücken wurde es gelesen, und gewann dem Verfasser und seiner kühnen That reichen Beifall. Fast zu gleicher Zeit trat der Kaplan Czersky in Schneidemühl gegen die Hierarchie des Papstes, die Ohrenbeichte und andere menschliche Satzungen in der römischen Kirche auf. Bald gründeten die Anhänger solcher Gesinnungen Gemeinden; die römische Kirche excommunicirte sie. Am 9. März 1845 wurde in Breslau der erste christ-katholische Gottesdienst gefeiert. Ronge war für seine große Sache an verschiedenen Punkten in Deutschland thätig; auf einer Reise, welche er 1845 in das südwestliche Deutschland machte, gab das Volk durch den jubelnden Empfang, den es ihm überall weihte, den Beweis, wie sehr diese

Bewegung den Sinn der Nation getroffen habe. In demselben Jahre fand auch ein Concil in Leipzig statt, wo man sich über die Auffassung der wichtigsten Wahrheiten einigte; eine gleiche Versammlung 1847 in Berlin setzte nächst Anderem den Namen als christkatholische Kirche fest. Unterdeß hatte es sich freilich gezeigt, daß diese Bewegung nicht blos bei den katholischen Regierungen, sondern auch bei protestantischen wenig Anklang gefunden hatte. Ob nun dieses die Ursache eines langsamer werdenden Vordringens des Christkatholicismus ist, oder ob man diese geringeren Resultate einer Verflachung der Bewegung in das politische Gebiet hin, vielleicht auch dem Mangel an einer wahrhaft reformatorischen Persönlichkeit zuschreiben soll — genug, die Sache ist allzuschnell in ein ruhigeres Stadium getreten, und die römische Kirche scheint die anfänglich sehr große Gefahr jetzt schon in geringem Maaße zu fürchten.

Die gleiche Sehnsucht nach einer Befreiung des religiösen Lebens von veralteten und erstarrten Glaubenssatzungen drang auch in das Judenthum ein, und veranlaßte in Breslau, Hamburg, Frankfurt a. M., Braunschweig u. a. O. eine Vereinigung freisinniger Männer zur Herstellung eines gereinigten Glaubens. — In der protestantischen Kirche erschienen diese Bewegungen mit um so größerer Energie, da das Bestreben einiger deutschen Regierungen, unter denen auch die preußische, sichtbar auf eine das Wesen des Protestantismus, welches die alleinige Autorität der Bibel ist, aufhebende Beschränkung gerichtet war. Es ist überhaupt ein Grundzug der letzten Jahrzehnte, daß die Vorliebe für das historisch gewordene Dogma in Kampf mit einer freieren Auffassung der religiösen Wahrheit getreten ist. Von Berlin aus wurde die erste Richtung begünstigt, und die Regierung scheute sich nicht, in Widerspruch mit einer großen Mehrheit des Volkes zu treten. Der Cultusminister Eichhorn wirkte trotz aller entgegentretenden Volksgesinnung für den symbolgläubigen Protestantismus; sogar die Lehrfreiheit der Universitäten wurde eingeengt. Die Gegenwirkung blieb nicht aus. In Königsberg sagte sich der Prediger Rupp von dem athanasianischen Symbol los, und gründete eine freie Gemeinde, was nun auch in andern Orten geschah. In der Provinz Sachsen hatte der Prediger Uhlich, später in Magdeburg, seit 1841 eine Vereinigung freisinniger Anhänger des biblischen Christenthums gestiftet, welche sich protestantische Freunde oder auch Lichtfreunde nannten. Ihre Versammlungen wurden immer zahlreicher besucht; zu Köthen waren im Mai 1845 gegen 3000 Menschen versammelt. Uhlich trat auch an andern Orten auf; in Breslau sprach er vor mehr als 6000 Menschen. Der Aufschwung wurde immer lebhafter. Da erfolgte das Verbot dieser Versammlungen. Uhlich selbst gerieth mit dem Consistorium in Magdeburg in Zerwürfniß, da er sich auf das Ansehen der Bibel gegen die unbedingte Geltung der kirchlichen Symbole berief. Er wurde vom Amte suspendirt; eine unmittelbar bei dem Könige eingereichte Vorstellung der Magdeburger änderte nichts in der Sache. Also traten Viele mit Uhlich aus der Staatskirche aus, Novbr. 1847, und bildeten eine „christliche Gemeinde."

Es hatte sich in den letzten Jahren so Manches gegen den Aufschwung der Hoffnung von 1840 gestaltet; eine bemerkbare Verstimmung war im Volke vorhanden. Aber jeder Preuße fühlte die tiefste Erbitterung, als ein Attentat

auf das Leben des Königs versucht wurde. Ludwig Tschech, den gebildeten Ständen zugehörig und früher Bürgermeister zu Storkow in der Kurmark, feuerte am 26. Juli 1844 ein Pistol auf den König ab, als dieser eben mit der Königin aus dem Portal des Schlosses fahren wollte. Wie durch ein Wunder war der König unverletzt geblieben, während seine Kleider durchlöchert waren. Preußen hatte bis dahin so stolz sein können, daß nie das Leben eines Monarchen meuchlerisch gefährdet gewesen war. Der Mörder hat sein Verbrechen mit dem Tode gebüßt; seine That war eine vereinzelte, hervorgegangen aus einem finstern Gemüth. Er war nach seiner Meinung ungerechter Weise abgesetzt worden, suchte vergebens eine neue Anstellung, und warf nun allen Groll auf den König, an dem er seine Rache befriedigen wollte. Kurz vorher hatten im schlesischen Gebirge, wo die Noth der armen Weber und Spinner eine furchtbare Höhe erreicht hatte, Unruhen in den Dörfern Langenbielau und Peterswaldau stattgefunden, zu deren Unterdrückung die Waffengewalt nöthig wurde.

In diesem Jahre sprach der Abgeordnete Bassermann in Baden für Bildung eines deutschen Parlamentes. Wäre die Stimme gehört worden vor den Zeiten des Sturmes! Aber es wogte und wirrte in Deutschland und der das Steuer führen sollte, der Bundestag, lag in dem Bann der Metternich'schen Formeln. Manches Ereigniß erbitterte noch mehr. So der Vorfall in Leipzig am 12. Aug. 1845, als bei der Anwesenheit des Prinzen Johann, wohl aus Ursache der kirchlichen Wirren, ein Auflauf entstand, und plötzlich vom Militair Feuer gegeben wurde, wodurch mehrere ganz unbetheiligte Menschen das Leben verloren. So weit war man in Deutschland vorgeschritten, daß dergleichen Ereignisse nicht mehr von den zunächst Betheiligten allein, sondern von dem ganzen Volke empfunden wurden. In diesem Sinne wurde die Nation mächtig angeregt, als, wie weiter unten (Abschnitt 138) erzählt ist, die Schleswig-Holsteiner für ihre Unabhängigkeit sich gegen die dänischen Anmaßungen erhoben. Aus allen Gegenden ertönten Ermunterungen für die Brüder am Belt; selbst der Bundestag nahm sich der für Deutschland so wichtigen Rechte der Herzogthümer an.

In diesen Jahren seit 1844 gingen in Preußen oft Gerüchte von der bevorstehenden Verleihung einer Verfassung. Die Regierung hatte zwar die liberalen Forderungen der 1843 und 1845 abgehaltenen Provinzial-Landtage abschläglich beschieden, allein es war vorauszusehen, daß es auf die Länge nicht möglich seyn würde, das Institut einer achtfachen Ständeversammlung aufrecht zu halten. Der richtige Blick des Königs erkannte die Schwierigkeit des Zustandes. Am 3. Febr. 1847 erschien ein königliches Patent, welches einen vereinigten Landtag nach Berlin berief. Er sollte aus einer Herrencurie und einer Ständecurie (Ritterschaft, Städte, Bauern) bestehen. Am 12. Apr. eröffnete der König mit einer inhaltschweren Rede die Versammlung, welche darauf ihre Arbeiten begann. Das Land schaute mit gespannter Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diese Berathungen, welche sich mit freimüthiger Treue über die dringendsten Bedürfnisse der Verfassung und der Verwaltung verbreiteten. Männer wie Vinke, Camphausen, Beckerath, Hansemann, Graf Schwe-

rin, Auerswald, Graf Dyhrn, Barbeleben ernteten für ihre ebenso freisinnigen als patriotischen Bestrebungen reichen Beifall. Bis zum 26. Jun. war der Landtag versammelt, wo er vom Minister Bodelschwingh geschlossen wurde. Leider hatte die Regierung wahrscheinlich eine andre Weise der Verhandlungen erwartet; denn der Landtag wurde mit sichtbarer Ungunst aufgenommen. Die Minister behielten ihre Aemter trotz mancher unvortheilhaften Erklärung des Landtages. Alles dies war um so betrübender, da die Stimme der Opposition von Männern geführt wurde, deren Besitzthum, Stellung und Charakter Bürgschaft leistete, daß sie keine Freunde des Umsturzes seyen. Eine schicksalvolle Stunde war an Preußens Geschichte vorübergegangen. — Wenige Wochen darauf erregte der Prozeß gegen die wegen des Aufstandes von 1846 verhafteten Polen die Aufmerksamkeit. Er wurde öffentlich in Berlin verhandelt; 251 Angeklagte traten vor die Richter, als der bedeutendste unter ihnen Ludwig von Mieroslawski. Dieser und noch einige wurden zum Tode verurtheilt, die Vollstreckung aber hinausgeschoben, so daß das Jahr 1848 die Gefangenen noch vorfand.

Wir könnten hier den Zeitraum für Deutschland schließen, wenn nicht Baiern noch einen Blick auf sich zöge. Dort an dem Herde des Ultramontanismus war das dieser Richtung förderliche Ministerium Abel im Febr. 1847 vom Könige entlassen worden, weil es die Erhebung der Spanierin Lola Montez zur Gräfin hindern wollte. Die Regierung war nun einigen freieren Ansichten zugänglich. — In Oestreich, der seltsam aus so vielen unverbundenen Völkern zusammengesetzten Monarchie, ereignete sich wenig Großes, doch manches Auffällige. Nicht blos daß der Nothstand der Mißjahre, außer den furchtbaren Scenen in Galizien (Abschnitt 138), auch in Böhmen Tumulte veranlaßte; es war wie ein Zeichen der in das Halbdunkel des Kaiserstaates hereinbrechenden Zeit, daß vor dem erzbischöflichen Palaste in Grätz der Ruf ertönte: „Nieder mit den Jesuiten", daß man in Böhmen um Erleichterung der Censur bat, und daß die östreichischen Stände ebenso ein Preßgesetz, Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen und Verbesserung des Städtewesens beantragten.

138. England; Rußland; die polnischen Unruhen; Dänemark; Nordamerika.

In England hatte am 26. Jun. 1830 Wilhelm IV., bisher Herzog von Clarence, den Thron bestiegen. Der im Parlament fortdauernde Kampf zwischen Tory's (Herzog Wellington, Sir Robert Peel) und Whig's (Lord Grey, John Russel, Brougham, Melbourne) d. h. zwischen den Anhängern der bestehenden alten und theilweise veralteten Zustände, und den Freunden gemäßigter und gerechter Verbesserungen, wandte sich zunächst auf die Reform des Parlamentes. Es hatte sich nämlich im Laufe der Zeiten das Mißverhältniß eingeschlichen, daß alte, in Einwohnerzahl und Bedeutung ganz herabgekommene Burgflecken (rotten boroughs) noch das Recht hatten, in's Parlament zu wählen, während große und volkreiche Städte, wie Manchester und Birmingham, keine Abgeordneten wählen durften. Diesem Uebelstande sollte abgeholfen werden;

aber es kostete gewaltige Anstrengungen, ehe der Widerstand der Tory's besiegt war, und bei der allgemeinen Theilnahme des Volkes wurde die öffentliche Ruhe einige Male gestört. Endlich ging am 4. Jun. 1832 die Reformbill durch, und das nächste Parlament trat schon nach der neuen Wahlordnung zusammen.

Wichtig war auch die Aufhebung des Handelsmonopols der ostindischen Compagnie 1833, wodurch die Auflösung derselben vorbereitet wurde, da es unthunlich erschien, eine so große Ländermasse, wie es die englischen Besitzungen in Ostindien sind, von einer Handelsgesellschaft regieren zu lassen. Auch die Abschaffung der Sklaverei in Westindien 1834 (es wurden an 800,000 Sklaven gegen eine Entschädigung von 20 Mill. Pfund Sterling an ihre Besitzer frei) war ein schöner Sieg der Humanität. Mehr Aufmerksamkeit als diese letzteren Beschlüsse erregten jedoch die Zustände Irlands. Diese wohl fruchtbare, aber übervölkerte Insel (1471 Q. M. mit 8 Mill. Bewohnern) war durch die kirchlichen und politischen Verhältnisse zu England in einen beklagenswerthen Zustand gekommen. Der Grundbesitz war theils in den Händen einiger englischen Adelsfamilien, theils der englischen höheren Geistlichkeit, und während die Einkünfte des Landes auf diese Weise Wenigen im Ueberfluß zukamen, schmachteten Millionen Anbauer in Dürftigkeit und Mangel. Dazu kam, daß die Irländer größtentheils Katholiken sind, und neben dem reichen Zehnten, welchen sie der englischen Kirche steuerten, ihre eigne katholische Geistlichkeit noch unterhalten mußten. So geschah es, daß der Zehnten häufig verweigert und den Einnehmern Widerstand entgegengesetzt wurde. Verbrechen und Gewaltthaten nahmen überhand. Das englische Ministerium sah sich zu Zwangsmaaßregeln genöthigt, um die öffentliche Sicherheit in Irland zu schützen. Aber die Bewegung des Inselvolkes wurde immer mächtiger, besonders durch O'Connell. Dieser durch die Energie seines Charakters, durch Beredtsamkeit und unglaubliche Macht über die Gemüther seines Volkes ausgezeichnete Mann war früher Advocat, wirkte aber seit 1823 nur als politischer Agitator in Irland; auch war er Parlamentsmitglied. Seine Ausdauer und Thätigkeit hatte 1829 die Emancipation der Katholiken der endlichen Entscheidung zugeführt. Nun machte er es sich zur Aufgabe, die Aufhebung der Union zwischen England und Irland zu einem Parlament — die Repeal — durchzusetzen. Er stiftete einen Verein für diesen Zweck, welcher sich bald über die ganze Insel ausbreitete. Die Herabsetzung des Zehnten, die Verminderung der Bisthümer, die Einsetzung katholischer Richter gaben zwar den Irländern manche Erleichterungen, aber die Repealvereine wuchsen trotzdem zu einer immer größeren Bedeutung. O'Connell hielt Volksversammlungen, in denen Hunderttausende seinen Worten lauschten und sich willig von ihm leiten ließen. Dieser Aufregung zu steuern, sendete das Ministerium 1842 Truppen nach Irland. Eine Volksversammlung im October 1843 wurde wenige Stunden vor ihrem Zusammentritt, wo die Tausende schon auf allen Wegen zuströmten, vom Lordstatthalter untersagt. Wie leicht konnte da das Volk zu Gewaltthaten hingerissen werden. Aber O'Connell ließ den Heranziehenden Frieden und Ruhe gebieten, und sie gehorchten ihm. Er wurde jedoch in Anklagezustand versetzt,

und am 30. Mai 1844 zu einem Jahre Gefängniß und einer Geldstrafe von 2000 Pfund Sterling verurtheilt. Die Aufregung der Irländer war furchtbar, und doch vermochte O'Connell eine gewaltsame Störung der Ruhe durch seine Ermahnungen zu verhindern. Indeß wurde der Prozeß des Agitators vom englischen Oberhause nochmals vorgenommen und das ergangene Urtheil von diesem verworfen. Der Gefangene wurde freigegeben und vom jubelnden Volke in sein Haus geleitet. Seitdem suchte er die Erreichung eines Parlamentes für Irland mit mehr Rücksicht und Behutsamkeit, und ist auf einer Reise zum Papste Pius IX. am 15. Mai 1847 in Genua gestorben. Der Zustand Irlands bleibt jedoch ein fauler Fleck im Staate Englands. Mißwachs und Theuerung im Jahre 1847 steigerten die Noth auf eine furchtbare Höhe. Hunderte von Menschen starben vor Hunger. Ein Vater, in seiner Hülfslosigkeit verzweifelnd, mauerte sich mit seinen Kindern in seinem Hause ein, und als es dem einen Kinde gelang herauszukommen, fanden die Nachbarn die Verhungerten. Der Typhus gesellte seine Verwüstungen zu diesem Elende; in manchen Orten konnten sich die erschöpften Menschen nicht mehr in die Häuser schleppen, und starben auf der Straße. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich der Meisten, doch reizte die Noth auch Viele zu Verbrechen. Heimliche Racheverbindungen wurden gestiftet; Raub, Mord und Greuel nahmen überhand. In einigen Gegenden wagten die Gutsherren nicht, am Abende ihr Haus zu verlassen, denn Verzeichnisse der dem Tode geweihten Personen gingen von Hand zu Hand.

König Wilhelm IV. war am 20. Jun. 1837 gestorben; ihm folgte in England die achtzehnjährige Prinzessin Victoria; in Hannover aber sein Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland. Die junge Königin wurde am 28. Jun. 1838 mit großer Pracht gekrönt, und vermählte sich am 20. Febr. 1840 mit dem Herzoge Albert von Sachsen-Coburg. 1841 wurde ein Prinz geboren, welcher den Titel „Prinz von Wales" erhielt. Wie die irländischen Ereignisse hauptsächlich in diese Regierung fallen, ist oben erzählt; auch im englischen Volke trat eine stürmische Partei auf, die Radicalen. Die Grundsätze der Whig's waren ihnen zu gemäßigt; sie forderten eine gänzliche Aenderung des Staatswesens durch allgemeine Wahlen, jährliche Parlamente u. s. w. Von der Zusammenstellung ihrer Forderungen, der sogenannten Volkscharte, heißen sie auch Chartisten.

Die Theilnahme der Engländer an der orientalischen Frage ist bei der Darstellung derselben berührt worden; doch war die englische Macht im noch entfernteren Orient in Kriege verwickelt. In China hatte das verderbliche Rauchen des Opiums so überhand genommen, daß die jährliche Einfuhr gegen 35000 Kisten betrug. Die Engländer lieferten von Ost-Indien aus dieses gesundheitzerstörende Gift, und zogen bedeutende Summen aus dem „himmlischen Reiche." Die chinesische Regierung suchte diesen gesetzlich verbotenen Handel zu hindern; vergebens — die Schmuggelei dauerte fort. Dadurch wurden Reibungen, Confiscationen und Beleidigungen britischer Unterthanen veranlaßt, welche endlich zum Ausbruch eines Krieges führten, 1840. Eine ansehnliche englische Seemacht erschien in den chinesischen Gewässern. Elliot

eroberte 1841 die Bokka Tigris; Admiral Parker und Lord Gough nahmen Amoi, Tschusan und Ningpo. Bedeutenden Widerstand fanden die Engländer nicht; war es doch für die englischen Soldaten eine Ergötzlichkeit, wenn die chinesischen Kriegshelden, welche nebst ihren Waffen noch Fächer, Sonnenschirm, Pfeife und Tabaksdose führen und eine Laterne, die sie nie wegwarfen — in der Nacht mit brennender Laterne und dem auf den Rücken ihrer Röcke gestickten Worte: Tapferkeit — davonliefen. Schon sollte Nanking bombardirt werden, als am 29. Aug. 1842 der Frieden geschlossen wurde. Der Kaiser trat die Insel Hongkong ab, zahlte 6 Mill. Pf. Sterling, und versprach den Engländern und ihrem Handel fünf Häfen, unter welchen der von Kanton, zu öffnen. Als die Chinesen aber die Ausführung dieses Vertrages verzögerten und namentlich den Eintritt in Kanton verweigerten, ging ein englisches Regiment im April 1847 auf mehreren Dampfschiffen den Schekiang hinauf, nahm binnen 36 Stunden alle Forts, sprengte die Werke, und vernagelte 827 Geschütze. Die Beschießung Kanton's sollte eben beginnen, als ein neuer Vertrag zu Stande kam, nach welchem die Engländer binnen zwei Jahren Eintritt in Kanton und ein Stück Land für ihre Factorei daselbst haben sollten.

Ernsthafter und schwieriger sind die Kämpfe der Engländer in Ostindien und den Nachbarländern. Im Afghanenreiche waren im Herrscherhause Streitigkeiten ausgebrochen; Fürst Schudschah war zu den Engländern geflohen, sein Gegner Dost Mohamed machte sich zum Beherrscher von Kabul und Herat. Um sich behaupten zu können, schloß er sich an Persien und Rußland an. Die Engländer, eifersüchtig auf diese Annäherung und dem unverkennbaren russischen Einfluß in Asien entgegenarbeitend, traten 1838 für Schudschah auf, und führten ihn in sein Reich zurück. Allein bei ihrem Abzuge aus Kabul erlitten sie durch Dost's Sohn, Akbar Khan, eine schwere Niederlage, und Afghanistan kam wieder unter die Herrschaft des Dost Mohamed. — Ein Krieg mit den im Penjab (nördlich von Hindostan) gestifteten Reiche der Seikh's hat zwar den englischen Waffen schon ruhmvolle Tage gegeben, dauert aber noch fort *). Was wird die Zukunft dieser ungeheuren Besitzungen der Engländer in den gesegnetsten Erdstrichen seyn? Wird ein Zusammenstoß der englischen und russischen Macht bei dem beiderseitigen Streben nach diesen Gegenden hin einstens stattfinden? Nicht unwahrscheinlich ist, daß sich große Ereignisse, wenn auch in ferner Zukunft, hier vorbereiten. Schließen wir nun unsre Blicke auf England mit einigen bedeutsamen Zahlen. Seine Gesammtbesitzungen betragen 286,594 Q. M.; die Gesammtbevölkerung 164 Mill. Menschen; das Stammland in Europa 5689 Q. M. mit 27 Mill. Die Kriegsflotte zählt 578 Schiffe mit 19,000 Geschützen, die Handelsflotte 25500 Schiffe. Die Ausfuhr beträgt 417 Mill., die Einfuhr 332 Mill. Thaler. Aber das Reich hat eine Schuldenlast von 5530 Mill. Thaler; auf den Kopf kommen 13 Thlr. jährliche Abgaben (in Preußen 3 Thlr.); die Armentaxe in England beträgt 60 Mill. und das Volksschulwesen liegt noch so sehr im Argen, daß in England und Schottland an 1½ Mill. Kinder gar keine Schule besuchen.

*) Im Jahre 1849 ist der Krieg mit den Seikhs beendigt worden. Penjab ist den englischen Besitzungen einverleibt.

Rußland, dessen Anstrengungen und Erfolge gegen den Aufstand der Polen oben geschildert sind, suchte auch in den darauf folgenden Jahren seine Militairmacht durch prunkvolle Kriegsspiele, bei Kalisch 1835, bei Woßnesensk 1837 (40,000 M. Reiterei), auf dem Schlachtfelde von Borodino 1839 (ein Heer von 120,000 M.) in der Erinnerung Europa's wachzuhalten. Aber gegen die Tscherkessen konnte der Kaiser keine haltbaren Erfolge erringen. Diese unabhängigen Bergbewohner des Kaukasus waren von Rußland ohne Weiteres als ein ihm zugehöriges Volk und Land betrachtet worden, seit die russischen Besitzungen durch persische und türkische Abtretungen jenseit des Gebirges erstarkt waren. Aber das freie Bergvolk war nicht Willens, diese Voraussetzung zuzugeben. Sie erhoben sich zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit. Ihre ausgezeichnete Kühnheit und Tapferkeit und die schwer zugängliche Beschaffenheit des Landes haben bis jetzt ihre Unterwerfung vereitelt. Vergebens hat der Kaiser durch den Vertrag von Chunkiar-Iskelessi 1833 die Dardanellen jeder fremden Unterstützung verschlossen, vergebens errichteten die Russen auf den Küstenstrichen bewaffnete Forts. Die Tscherkessen brechen hervor und zerstören dieselben. Die russischen Heere erneuern und verstärken sich, ohne nachhaltige Erfolge zu erringen. Unter den Anführern der Tscherkessenstämme hat sich besonders der Tschetschentsche Schamyl einen vom Feinde gefürchteten Namen erworben.

Im Jahre 1839 ließ der Kaiser einen Kriegszug gegen Chiwa unternehmen. Die Chiwaner, ein südlich vom Aralsee am Gihon (Oxus) wohnender Stamm der freien Tartaren, hatten den russischen Verkehr nach dem innern Asien durch Räubereien gestört und mancherlei Feindseligkeiten ausgeübt. General Perowski setzte sich nun mit etwa 10,000 Mann gegen Chiwa in Bewegung; viele tausend Kameele trugen die Ausrüstung des Heeres. Doch waren die Schwierigkeiten des Vordringens in der Schneewüste so groß, daß die Expedition umkehren mußte. Indeß war doch der Erfolg errungen, daß der Chan von Chiwa die Ursachen des Kriegszuges abgestellt hat. Vielleicht hatte diese Unternehmung auch den entfernteren Zweck, dem von Ostindien ausgehenden Einfluß der Engländer im innern Asien entgegen zu wirken.

In seinen innern Angelegenheiten bietet Rußland mehr den Anblick einer gut getriebenen Maschine, als eines wirklichen Volkslebens dar. Die Regierung befördert die materiellen Interessen, so viel sie vermag, aber sie schließt die Gränze gegen den Verkehr mit den andern europäischen Staaten mit strenger Wachsamkeit ab. Sie russificirt die unterworfenen Völker nach Kräften, ein Schicksal, welches besonders den Deutschen in den Ostseeprovinzen schwer aufliegt, und sucht alle Gewalt, auch die geistliche, in den Händen des Kaisers zu vereinigen. Dafür wirkte besonders die Lostrennung von 4 Mill. griechisch-unirten Christen von der römischen Autorität und ihr Anschluß an die ostgriechische Kirche — ein Beschluß, welcher auf dem Concil zu Polozk 1839 zu Stande kam, und dem Papste zu großen Beschwerden Veranlassung gab.

Der geringe Ueberrest des ehemaligen Polens — der Freistaat Krakau — verlor im Laufe dieser Jahre auch den Schein seiner Unabhängigkeit. Die Polen des Freiheitskampfes von 1830 hatten nach der Wiedereroberung des

Landes durch die Russen in großer Anzahl Zuflucht in andern Staaten, besonders in Frankreich gesucht. Wo nun ein Krieg geführt wurde, da fochten auch Polen mit. Die polnische Emigration in Paris hatte sich völlig constituirt, und betrachtete sich als die Fortdauer Polens, für dessen Wiederherstellung mancherlei Pläne entworfen und Versuche gemacht wurden. Da zugleich die Leiter dieser Bestrebungen einsahen, daß ihr zertrümmertes Vaterland sich schwerlich aus eigner Kraft werde erheben können, so nährten ihre Agitatoren die in manchen Staaten herrschende Unzufriedenheit mit dem Verfahren der Regierungen, und verbanden so ihre Zwecke mit denen der republikanischen Propaganda, um bei einem stattfindenden Ausbruche eine Erhebung Polens leichter durchzusetzen. Natürlich bot sich der Freistaat Krakau diesen Plänen als ein geeigneter Punkt dar. Die drei Schutzmächte beschwerten sich, daß das Ländchen ein Sammelplatz wühlerischer Agenten sey, und 1833 rückten ihre Truppen behufs der Austreibung dieser Personen ein. Fortan war in der Wirklichkeit der Freistaat den Maaßregeln der drei Mächte unterworfen. Eine Einsprache Englands und Frankreichs wurde nicht beachtet. Ende 1845 mehrten sich die Zeichen eines bevorstehenden Wagestücks der Polen. Verhaftungen wurden in Posen vorgenommen und im Februar 1846 wiederholt; die Stadt wurde in Kriegszustand erklärt. Einzelne Aufstände brachen aus, ein Unternehmen gegen Posen selbst verunglückte. Die Provinz war in großer Gährung, bewaffnete Haufen sammelten sich, und nur durch das Entfalten militairischer Kräfte konnte der Plan niedergehalten werden. Gleichzeitig brach 21. Febr. in Krakau die Bewegung aus; die Oestreicher zogen sich nach Podgorze zurück, konnten sich aber auch hier nicht halten; Tyssowsky wurde zum Dictator ernannt. Aber schnell rückten Russen, Preußen, Oestreicher herbei, erdrückten den Aufstand, und zogen am 3. März 1846 in Krakau ein. Das Ende des Freistaates war gekommen. Nach einer am 6. Nov. 1846 zu Wien geschlossenen Uebereinkunft der Schutzmächte wurde am 16. Nov. Krakau mit Oestreich vereinigt, wie es vor 1809 zu demselben gehört hatte. Für Preußen, besonders für Schlesien, war dieses Ereigniß durch das damit verbundene Aufhören eines bedeutenden Handelsverkehrs ein sehr empfindlicher Schlag. — In dem östreichischen Polen, in Galizien, führte die auch dort versuchte Erhebung schreckliche Zustände herbei. Die Bauern, von den adligen Gutsbesitzern angereizt die Waffen zu ergreifen, wendeten ihre Wuth auf diese selbst, mordeten mit unmenschlicher Grausamkeit, und übergaben Todte wie Lebende den kaiserlichen Kreisämtern. Auch nach Unterdrückung des Aufstandes zogen diese Banden mit Brand, Plünderung und Mord unter Anführung eines Bauern, Namens Szela, im Lande umher, und legten erst nach vielen Greuelthaten die Waffen nieder.

Unter den drei nordischen Reichen hat besonders Dänemark durch seine Stellung zu den Herzogthümern Schleswig-Holstein die Aufmerksamkeit erregt. Um diese Verhältnisse zu beurtheilen, muß man sich an die alten Rechte dieser Herzogthümer erinnern, welche zwar zu Zeiten nicht beachtet, aber auch niemals aufgehoben worden sind. Holstein ist ein uralt deutsches Land, Schleswig hat in seinem südlichen Theile deutsche, in dem nördlichen Theile mehr jütische (dänische) Bevölkerung. Beide sollen für immer und ungetheilt zusammen bleiben,

und niemals mit Dänemark zu einem Staate vereinigt werden. Auch hatten die alten Stände der Herzogthümer bedeutende Rechte an der Besteuerung und Gesetzgebung. Im achtzehnten Jahrhundert sind die Herzogthümer ohne Berücksichtigung jener Rechte von den dänischen Königen regiert worden, und nach Auflösung des deutschen Reiches 1806 ist Holstein Dänemark einverleibt worden. Durch den Wiener Congreß trat es aber wieder zum deutschen Bunde. Die Versuche, das Land zu danisiren, hatten keinen Erfolg; man strebte auch nach Herstellung der alten Rechte; aber es war dieses Alles noch ein vereinzeltes Wesen. Da klärte 1830 der Kanzleirath Lornsen seine Landsleute über ihre eigentlichen Rechtsverhältnisse durch eine Schrift auf. Er wurde zwar abgesetzt und mußte das Land verlassen, seine Darlegung aber wirkte fort und fort bis zur entschiedenen Gestaltung des einen Willens in den Herzogthümern, Nationalität und Rechte des Landes zu wahren. König Friedrich VI. führte 1834 Provinzialstände in den Herzogthümern ein; unter seinem Nachfolger Christian VIII. (1839—1848) traten die Danisirungsversuche immer deutlicher hervor. Dänische Einrichtungen wurden eingeführt; deutsche Soldaten, welches doch die Holsteiner sind, wurden von dänischen Offizieren dänisch commandirt und unter dänischen Feldzeichen geführt. Ja, es wurden Anträge auf Herstellung eines ungetheilten Dänenreiches in Kopenhagen gestellt. Diese Bestrebungen waren um so drohender, da nach dem bestehenden Nachfolgerecht bei dem wahrscheinlichen Aussterben des dänischen Mannesstammes in Holstein die Linie Sonderburg-Augustenburg folgen und somit die Herzogthümer vollkommen von Dänemark getrennt werden müssen.

Der deutsche Bund schwieg. Da kam am 8. Jul. 1846 der offne Brief Christian's VIII. an die Herzogthümer, in welchem die Untheilbarkeit der dänischen Monarchie, die weibliche Erbfolge in Schleswig und die zu hoffende Beseitigung der in Holstein derselben entgegenstehenden Hindernisse ausgesprochen war. Eine gewaltige Bewegung folgte diesem Angriff auf die Unabhängigkeit deutscher Länder und Rechte deutscher Fürsten. Die holsteinischen Stände protestirten; Volksversammlungen wurden gehalten, auch in deutschen Ständeversammlungen wurden Anträge auf Zurückweisung der dänischen Anmaßung gestellt und von den Regierungen gebilligt (Baden, Hannover). Auch der deutsche Bund, an den sich Holstein gewendet hatte, beschloß am 17. Sept. 1846 die Erklärung, daß die Rechte des deutschen Bundes, der Agnaten und der Stände in Holstein beachtet werden müßten. Da gab Christian VIII. so weit nach, daß er aussprach, er habe die Rechte der Herzogthümer nicht kränken wollen.

Die Stände Schleswigs, welche noch in diesem Jahre zusammentraten, zeigten ein entschiedenes Beharren für die Erhaltung der deutschen Nationalität und ihrer Rechte; überhaupt dauerte das einmal erwachte Bestreben der Herzogthümer fort. So kam das Jahr 1848 heran und versetzte die Lösung dieser Wirren auf das Schlachtfeld, wie unten erzählt werden soll.

Neben diesen für Dänemark nicht ehrenvollen Handlungen muß anerkennend berichtet werden, daß 1847 die Aufhebung der Sklaverei in den dänisch-westindischen Besitzungen in der Art geschehen ist, daß nach zwölf Jahren alle Sklaven dort frei sind.

Die Sklaven-Emancipation führt uns noch zu einem sehr bedeutenden außer-europäischen Staate, in welchem diese Ehrensache der Menschheit viel verhandelt wurde. Es ist der nord-amerikanische Freistaat. In diesem Staate leben gegen 2½ Mill. Sklaven. Besonders zahlreich sind sie in den südlichen Staaten, wo die eifrig betriebenen und sich immer mehrenden Pflanzungen viele Arbeitskräfte fordern, und wo die Zahl der Sklaven die der Weißen bedeutend überwiegt. Hier ist die schrecklichste Gefahr für Eigenthum und Leben mit jeder Aufregung der Neger verbunden; daher die Wuth und Erbitterung in diesen Staaten, als die Sklavenbefreiung angeregt wurde. Es bildeten sich in den nördlichen Staaten, wo das Uebel nicht so arg, also nicht so schwer zu beseitigen ist, Vereine für Abschaffung der Sklaverei. Man nannte ihre Anhänger Abolitionisten. Aber ein wahrer Sturm brach gegen sie los. Einzelne Führer dieser Partei wurden mit dem Tode bedroht, auf ihre Auslieferung wurden von den Pflanzern Preise gesetzt, Tumulte nahmen überhand, und der Staat selbst, der ganze Bestand der Union war in Gefahr. Da beschloß der Congreß 1836, und er hat es noch 1840 wiederholt, daß er die Abolitionssache nicht verhandeln werde; die Fortdauer der vereinigten Staaten knüpfe sich an das Bestehen der Negersklaverei. Welch' seltsame Mischung der Zustände! Der starke freiheitsliebende Nordamerikaner schämt sich nicht, von dem wüthendsten Hasse gegen die Farbigen und deren Menschenrechte erfüllt zu seyn und das Bestehen der Republik knüpft sich an Unterdrückung, Grausamkeit und ein Schandmal cultivirter Zustände!

Eine gleiche Härte erfuhren die Ureinwohner des Landes, die Indianer. Sie waren im Ganzen immer noch das, was sie gewesen, Jäger auf ihren weiten Jagdgründen, der Ernährung und dem Vergnügen nachgehend. Aber Axt und Pflug drangen unaufhaltsam in ihre Wälder und Fluren vor, und der cultivirende Weiße fragte nicht nach dem Rechte des indianischen Besitzes. Versuche, die man machte, diese Stämme für Ackerbau und Civilisation zu gewinnen, sollen fruchtlos gewesen seyn. Sie wurden also zurückgedrängt. Der Congreß wies ihnen 1830 westlich vom Missisippi Landstriche an; dorthin sollten sie ziehen. Viele wollten die alte Heimath nicht verlassen; Andre, schon auf dem westlichen Ufer angelangt, kehrten zurück, wurden aber wieder hinüber gedrängt, wobei der Widerstand Hunderten von Indianern das Leben kostete. Darauf erhoben Stamm um Stamm die Waffen gegen die Weißen. Mord der Weißen und Zerstörung der Pflanzungen war die Rache der Sieger; der Aufstand breitete sich siegreich immer weiter aus. Furchtbare Anstrengungen kostete es, ehe die Unionstruppen Erfolge errangen und den Stamm der Creeks überwanden, der sich dann mit ihnen verbündete. Mehrere Stämme wurden dann durch Vertrag zur Auswanderung vermocht; die Creeks erhoben sich aber nochmals, bis auch sie mit den Staaten Frieden schlossen.

Die Macht der Union, besonders die Seemacht, ist sehr bedeutend und immer im Steigen begriffen. Der ungeheure Umfang der Staaten bietet der Entfaltung und Erstarkung der Kräfte weiten Spielraum. Eine Fülle von Erzeugnissen begründet den Reichthum; Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffe unterstützen den Handel und Verkehr. Der Amerikaner selbst ist voll Ausdauer

und Kraft, stolz auf seine Freiheit und sein Land, aber das Geldinteresse drängt ein höheres, geistiges Leben noch zurück. Die Präsidenten der Union in diesen Zeiten waren: General Jakson 1829 bis 1837, van Buren bis 1841, Harrison starb bald, John Tylor bis 1845, Polk bis 1849. Im März 1849 ist General Taylor zur Präsidentschaft gekommen.

Unter den auswärtigen Verhältnissen verursachte 1839 ein Gränzstreit wegen Kanada eine vorübergehende Mißhelligkeit mit England. — Texas, früher ein Bestandtheil der Republik Mexiko, hatte sich 1835 davon losgerissen, und einen eigenen Freistaat (unter dem Präsidenten Houston) gegründet, der sich später an die Union anschloß. Nun entstand ein Krieg zwischen derselben und den Mexikanern, der nach mehreren Gefechten und nach der Einnahme von Veracruz 1847 noch in demselben Jahre durch General Skott zur Besetzung der Hauptstadt Mexiko führte. Also steht der Macht der Union auch nach dieser Seite hin jedenfalls ein mächtiger Zuwachs bevor.

Ueber den Zustand der südamerikanischen Republiken, deren Entstehen im letzten Abschnitt der dritten Periode geschildert ist, läßt sich nichts Bestimmtes berichten. Denn theils sind dieselben noch wenig geordnet, da Bürgerkrieg, Parteikämpfe und daraus entstehende anarchische Zustände an der Tagesordnung sind, theils ereignen sich häufige Veränderungen der Verfassungen und der Staatsgebiete, so daß, was heute gilt, vielleicht schon am nächsten Tage anders erscheint.

Wir sind am Ende des vierten Zeitraumes. Hunger und Elend stehen an seinem Ausgange. Der heiße Sommer 1846 ließ die Ernte in einem großen Theil Europa's weit unter dem mittleren Maaß ausfallen; dazu kam die Kartoffelkrankheit, welche den Armen das wohlfeilste und gewöhnliche Nahrungsmittel entzog. Schon in den letzten Monaten 1846 zeigte sich Mangel in vielen Gegenden, doch überblickte man den Umfang des Uebels noch nicht. Aber in den ersten Monaten 1847 stiegen die Preise der Lebensmittel von Woche zu Woche; die Theuerung wurde so arg, daß die Armen zur Stillung des Hungers die ungesundesten, nahrungslosesten Stoffe verschlangen. Die Noth wuchs mit der Entkräftung; Seuchen folgten, und dumpfe Verzweiflung oder wilder Trotz ergriff die Gemüther. Arbeiter-Unruhen in den größeren Städten ereigneten sich häufig, sogenannte Brottumulte. Der Wohlthätigkeitssinn der Einzelnen zeigte sich auf die schönste Weise; auch die Regierungen kauften Getreide und Kartoffeln auf; das Branntweinbrennen wurde eingestellt. Die wahre Hülfe aber kam von Gott in der gesegneten Ernte des Jahres 1847. Wer sollte die dankbare Rührung je vergessen, die Alle ergriff, als eben zur Zeit der Ernte, wo das Getreide bei so hohen Preisen schon anfing selbst zu diesem Preise zu fehlen, nun die gesegneten Felder ihre Fülle ausschütteten. Doch wirkte die lange Noth in Krankheiten und vermehrter Sterblichkeit noch immer nach.

Die neueste europäische Bewegung.

1. Vorbetrachtung.

Es war über ein halbes Jahrhundert her, daß die erste französische Revolution Europa erschüttert hatte. Gegen die abgelebten Regierungs-Formen, die Mißbräuche der Gewalten und die Privilegien der bevorrechteten Stände gerichtet, war sie weit über ihre Gränze und ihr Ziel hinausgegangen. Dies geschah einmal, weil der theils offne, theils listige Widerstand des Alten die Neuerung in ihrer Berechtigung nicht naturgemäß vollenden ließ und also zu extremen Schritten drängte; dann aber auch, weil im Schooße der Neuerung selbst eine verderbliche und ausschweifende Theorie der Freiheit und der Wohlfahrt die Entfaltung des rechten Kernes hemmte und überwucherte. Dazu kam die Gewalt der Ereignisse und die Macht der Persönlichkeiten. Also durchlief die Neuerung die Periode der Schreckenszeit; sie trat ermattet unter die Fahnen der Napoleonischen Militair-Dictatur, welche den Ruhm an die Stelle der Freiheit setzte; sie erlebte in der Restauration der Bourbon's die schmachvolle Niederdrückung durch Pfaffenthum und Absolutismus, und aufschwellend in den Julitagen von 1830 wurde die Neuerung selbst durch das überpfiffige System Ludwig Philipp's zu einer abgetriebenen inhaltlosen Form. Europa verhielt sich diesen Stadien gegenüber ganz verschieden. Es versuchte die Freiheit des Schreckens niederzutreten; es wurde von den Armeen des Ruhmes überfluthet, und die alten Staatsverhältnisse brachen, nicht unter der berechtigten Idee, sondern unter der Gewalt; zu den Zeiten der Restauration waren die europäischen Staaten gleichsam in ihren wiederhergestellten Häuslichkeiten beschäftigt, und mit der Juliregierung trafen sie im stillen Einverständniß der Ziele und des Weges zusammen.

Also ist es gekommen, daß die Entfaltung der Idee der ersten Revolution noch gar nicht rein und vollständig da gewesen ist; also ist es gekommen, daß der Anstoß von Frankreich her nicht auf vernunftgemäße Art und in rechter Entwicklung nach Europa eingedrungen und die staatlichen Verhältnisse erneuert und umgestaltet hat. Die erste französische Bewegung hatte nicht in Frankreich, noch weniger in Europa ihre endliche wahrhafte Erscheinung gefunden, sie war aber als etwas geschichtlich und vernünftig Berechtigtes da und lag also — ein durch Widerstand und innere Verderbniß immer schwieriger werdendes Problem — wie eine Krankheit in den Gliedern der europäischen Völkerfamilie.

Einer der entschiedensten Hebel der ersten Bewegung — das Vortreten der mittleren, ja der niederen Stände des Volkes sowohl im Staat als in der Gesellschaft — war nach dem Siege der heiligen Allianz in Vergessenheit gekommen. Man gründete die neuen Staatenverhältnisse, man richtete die Regierungen ein, ohne den Völkern und dem Volke Rechnung zu tragen, und da

die Forderung einmal vorhanden und auch gekannt war, entschloß man sich zu der ungeheuersten Verschwendung der Kräfte, des Geldes, der Staatsinstitute und der Intelligenzen für das System der präventiven Maaßregeln gegen die liberalen Ideen, anstatt die europäische Menschheit auf der Bahn einer gesunden geschichtlichen Entwickelung vorwärts zu führen. Im Gefühl und in der Erkenntniß dieses Verfahrens ist das Mißtrauen des Volkes aufgekeimt und erwachsen, welches nach dem Ausbruch der Bewegung die Zustände so unendlich verwirrt und ihre Neugestaltung erschwert hat.

Aber die liberalen Ideen, welche den Geist der Völker durchdrangen, ließen sich trotz aller Hemmungen nicht wegschaffen, und es war nicht schwer einzusehen, daß, wenn Europa überhaupt der Träger der geschichtlichen Fortentwickelung der Menschheit bleiben sollte, dies nur durch den Sieg der liberalen Ideen geschehen könne, d. h., daß eine vernünftig geordnete Betheiligung des Volkes am Staatswesen, eine ungehinderte Entfaltung des Gedankens, ein öffentliches Gerichtswesen und eine humane Befriedigung der materiellen Interessen, namentlich der niederen Klassen, erfolgen müsse. Selbst der scheinbar sehr wirksame Versuch, die Aufmerksamkeit der Völker durch vorherrschende Begünstigung der materiellen Wohlfahrt, des Handels, des Verkehrs, der Gewerbe von der Verfolgung der liberalen Idee abzuwenden, war doch zuletzt derselben förderlich. Welch' ein ungeheures Mittel des erleichterten Gedanken-Austausches und der schnellsten Verbreitung der Ideen waren die Eisenbahnen! Zu welchen Vergleichungen und Anschauungen der politischen Zustände führt der Handel auf seiner vollkommensten Stufe als Völkerverkehr!

Wenn nun auch der politische Freisinn in seiner Bedrückung die Ueberzeugung seines endlichen Erfolges und die Aussicht darauf nicht verlor, so war man doch nach der andern Seite hin nicht aufmerksam genug auf die Lehren und Bestrebungen der Demokratie und des Socialismus. Schon in der ersten französischen Revolution läßt sich der Zeitpunkt angeben, wo die Bewegung nicht mehr die Freiheit, sondern das sogenannte allgemeine Wohl verfolgte. Seitdem hatten sich diese Theorien weiter gebildet und waren zu einem wirklichen System erhoben worden. Fourier, Proudhon in Frankreich, Owen in England, Mazzini in Italien, Ruge in Deutschland traten als die Verkündiger einer neuen Zeit auf. Der ganze staatliche und gesellschaftliche Zustand taugt bis auf die Grundlagen selbst nichts mehr, so sprach diese Lehre; Aufhebung des Eigenthumes als einer Ungerechtigkeit, mithin auch des Erbrechtes, Auflösung der Familienbande, weil das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern eine Sklaverei sei, Nothwendigkeit einer neuen Religion, denn der Glaube an die Vorsehung sei eine schwächliche Thorheit — dies und ähnliches Andere waren die letzten Absichten des Systemes, welches man gewöhnlich Communismus, auch Socialismus nennt. Durch die aufgestellte Gleichberechtigung Aller an dem Gesammt-Besitz, durch die sogenannte Garantie der Arbeit köderte diese Lehre den großen Haufen der Tagearbeiter, der kleinen Handwerker, überhaupt der Aermeren, wozu sich dann eine Menge nichtsnütziges, müssiggängerisches Gesindel gesellte und in Leuten von verdorbener Carriere oder von schwärmerischer Unerfahrenheit die Führer fand. Am meisten verbreitet und am besten organisirt

war diese Partei in Frankreich. Hier war sie in Verbindungen vereinigt, hier wirkten eigene Journale für sie.

Die Regierungen verfolgten mit aller Macht der Präventiv- und Repressiv-Maaßregeln diese Lehren, im Ganzen aber sprach man davon, als wie von einer Theorie, welche wohl selbst keinen Anspruch auf eine Verwirklichung erhebe. Der Liberalismus wollte solchen Meinungen keine entschieden praktische Bedeutung beimessen, und man wurde um so sorgloser, weil man auf die Regierungen deshalb erbittert war, daß diese, die liberalen Ideen mit den socialen und demokratischen vermischend, auch jene um so eifriger bedrückten.

Während diese Ideen, Gegensätze und Kämpfe das öffentliche Leben bewegten, waren es noch einige große staatliche Körper, welche der nächsten Zukunft Europa's schwere Aufgaben vorlegten. Es waren die Verhältnisse Deutschlands und Italiens.

Die Angelegenheiten, Verwickelungen und Bahnen der europäischen Völkerfamilie wurden von den fünf mächtigsten Staaten, England, Frankreich, Preußen, Oestreich und Rußland geleitet, welche man deshalb Großmächte nannte. Diese Mächte und ihre gegenseitige Stellung entschieden über das Schicksal des Welttheils. Eifersüchtig wachten diese Staaten über ihren Einfluß, doch war von keinem andern europäischen Staate zu befürchten, daß er den Großmächten sich würde beigesellen wollen. Man konnte aber auch entschieden annehmen, daß jeder Versuch, diese Stellung der Mächte zu stören oder sich in sie einzudrängen, von großen Unruhen, von wahrscheinlich schweren Hindernissen und Kämpfen begleitet seyn würde.

Wie Deutschland in dem 1815 aufgerichteten Bunde nur höchst ungenügend die Fragen seiner Nationalität, seiner Macht und seines Verkehrs gelöst sah, und wie die demagogischen Umtriebe und die Unruhen von 1830 nur die Folgen dieser Unbefriedigtheit waren, dies ist im 137. Abschnitt dargestellt worden. Seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen regte sich immer allgemeiner der nationale Sinn der Deutschen. Schmerzlicher empfand man die Zersplitterung der nationalen Kräfte, immer tiefer den Mangel an politischer Einheit, und mit bitterem Stolze sagte man sich, daß Deutschland ein Recht habe mitzusitzen in dem Rathe Europa's. Da trat nun aber eben nicht allein die Schwierigkeit ein, daß die beiden Großmächte — Preußen und Oestreich — zu Deutschland gehörten, sondern auch die anderen konnten in einer möglichen Erhebung oder politischen Umgestaltung Deutschlands nur eine Schmälerung ihrer Macht und ihres Einflusses erblicken, so daß mit dem Eintritt einer deutschen Bewegung sogleich anzunehmen war: es würde dieselbe, wenn sie nicht rasch sich vollendete, bald auf die Verwirrungen der diplomatischen Intrigue, der dynastischen Interessen oder auf die Entscheidung des Schlachtfeldes stoßen.

Ein ähnlicher, wenn auch nicht ganz so bedenklicher Fall, lag in den Einheitsbestrebungen Italiens vor. Auch dieses Volk war zerstückelt. Die Carbonari's und später die Verbindung des jungen Italiens hatten das Gefühl und den Wunsch der Einheit mächtig erregt; die Maaßregeln Pius' IX. hatten die Flammen noch mehr angefacht. Ein italienischer Bundesstaat wurde ernst-

lich beabsichtigt. Wie sollte er sich in die europäischen Staaten einreihen? wie sollte Oestreich's Einfluß und Herrschaft zurückgedrängt werden?

So lag der Zustand Europa's. Die liberale Idee — ihre Berechtigung fordernd, der sociale Gedanke — auf die Gunst des Augenblickes lauernd, dazu sich verwickelnde Staatenverhältnisse — dies erzeugte eine dunkle Erwartung von etwas Hereinbrechendem, eine allgemein fühlbare Spannung des Lebens. Metternich, als der übliche kurze Ausdruck des Repressiv-Systems, blickte gewiß mit Voraussicht auf die bei dem Alter Ludwig Philipp's möglicher Weise bevorstehenden Ereignisse in Frankreich, aber als der Stoß noch eher erfolgte, erwies sich keine der betroffenen Regierungen vorbereitet und im Stande, der Bewegung zu widerstehen.

Diese Betrachtungen mögen als Leitfaden in dem Gewirr der Ereignisse dienen, welche seit Anfang 1848 so viele Staaten Europa's betroffen haben und deren Skizzirung in den Hauptgruppen wir nun versuchen wollen.

2. Aufstände in Italien im Anfang 1848. Die Februar-Revolution in Paris. Republik Frankreich.

Wenn auch die Februar-Revolution für den das Jahr 1848 betrachtenden Blick der eigentliche Ausgangspunkt so vieler anderen politischen Bewegungen ist, so gingen doch in Italien Ereignisse vorher, welche wir als unabhängig von der Pariser Umgestaltung vorausschicken.

Das Königreich Neapel wurde zuerst der Schauplatz großer Aufstände. Die Gährung in Sicilien stieg täglich höher; am 8. Januar brachen Unruhen in Palermo aus, am 12. und 13. erfolgte die Revolution. Nach einem blutigen Straßenkampfe wurde das Militair vertrieben und der königl. Palast erstürmt. In Messina geschah das Gleiche; das Fort Gonzaga wurde vom Volke genommen. Eine provisorische Regierung wurde errichtet und die Trennung der Insel von Neapel war schon erklärt, wenn gleich die Absetzung des Königs als Herrscher von Sicilien erst durch das Parlament von Palermo am 13. April erfolgte. Der König sandte sogleich nach der ersten Kunde der sicilianischen Ereignisse neue Truppen nach der Insel und am 18. wurde Palermo bombardirt. Allein die Bewohner der Stadt erstürmten nach einem harten und blutigen Kampfe am 25. das Fort Montreale, schlugen am 27. den Sturm der Neapolitaner zurück und nahmen am 30. das Fort Castellamare. Zugleich zeigten sich in Neapel selbst bedeutende Unruhen. Zwar blickten die Kanonen des Fort St. Elmo drohend herunter auf die erregte Stadt und es verlautete, daß der König zum Aeußersten entschlossen sey, aber das Volk, dadurch erbittert und dem verhaßten Ministerium des Königs den Untergang drohend, wogte auf den Straßen und Plätzen. Der Polizeiminister Delcaretto entfloh am 26. der Wuth des Volkes; am 28. entließ der König sein bisheriges Ministerium und am 29. versprach er seinem Lande eine constitutionelle Verfassung. Ein ungeheurer Jubel umwogte ihn, als er nach diesen Zugeständnissen durch die Straßen ritt. Am 11. Februar wurde die Constitution verkündet.

Auch in Florenz geschah am 17. Febr. die Verkündigung der Constitution. — König Karl Albert von Sardinien hatte am 8. Febr. in Turin das Gleiche gethan. Hatte auch dieser Fürst früher die liberalen Bestrebungen mit Strenge, ja Härte verfolgt, so war sein Geist jetzt voll von ehrgeizigen Plänen, in dem bevorstehenden Umschwunge Italiens eine große Rolle zu spielen, was ihm, wie er wohl wußte, niemals gelingen konnte, wenn er in seinem eigenen Lande nicht nachgiebig gewesen wäre. Er rüstete und vermehrte die Armee, denn er richtete seinen nächsten Blick auf das lombardisch-venetianische Königreich, wo die wachsende Aufregung einen Ausbruch wahrscheinlich machte.

Wirklich war die östreichische Herrschaft in Italien auch in den eigenen Besitzungen schwer bedroht. Immer offener trat die Spannung zwischen den Lombarden und den Oestreichern hervor. Gleich den Nordamerikanern von 1773, welche keinen Thee tranken, um den Engländern Geld zu entziehen, bildete sich in Mailand die Cigarren-Ligue: eine Verbindung, welche dem Tabak und auch dem Lottospiel entsagte, um diesen östreichischen Finanzquellen zu schaden. Oestreichische Militairs, welche auf den Straßen oder in den Kaffeehäusern zu rauchen wagten, wurden bedroht und angegriffen: man fand nicht selten ermordete östreichische Schildwachen. In Padua ereignete sich am 2. Febr. ein blutiger Tumult. Marschall Radetzky sah sich endlich zur Verkündigung des Standrechtes, d. h. der kriegsrechtlichen Behandlung der Verbrechen genöthigt.

So viel Theilnahme nun auch diese italienischen Vorgänge erregten, so war man doch von dem Gedanken dabei entfernt, eine größere Erschütterung Europa's dadurch veranlaßt zu sehen. Da brach der Aufstand in Paris aus und kaum hatten die erregten Gemüther Zeit sich ihre Befürchtungen deutlich zu machen, so folgte dem Blitz des Gewitters an der Seine auch schon das Aufflammen der Völker.

Wir haben im 131. Abschnitte schon erwähnt, daß der Drang nach einer Wahlreform, d. h. nach einer Erweiterung der Anzahl der Wähler durch Herabsetzung des Wahlcensus in Frankreich zu sogenannten Reformbankett's Veranlassung gegeben hatte. Die Oppositions-Mitglieder der Kammer, unter ihnen Odilon Barrot und Thiers, betrieben die Reform, wenn sie auch keinesweges so weit gingen, ein allgemeines Wahlrecht zu verlangen. Um diesen Bestrebungen mehr Eingang zu verschaffen, wurde verabredet, in jeder der 12 Sectionen von Paris Reformbankett's zu halten. Am 22. Febr. sollte das Bankett des 12. Arrondissement stattfinden; in großem Zuge, zu welchem auch die Nationalgarde eingeladen wurde, wollte man an den Ort des Bankett's ziehen. Aber auch die Männer des Radicalismus und Socialismus betheiligten sich bei der Sache, um dieselbe wo möglich über die ursprüngliche Absicht hinauszutreiben und ihre Zwecke zu fördern. Da erscheint am 21. das Verbot des Bankett's, wobei die Regierung sich auf ein altes Polizeigesetz von 1791 berief. Die Theilnahme am Bankett sowohl als am Zuge wird für ungesetzlich erklärt. Und doch hatte man gegen die Reformbankette in den Provinzen eine gleiche Ansicht nicht geltend gemacht. Es werden Truppen nach Paris gezogen, das

Militair wird in den Kasernen gehalten und Munition ausgetheilt. Da treten die Oppositions-Mitglieder von der Theilnahme am Bankett zurück, um den Zusammenstoß wo möglich zu verhüten. Aber die Nationalgarde und die Bourgeoisie von Paris sind über die mißtrauischen Maaßregeln der Regierung erbittert oder doch gleichgültig gegen einen das Ministerium bedrohenden Aufstand.

Der Morgen des 22. Febr. zeigte die Straßen von Paris mit Menschenmassen erfüllt; ein allgemeiner Zug drängt nach dem zum Bankett des 12. Arrondissement bestimmten Orte. Truppen sind dort aufgestellt; die Municipalgardisten beleidigen das Volk. Allein ernsthafte Zusammenstöße kommen nicht vor; man durchzieht die Straßen mit dem Gesange der Marseillaise, der Ruf bricht aus dem Haufen hervor: „Nieder mit Guizot! es lebe die Reform! auf, nach der Deputirtenkammer.“ Hier angelangt, geräth das Volk in einen Kampf mit der Reiterei, zieht sich aber, da es nicht genügend bewaffnet ist, zurück.

Aber die Regierung hat die Nationalgarde schwer beleidigt, dadurch, daß man sie gegen diese Tumulte nicht aufgeboten hat. Am folgenden Tage eilen Arbeiter aus den Vorstädten in die Stadt und werfen in der Straße Transnonain Barricaden auf. Das Militair rückt an, der Kampf beginnt. Die Nationalgarde, ohnedies für die Reform gestimmt und von dem gestrigen Mißtrauen gereizt, schützt mehre Male das Volk gegen die Angriffe der Reiterei und der Municipalgarde. Der Ruf nach Reform und nach der Abdankung des Ministeriums Guizot wird auch in den Reihen der Nationalgarde häufiger. Sie sendet endlich eine Deputation von 500 Mitgliedern zu dem Deputirten Crémieux. Dieser berichtet in der Kammer. Guizot weicht den gebieterischen Umständen und erklärt seinen Austritt. Graf Molé ist vom Könige mit der Bildung eines neues Ministeriums beauftragt.

Die Haufen auf den Straßen, unter welche diese Nachricht verbreitet wird, fordern jubelnd die Illumination. Es geschieht, der Kampf hört auf, freudig wogt die Masse hin und her. Man zieht vor das Hotel des Exminister Guizot, man fordert dessen Erleuchtung. Da fallen verhängnißvolle Schüsse auf das Volk, eine Anzahl Todte liegt auf dem Platze.

Nun brennt der heftigste Zorn auf. „Man verräth uns! Zu den Waffen, zu den Waffen!“ tobt der Ruf durch die Straßen. Schrecken und Wuth durcheilen die Stadt. Barricaden erheben sich, Tausende stürzen zu ihrer Vertheidigung herbei. Die Todten mit offen liegenden Wunden werden von Fackeln grausig beleuchtet durch die Straßen gefahren und entzünden Alles zu Wuth und Rache.

Die Arbeiter in den Straßen Temple, St. Martin und Transnonain hatten selbst bei der Nachricht von Guizot's Sturz den Kampf nicht aufgegeben. Ihren Führern war es um mehr zu thun, als um einen bloßen Ministerwechsel, ja, um mehr als die Wahlreform. In der Nacht übernahmen die republikanischen Häupter Ledru Rollin, Marrast u. A. die Leitung der Bewegung. Ihre Befehle organisiren den morgen bevorstehenden Kampf, das Ziel desselben ist die Republik, und die provisorische Regierung wird schon in diesen Stunden auserkohren.

Der Kampf hatte in der Vorstadt St. Antoine auch in der Nacht nicht

aufgehört; am Morgen des 24. Februar begann er in den Straßen mit großer Heftigkeit.

In den Tuilerien herrschte unsägliche Bestürzung. Louis Philipp hatte manche gefährliche Emeute überstanden, aber dieses Anstürmen, dieser Kampf ist mehr. Boten vom Schauplatz des Gewühles gehen und kommen; es wird immer deutlicher, daß der Kampf um mehr als neue Minister geführt werde. Dennoch versucht der König den Sturm zu lenken. Er ernennt einen Führer der Kammer-Opposition, Odilon Barrot, zum Minister. Auf einigen Standpunkten macht diese Nachricht einen beruhigenden Eindruck, aber es war für das Ganze „zu spät.“ Die Arbeiter kämpfen fort, die Truppen selbst, durch zweitägigen Regen und die ungeheure Volksmasse entmuthiget, fangen an ihre Waffen den Volkskämpfern zu übergeben. Der Deputirte Girardin unterrichtet den König vollständig von dem Charakter der gegen die Monarchie gerichteten Bewegung. Louis Philipp giebt den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, indem er in seine Abdankung und die Regentschaft der Herzogin von Orleans für seinen Enkel den Grafen von Paris willigt. Draußen aber ertönt schon der Ruf: „Es lebe die Republik!“ Das Volk, wüthend über ein von der Municipalgarde erfolgtes Gewehrfeuer, schreit auf's Neue „Verrath!“ und dringt nach den Tuilerien; voran die Nationalgarden, hinter ihnen die ungeheuren Schaaren der Arbeiter. Der Kampf währt hier nur kurze Zeit, die Truppen ziehen sich zurück und das Volk dringt von allen Seiten in das Haus des Königs.

Aber der unglückliche Greis ist entflohen; schon eilt er über den Eintrachtsplatz. Unweit der Stelle, wo Ludwig XVI. und sein Vater geblutet haben, vollzieht er die vergessene Unterzeichnung seiner Abdankung. Ein unscheinbarer Fiakre bringt ihn aus Paris; die Flucht geht weiter nach Dreux und so eilig war sie angetreten, daß der König sich die geringen Mittel leihen muß, um sie fortzusetzen. Einige Male scheint der Augenblick der Entdeckung gekommen; die Ehrfurcht vor dem Alter und dem Unglück aber machen dem König den Weg frei. Bei Havre hält sich die Familie in einem einsamen von Gebüsch umgebenen Hause gegen acht Tage verborgen und entkommt dann nach England, 3. März. Indeß war durch die provisorische Regierung schon der Befehl gegeben, die Flucht des Königs zu erleichtern. Man wollte Frankreich ein neues Verbrechen ersparen. Auch die übrigen Mitglieder der königlichen Familie verließen unverletzt das Land; die Herzogin von Montpensier wurde den Tag nach der Erstürmung der Tuilerien halb verschmachtet in einem Versteck gefunden.

Während des Kampfes noch war die Deputirtenkammer zusammen berufen worden. Die Versammlung fühlte, daß auch ihr der Boden unter den Füßen wankte; auf vielen Gesichtern drückt sich die Bestürzung über die Abdankung des Königes aus. Da tritt nach 1 Uhr Mittags die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen, begleitet von dem Herzoge von Nemours, in den Saal und nimmt mit lautem hoch! begrüßt, am Fuße der Tribüne Platz. Doch hinter ihr dringen die Männer des Kampfes mit in die Kammer und die monarchische Regentschaft muß das letzte Ringen mit der Republik bestehen. Auf der Tribüne folgen Reden für und wider die Regentin. Ein rasender Lärm er-

hebt sich; neue Schaaren bewaffneter Blousenleute ziehen herein. Sie haben eben am Fuße der Julisäule den Thron verbrannt: „Absetzung des Königs!" ist ihr Ruf. Die Herzogin sucht mit ihren Kindern auf den Bänken der Abgeordneten Schutz gegen die wilden Gestalten. Vergebens fordert der Präsident deren Entfernung, die Mehrzahl der Deputirten, furchtsam und eingeschüchtert, wagen nichts für ihr Ansehen und die Regentschaft; neuer Lärm und neue Haufen drängen zu. Die Herzogin rettet sich aus dem Saale in einen Wagen; der Herzog von Nemours entkommt durch ein Fenster. Ledru Rollin's Donnerstimme herrscht nun von der Tribüne; er fordert eine provisorische Regierung und einen Nationalconvent. Nach ihm spricht Lamartine. Man schreit: „Nieder mit der Kammer!" Der Präsident schließt die Sitzung, die Kammer hat aufgehört, das souveraine Volk von Paris ist an der Herrschaft. Eine provisorische Regierung wird erwählt; sie besteht aus: Dupont, Arago, Marie, Marrast, Lamartine, Ledru Rollin, Garnier-Pagés, Flocon, Crémieux, Louis Blanc und Albert. Die Republik wird proclamirt.

Aus der Emeute war eine Revolution geworden, und Frankreich hatte zu seiner Ueberraschung seine Regierungsform geändert. Die Republik fand aber wenig Republikaner vor. Man hatte kein Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge, denn in ihrer ersten Zeit stützte sie sich nur auf die Proletarier von Paris und bald complottirten die Mitglieder der Regierung gegen einander. Viele Reiche verließen das Land, der Luxus und mit ihm eine Menge Arbeit verschwand, der Credit war vernichtet, und Handel und Gewerbe wurde von den schwersten Verlusten betroffen. Zudem war durch die Verheißung der Garantie der Arbeit, d. h. der Verpflichtung, jedem Menschen Arbeit zu geben, die Regierung bald in die schwierigste Lage versetzt. Hunderttausende von Arbeitern wollten befriedigt seyn. So lange die Staatskassen noch Mittel hatten, ließ es sich machen. Man errichtete die Mobilgarde von 24,000 Mann mit einem täglichen Sold von ungefähr 10 gGr. Man veränderte die tägliche Arbeitszeit, man ließ die Arbeiter in einer eignen Commission ihre Angelegenheiten berathen, und gründete Nationalwerkstätten für Arbeitslose mit gleichem Tagelohne. Aber alle diese Maaßregeln verschlangen ungeheure Summen; die Regierung mußte Steuern im Voraus erheben, andre Steuern erhöhen und Anleihen aufnehmen. Der Zustand wurde täglich schwieriger; die Bourgeoisie begann sich von ihrer Ueberrumpelung aufzuraffen und gegen die hereinbrechende Anarchie zu stemmen. Schon zeigte sich die Spaltung in Demonstrationen und massenhaften Zusammenrottungen der Arbeiter, z. B. am 17. März, am 16. April.

Die constituirende Versammlung, welche dem Staat seine neuen Formen geben sollte, trat am 4. Mai zusammen. Die Mehrzahl der Abgeordneten waren trotz des allgemeinen Wahlrechtes und der Agitationen Ledru Rollin's Republikaner von heut, aber nicht von gestern, d. h. vor der Revolution. Zwar proclamirte die National-Versammlung die Republik, dazu aufgefordert von dem Volke von Paris, allein schon in der Neuwahl der provisorischen Regierung wurde Ledru Rollin nur mit Mühe durchgesetzt. Sie bestand aus: Arago, Garnier, Marie, Lamartine, Ledru Rollin und deren Ministern. Es wurde

immer mehr offenbar, daß der besitzende Theil der Bevölkerung und namentlich die Provinzen die Staatsangelegenheiten auf einen Weg zurückführen wollten, welcher Ordnung, Sicherheit und Wohlfahrt garantirte. Männer, die in der Kammer der Julireglerung großes Ansehen genossen hatten, wie Thiers, Molé, Dupin, erlangten es auch in dieser republikanischen Versammlung.

Die Socialisten und Anarchisten oder, wie man sie häufig nennt, die rothen Republikaner, und hinter ihnen die Masse der Arbeiter, nebst der niederen Bevölkerung von Paris, sahen ein, daß es leichter gewesen war, in den Tagen des Februar die Macht an sich zu reißen, als fortdauernd zu behalten. Die Nationalversammlung wurde ihnen verhaßt, weil sie ihre Zwecke nicht verfolgte. Dazu kam, daß noch, vorzüglich auf den Antrieb Lamartine's, die auswärtige Politik den Frieden zu erhalten strebte, womit jene Partei und auch die Menge der Polen in Paris nicht zufrieden war. Am 15. Mai brach der Aufstand aus. Es gelang den bewaffneten Massen, die Nationalversammlung zu sprengen und eine neue Regierung zu proclamiren. Allein die Nationalgarde unterdrückte die Bewegung und ihren augenblicklichen Erfolg. Mehrere Führer der Socialisten, wie Barbés, Albert, dann auch der General Courtais wurden gefangen nach Vincennes gebracht. Louis Blanc entkam mit Mühe. Eine bedeutende Truppenzahl wurde nach Paris gezogen und die National-Versammlung debattirte unter dem Schutz von 20,000 Bayonetten.

Sie richtete nun ihre Bestrebungen sogleich gegen den Herd der Unruhen, die National-Werkstätten. Es waren gegen 120,000 Arbeiter in denselben, und ihre Erfolge entsprachen weder den Kosten noch der Absicht; im Gegentheil wurden sie eine Unterstützung des Müssigganges und der Schlechtigkeit. Man griff das Uebel herzhaft an: alle Arbeiter aus den Provinzen sollten in ihre Orte geschickt werden, alle Arbeiter von 18 bis 26 Jahren sollten in die Armee eintreten und 400 andere Arbeiter wurden in die Provinzen zum Kanalbau bestimmt. Die Arbeiter sahen die Absicht; sie faßten den Entschluß, noch einmal die Gewalt zu versuchen. Eine Deputation der Werkstätten kündigte der Regierung an, daß sie jenen Maaßregeln nicht folgen würden.

Schon am 21. und 22. Juni zeigten sich außerordentliche Volksanhäufungen. Die Antwort der Regierung befriedigte die Arbeiter nicht; sie halten Versammlungen und setzen am 23. Juni der Vollziehung jener Maaßregeln den Bau der Barricaden entgegen. Die Regierung, in welcher selbst Socialisten wie Ledru Rollin sitzen, ergriff anfänglich nur ungenügende Gegenwehr. Der Plan der Insurgenten war, in 4 Colonnen auf das Stadthaus zu rücken und nach seiner Besitzergreifung die socialistische Republik zu proclamiren. Zwar wurde am 23. schon gekämpft, allein man glaubte es nur mit einer Emeute zu thun zu haben. Die Ausdehnung des Aufstandes am Morgen des 24. Juni und die Fortschritte der Arbeiter lassen erst die Größe der Gefahr begreifen. General Cavaignac, Kriegsminister, wird mit der Dictatur bekleidet, Paris wird in Belagerungszustand erklärt. 100,000 M. Soldaten, Nationalgarden oder Mobilgarden stehen dem General zur Verfügung. Zehn Bataillone rücken zum Schutz des Stadthauses heran. Das schwere Geschütz arbeitet mit furchtbarer Gewalt gegen die Barricaden; Kartätschen fegen die von den Insurgenten be-

setzten Straßen und Brücken. Aber auch die Insurgenten kämpfen mit verzweifelter Tapferkeit; ihre Barricaden gleichen oft kleinen Festungen; in manchen Straßen sind die Brandmauern zwischen den Häusern durchbrochen, um innerhalb der Häuser einen Verbindungsweg zu haben. Vergebens versuchen Abgeordnete der Nationalversammlung, welche die Barricaden besteigen, die Kämpfer zum Einstellen des Kampfes zu bewegen; selbst der Erzbischof von Paris macht diesen Versuch, aber er fällt von einer Kugel getroffen. Am 25. noch dauert die Straßenschlacht fort, obgleich die Insurgenten immer mehr zurückgedrängt werden. Endlich am 26. droht Cavaignac den noch von den Aufständischen besetzten Stadttheil in Grund und Boden schießen zu lassen. Mit der Uhr in der Hand wartet General Lamoricière auf die Minute, wo die gegebene Frist zu Ende geht. Da capitulirt ein Theil der Insurgenten; andere ziehen sich aus der Stadt und werden von der Reiterei einzeln eingebracht.

Der Aufstand war gedämpft. Cavaignac behielt die vollziehende Gewalt. Er ist ein echter Republikaner, aber er sah ein, daß es jetzt vor Allem gelte, die Civilisation und das Eigenthum gegen die Anarchie der rothen Republik zu schützen. Die Presse, die Vereine wurden mehr beschränkt als unter der Julieregierung; die Verfassung wurde von der Nationalversammlung vollendet, aber mit großer Gleichgültigkeit von den Franzosen aufgenommen. Nach einer starken Regierung geht das Verlangen des französischen Volkes, besonders in den Provinzen, welche wenig von den Befreiungen der Republik spüren, da die Centralisation nach wie vor Paris zum Alleinherrscher macht.

Nach der Verfassung hatten sämmtliche Franzosen das Recht, den Präsidenten der Republik zu wählen. Die Wahl fand vom 10. bis 14. Dec. statt; General Cavaignac und der Prinz Ludwig Napoleon, der frühere Gefangene von Ham, waren die am meisten genannten Bewerber. Letzterer siegte, indem er von 7 Mill. Stimmen 5 Mill. erhielt. Cavaignac erhielt nur 1 1/2 Mill. Also haben die Erinnerungen des Kaiserreiches über den entschiedenen Republikaner gesiegt. Ludwig Napoleon ist am 20. Dec. von dem Präsidenten der Nationalversammlung als Präsident der Republik proclamirt worden. Auch er und sein Ministerium Odilon Barrot verfolgt die Bekämpfung der Anarchie als die erste und wichtigste Aufgabe. Aufstände sind mehrfach versucht, aber immer beseitigt worden. Die constituirende Versammlung hat am 26. Mai 1849 ihre Arbeiten vollendet, worauf die gesetzgebende Versammlung eröffnet worden ist. Wenn auch die socialistische Partei oder der Berg seine Hoffnungen nicht aufgiebt, so ist doch in dieser Versammlung, und wie es scheint, auch in Frankreich die Partei derer am zahlreichsten, welchen die Republik nur eine augenblickliche Nothwendigkeit scheint. Daher ist der Zustand von Frankreich so wenig fest, daß man Ursache hat, an eine Wiedereinführung der Monarchie früher oder später zu glauben. Das Hauptbedürfniß der Franzosen scheint eine gedeihliche Ruhe nach so vielen Versuchen einer politischen Umgestaltung. Doch ist die unermüdete Partei des Umsturzes noch immer thätig und bearbeitet jetzt vorzüglich die Provinzen durch ihre Emissaire und Lehren.

3. Die Revolution in Deutschland.

a) Die Märztage in den kleineren Staaten.

Die großen Mängel des öffentlichen Zustandes in Deutschland und die unbefriedigende Entwickelung des deutschen Gesammtstaates wurden in den großen selbstständigen Staaten, Preußen und Oestreich, weit weniger gefühlt als in den etlichen dreißig kleineren Staaten, deren Souverainetät der Wiener Congreß ausgesprochen hatte. Die 33 Friedensjahre hatten diese Souverainetät auf keine wirkliche Probe gestellt, allein es lebte in den Unterthanen dieser Staaten mehr oder weniger klar das Gefühl, daß ihre vereinzelte Selbstständigkeit nur eine scheinbare sey und daß die Forderungen der politischen Entwicklung sowohl, als der materiellen Hebung des Volkes in Handel, Gewerbe und Ackerbau durch die eignen Kräfte der kleinen Staaten nicht gelöst werden könnten. Dieses Gefühl trieb in einem immer stärker werdenden Drange zu dem Wunsche der Bildung eines mächtigen und lebendig wirkenden deutschen Gesammtstaates. Die Opposition in den ständischen Kammern dieser Staaten hatte mit anerkennungswerther Ausdauer gegen die Maaßregeln des Bundestages, so weit es möglich war, angekämpft. Vergebens. Eine den Fortschritt bekämpfende Adels- und Beamten-Partei hielt die Fürsten umlagert und verhüllte den wahren Zustand des Volkes; die Regierungen fanden eine ihrer Hauptaufgaben darin, die Opposition der Kammern einzuengen, die Presse zu beschränken, und so geschah es, daß das unleugbar viele Gute, was von den Regierungen für das Volk dennoch geschah, im Gemüthe desselben keinen rechten Dank fand, weil die größten und dringendsten Forderungen unerledigt blieben. Der Bundestag in Frankfurt, der für das Volk gar nicht da zu seyn schien, war, wenn er sich einmal regte, eine Stütze der Hofparteien. Er war im Sinne des Volkes schon untergegangen, als er noch bestand. Diese Zustände machen es allein erklärlich, wie die Bewegung, als sie ausbrach, so allgemein, so gleichzeitig und mit solcher Einmüthigkeit der Forderungen auftreten konnte.

Ewig denkwürdig bleiben die Tage des Märzmonates 1848 für Deutschland. Das verlebte Alte, die hochmüthige Gewalt der Vorrechte, die schwächende Vereinzelung der deutschen Nation — Alles brach zusammen; das Volk erhob sich, trat vor seine Fürsten mit kräftigem, freiem Worte und — die Ereignisse in Wien und Berlin ausgenommen — floß kein Blut um die Erlangung des Rechtes und der Freiheit. Denn wenn auch republikanische Tendenzen innerhalb der Bewegung sich befunden haben, so gewannen sie doch vor dem wirklichen Drängen des Volkes noch keinen Raum. Schlimmer waren die rohen und anarchischen Zügellosigkeiten, welche in mehreren Gegenden von dem Landvolk verübt wurden. In Würtemberg gab es ernstliche Bauernunruhen, in Sachsen wurden Schlösser der Edelleute zerstört, auch in Schlesien ereigneten sich dergleichen abscheuliche Zerstörungen des Eigenthumes. Es würde weit über den dieser Darstellung gesteckten Raum hinausgehen, wollten wir alles Einzelne dieser Tage schildern; doch wird auch ein Ueberblick das Geschehene zeigen.

Schon vor der Februar-Revolution in Paris hatte am 12. Febr. der Abgeordnete Bassermann in Karlsruhe einen Antrag „auf Vertretung der deutschen

Kammern bei dem deutschen Bunde" gestellt, und dadurch viele Gemüther mit ernstem Willen erfüllt. Auch hatte in München das Volk sich gegen den Uebermuth der am königlichen Hofe vielvermögenden Spanierin Lola Montez erhoben und die Vertreibung dieser Fremden erzwungen (11. Febr.). Dieses Ereigniß machte überall einen bedeutenden Eindruck; jetzt kamen die Nachrichten aus Paris. Sogleich (27. Febr.) fand eine Volksversammlung in Mannheim statt, eine Art Sturmpetition wurde abgefaßt. Es ist durch spätere Vorgänge wahrscheinlich, daß man bei dieser Versammlung eine bewaffnete Erhebung des Volkes beabsichtigte. Die Petition wurde den Kammern übergeben und von diesen die Wünsche des Volkes an die Regierung gebracht. Und nun wiederholten sich fast in allen deutschen Staaten dieselben Begebenheiten. Volksversammlungen wurden überall gehalten, Redner sprachen in patriotischer Begeisterung zu den Versammelten, überall wehte die deutsche Fahne, Adressen wurden an die Fürsten gerichtet, einzelne Städte (z. B. Hanau in Kurhessen) oder die Bürgerschaften der Residenzstädte traten an die Spitze der Bewegung. Die immer wiederkehrenden Forderungen waren: Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Entlastung des Grundeigenthumes, Hebung der Gewerbe, freies Versammlungsrecht, Gleichheit der politischen Rechte für alle Confessionen, ein deutsches Parlament, Ernennung eines Bundesoberhauptes. Der letzte Punkt wurde am 28. Febr. von Heinrich von Gagern in Darmstadt angeregt. Mit diesen Forderungen verband sich fast überall der Ruf nach Abdankung der alten und Ernennung neuer Ministerien. In den meisten Staaten gaben die Fürsten der herandringenden Bewegung rasch und entschieden nach. So war am 3. März in Baden, am 4. in Nassau, am 5. in Darmstadt, am 9. in Würtemberg, am 11. in Kurhessen, jedoch erst nach sehr heftigen Demonstrationen in Hanau u. s. w. die Gewährung der Volkswünsche entschieden. In München ging es nicht ohne drohende Tumulte ab. Schon war das Zeughaus vom Volke erstürmt und die Waffen vertheilt, schon war das Militair in der Stadt und Umgegend aufgeboten, als sich der König zu milderem Sinne entschied und am 6. März die gewünschten Zugeständnisse machte. Jedoch mochte der König durch das Geschehene einen Widerwillen gegen die Regierung gefaßt haben, denn er dankte am 21. März ab, und übergab die Krone seinem Sohne Max. Auch der König von Sachsen versuchte es, dem Strome der Bewegung Beharrlichkeit entgegenzusetzen, als zuerst von Leipzig und dann auch aus andern Städten des Landes die Deputationen auf einander folgten; allein die Bildung eines neuen Ministeriums mußte doch erfolgen, wenn auch der 22. März herankam, ehe sie vollendet war. Gleicherweise ließ sich der König von Hannover trotz aller Adressen, Deputationen und Volksversammlungen vor seinem Schlosse nicht umstimmen, mußte aber auch einige Concessionen machen und ein neues Ministerium berufen.

Das mächtige Vorwärts, welches durch die deutschen Gauen zog, schreckte auch den Bundestag aus seiner Ruhe empor. Er erließ am 1. März eine Ansprache an die deutschen Fürsten und Völker, er verkündigte am 3. März Preßfreiheit, er ordnete Sicherung der Landesgränze an, er nahm die alten Reichsfarben, Schwarz, Roth, Gold, am 10. März als Farben des Reichsbanners

an. Nie hat der Bundestag so viel gethan und gearbeitet, als in diesen Tagen. Aber es half ihm zu keinem Ansehen; das Volk vertraute ihm nicht oder wollte nichts von ihm wissen. Da glaubte der Bundestag sich neu beleben zu können, wenn ihm die Regierungen Männer des öffentlichen Vertrauens zusendeten. Allein obgleich dies geschah, war doch der Untergang des haltlos gewordenen Instituts nicht mehr abzuwenden.

In jenen Tagen des März ging was Macht und Kraft haben sollte vom Volke selbst aus. Darum versammelten sich am 5. März zu Heidelberg 51 Männer aus verschiedenen deutschen Staaten, um über die Zustände des gemeinsamen Vaterlandes zu berathen. Die Berufung eines deutschen Parlamentes erschien als unaufschiebbar, wenn Deutschland an den inneren und äußeren Gefahren vorüber geleitet und einer besseren Zukunft zugeführt werden sollte. Der Ausschuß dieser Heidelberger Versammlung erließ am 12. März einen Aufruf an Männer des Volksvertrauens in allen deutschen Ländern und an die Mitglieder deutscher Ständeversammlungen, sich am 30. März in Frankfurt a. M. zu einem Vorparlament zu versammeln, um dann weiter zu berathen, was Volk und Vaterland erheischen würde.

Unterdeß hatten süddeutsche Fürsten in gerechter Sorge, wie die dem Volke gethanen Verheißungen erfüllt werden könnten, eine Art Umfrage an den deutschen Höfen veranlaßt. Von Nassau ging der Anstoß aus. Max v. Gagern wurde wegen der Bildung eines deutschen Gesammtstaates nach Darmstadt ꝛc. gesendet. Dort schloß sich Heinrich v. Gagern, später noch andere Männer an. Schon war deutlich und bestimmt von einer einheitlichen Leitung Deutschlands durch ein Oberhaupt die Rede und dies sollte Preußen seyn. Ein Parlament müsse geschaffen werden. So unterhandelte man an den Höfen in Karlsruhe, Stuttgart, München, doch hier mit weniger Erfolg. Nun ging es an die norddeutschen Höfe von Dresden, Berlin. Hier hatte man den Wunsch, einen Fürstencongreß in Dresden zu versammeln. Als Dresden auch von der Bewegung beherrscht wurde, sollte der Congreß sich in Potsdam versammeln. Die Männer aus Süddeutschland kamen an, man ging auf ihre Forderungen ein, allein ehe diese Entschlüsse sich auf die Bahn der Thatsachen leiten ließen, oder vielmehr in dem Augenblicke, wo dieses geschah, brach das alte System in Preußen gewaltsam zusammen.

Ehe wir diese Ereignisse schildern, wenden wir uns zu dem, was in Wien und Oestreich geschah.

b) Die Revolution in Oestreich.

Weniger überraschend waren die Bewegungen in den kleineren deutschen Staaten gewesen. Die Zündstoffe waren da, politisches Leben größtentheils schon durch die Landtage erregt, ein starker Anstoß mußte wirken und die Kleinheit der Staaten gestattete das schnellste Ergriffenseyn von der Aufregung. Aber daß Oestreich, das große, mächtige Oestreich, das Land des politischen Stillstandes so jählings ergriffen werden, daß dort das Alte, wenn auch nur für eine kurze Verwandlung, so schnell untergehen würde, dies gehörte zu den großartigen Ereignissen, und zugleich gab diese Revolutionirung Oestreichs der

ganzen Zeitbewegung eine ungemein vergrößerte Bedeutung. Zwar hatten sich schon in den kurz vorangehenden Zeiten bedenkliche Zeichen eines anti-Metternich'schen Geistes in vereinzelten Arbeiterunruhen und einigen Regungen der böhmischen und östreichischen Stände kund gethan, und es herrschte schon 1847 in den höheren Regionen zu Wien ein banges Gefühl von Unsicherheit der Zustände, allein eine Revolution in Wien, dieser gemüthlichen, lebenslustigen, politisch-sorglosen Stadt, konnte Niemand voraussehen.

Die Kunde von dem Sturz der Monarchie in Frankreich verursachte eine beispiellose Aufregung in der Hauptstadt Oestreichs. Auf den Straßen wogte eine ungewöhnliche Menschenzahl, in den Restaurationen wurden die Zeitungen laut vorgelesen, von Mund zu Mund liefen die Ereignisse. Die Spannung, in welche die Gemüther durch diese Nachrichten versetzt wurden, gewann durch die Studenten einen Ausgangspunkt. Diese beriethen eine Petition um Preßfreiheit, Lehrfreiheit u. s. w., und wollten dieselbe am 12. März zur Unterzeichnung im Universitätsgebäude auslegen. Der Kanzler der Universität suchte das zu verhindern, aber vergebens bemühten sich die Professoren, die versammelte Studentenschaft von ihrem Vorhaben abzubringen; man bestand darauf, daß die Petition noch am selbigen Tage in die Hände des Kaisers käme. Zwei Professoren, Hye und Endlicher, suchten eine Audienz nach, wurden zuerst von dem nicht beliebten Erzherzoge Ludwig ungnädig empfangen, da sie die Entfernung Metternich's forderten, und auch der Kaiser, bei welchem sie am Abende vorgelassen wurden, gab ihnen keine gewährende Zusicherung. Die Unruhe in der Stadt nahm stündlich zu.

Am nächsten Tage, 13. März, versammelten sich die Stände Nieder-Oestreichs zu einem außerordentlichen Landtage. Studenten und Polytechniker kamen wiederum in der Universität zusammen und zogen von da nach dem Landhause. In den angränzenden Straßen wogten die Menschenmassen; man hörte den Ruf nach Abdankung Metternich's, nach Constitution und Preßfreiheit. Der Brunnen im Hofe des Landhauses wurde zur Rednerbühne gemacht, eine Rede Kossuth's, eines berühmten Mitgliedes des ungarischen Reichstages, wurde vorgelesen und begeisterte die Menge. Alle Gänge und Treppen des Landhauses waren mit Menschen erfüllt. Graf Montecuculi sprach zum Volke; es wirkte wenig. Eine Adresse der Stände an den Kaiser befriedigte auch nicht, und als von einigen im Gebäude eingeschlossenen Studenten Hülferuf ertönte, stürmte die Menge die Thüren und demolirte den Sitzungssaal, in welchem sogleich ein Comité von Bürgern und Studenten sich bildete. Die Forderung desselben an den Magistrat um Aufstellung der Bürgergarde hatte keinen Erfolg, die Deputation der Stände kehrte vom Kaiser auch nicht zurück, die Erbitterung des Volkes stieg; plötzlich erschien Militair. Die Soldaten wurden bis auf die Freiung zurückgedrängt, aber als sie auch hier mit Holzstücken und Steinen geworfen und schmählich verhöhnt wurden, gaben sie Feuer, und es fielen sechs Menschen. Nun zerstob das Volk, sammelte sich aber sogleich an andern Stellen; es wurden Angriffe auf das vom Militair stark besetzte Zeughaus gemacht, wobei Viele verwundet und getödtet wurden. Immer größere Wuth ergriff die Bevölkerung, Tausende zogen nach der kaiserlichen Burg, an ihrer Spitze eine

Deputation. Schon bricht das Abenddunkel herein, die äußeren Gebäude der Burg werden demolirt, die Fensterscheiben klirren, dort und da kracht es, das Tosen der Menschmasse lagert um das alte Kaiserschloß, die Trommeln wirbeln — es ist eine grauenhafte, verhängnißvolle Stunde.

Die Verwirrung im Innern der Burg war nicht geringer. Eine seltsame Mischung der Ansichten wollte kaum an die Möglichkeit einer Revolution glauben, während man doch fühlte, daß sie bereits übermächtig geworden sey. Eine Deputation von sieben Bürgern trat um fünf Uhr in die Hofburg ein. Audienz bei dem Kaiser schien nicht möglich zu erlangen; man entgegnete, daß sich der Monarch keine Constitution werde abdringen lassen; Erzherzog Ludwig sagte, daß von Concessionen keine Rede seyn könne. Schon wollte sich die Deputation entfernen, als Erzherzog Johann sie mit den Worten zurückhielt: „Lieben Freunde, ich weiß was fehlt, bleibt hier!" Aber wiederholte Audienzen vor den Erzherzögen und dem Fürsten Metternich fruchteten nichts, wiederum wollten die Bürger das Schloß verlassen, doch wurden sie daran verhindert. Immer neue Nachrichten von der Erbitterung des Volkes trafen ein; Deputationen von der akademischen Legion, von der Nationalgarde, Officiere eilten ab und zu. Da versuchten die Deputirten noch einmal in das Audienzzimmer zu gelangen. Metternich trat ihnen entgegen: „Sie haben es im Namen der Bürger ausgesprochen, daß es in meiner Macht liegt, die Ruhe Oestreichs wieder herzustellen. So sey es denn; mit Freuden lege ich meine Würde zu den Füßen des Kaisers nieder. Ich wünsche Ihnen Glück zu der neuen Regierung, ich wünsche Oestreich Glück!" Die Deputation dankte dem Fürsten, die Nachricht ward dem Volke rasch verkündigt und ein endloser Jubel bricht aus den Tausenden in die Lüfte empor.

Während die Bevölkerung der innern Stadt mit triumphirender Freude durch die rasch erleuchteten Straßen wogte, ereigneten sich in den Vorstädten Scenen der Wuth und Zerstörung. Die Villa Metternich's wurde von den wüthenden Haufen zerstört. Die bewaffneten Streifcorps der Bürger und der akademischen Legion vermochten nicht überall den Schaaren des Pöbels zu wehren. Läden wurden geplündert, Fabriken zu Grunde gerichtet, Zollgebäude demolirt, Brände leuchteten da und dort in die Nacht hinein; man schoß in die Haufen, es blieben viele Leichen liegen, aber die Zerstörungen geschahen doch. Die Truppen hatten die Stadt verlassen.

Doch Metternich war gestürzt und floh am 14. März aus Wien. Er ging nach England. Fürchterlich hatte das Schicksal ihn erfaßt. Er, der mit überstolzem Sinn so lange die Völker gegängelt hatte, sah nun jählings und mit entsetzlicher Gewalt die Arbeit seines Lebens zusammenstürzen, und was er gewollt, lag vernichtet vor den Gedanken des flüchtigen Greises, dem der Jubel über seinen Sturz in die Verbannung nachschallte.

Aber eine deutliche Ankündigung der nun in Oestreich neu eintretenden Zustände war noch nicht geschehen. Darum eilte am 14. Alles, was Waffen führen konnte, sich in die Nationalgarde einreihen zu lassen. Endlich am 15. März wurde die neue Zukunft gewisser. Der Kaiser, unbedeckten Hauptes, begleitet von zwei Erzherzögen, fuhr aus den Thoren der Hofburg mitten unter

das ihm entgegenjauchzende Volk von Wien. Da geschah, was nur die Liebe des Volkes bietet. Alle Hände streckten sich dem Monarchen entgegen, Tücher wehten ihm zu, kaum vermochte der Wagen durch die umherdrängende Masse zu fahren. Dem Kaiser rollten Thränen über die Wangen. Bald nach dieser Fahrt erschien ein Placat, worin Preßfreiheit, Bestätigung der Nationalgarde und eine Versammlung von Abgeordneten aller Provinzialstände mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes zum Behufe einer beschlossenen Constitution zugesagt war. Diese Zusicherungen erfüllten die Hauptstadt mit erneuertem Jubel.

Oestreich war mit diesen Verheißungen und Gewährungen auf eine vollkommen neue Bahn gebracht. Man muß so gerecht seyn, zu gestehen, daß diese Dinge in Wien nur durch eine Bewegung zu erlangen waren, aber ein unbefangenes und selbstständiges Urtheil wird auch zugeben, daß die gemachten Concessionen nun nicht weit von dem entfernt waren, was Oestreich jetzt ertragen und lebendig aufnehmen konnte. Ein Mehr war für das der Freiheit bedürftige, aber jetzt nur im Maaß fähige Volk des Kaiserstaates vom Uebel. Hier bei den im März gegebenen Punkten hätten die Führer der Bewegung verweilen und die verfassungsmäßige Freiheit im Volke begründen und lebendig machen sollen. Aber die Volksführer verschmähten es, die Zukunft an die Verhältnisse anzuknüpfen; von den Erfolgen betäubt und die Ausführung ihrer Theorie einer Herannöthigung der Möglichkeiten an die vornehmsten Forderungen vorziehend, wollten sie einen über alles Andere in Deutschland hinausragenden Standpunkt gewinnen, und schütteten über das kaum aus den Windeln des Absolutismus gewickelte Volk Zustände aus, denen nur die Reife der Freiheit gewachsen ist. Freilich wurde solches Verfahren durch das Benehmen der alten Hofpartei mit erregt. Metternich's System sollte zerbrochen seyn, aber noch waren seiner Elemente zu viele in der Staatsmaschine, ja es war gar nicht anzunehmen, daß die verknöcherte, bis zum ausgedehntesten Polizei-Spionirsystem getriebene alte Regierungsweise ohne alle Spuren sich verlieren sollte. Der Widerstand gegen die Neuerungen machte sich bemerklich; leise erst und dann offener regte sich eine Partei, welche die entfallenen Zügel alter Gewalt wieder ergreifen wollte. So wurde der Glaube an die Sicherheit des Errungenen, an den Bestand der neuen Freiheit im Volke untergraben und die Meinung erzeugt, daß noch lange nicht genug geschehen sey.

Die Ereignisse selbst folgten in Wien rasch auf einander. Nach dem feierlichen Begräbniß der an dem Revolutionstage Gefallenen am 17. März erschien die Verordnung wegen Verantwortlichkeit der Minister, am 20. März folgte eine Amnestie für die politischen Verbrecher. Das Preßgesetz vom 31. März genügte schon nicht mehr, es wurde öffentlich verbrannt. Am 2. April ließ der Kaiser vom Balkon der Hofburg herab vor den Tausenden aus seiner Hand die deutsche Fahne wehen, während das Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" gesungen ward. Das gleiche Banner wehte von der Höhe des Stephansthurmes, mit dem Zuruf der unermeßlichen Menge begrüßt. Am 6. April wurden die Liguorianer, ein Zweig der Jesuiten, vertrieben, am 11. April wurde die Ablösbarkeit der Dienste und Gaben des ärmeren Land-

volkes ausgesprochen. Auch die Wahlen zum deutschen Parlament wurden ausgeschrieben.

Am 25. April erschien die Verfassung. Sie wurde anfänglich mit Jubel aufgenommen, was vermuthen läßt, daß das Volk in der Verfassung an sich selbst schon einen Fortschritt sah, allein bald gewann die Verbreitung einer Ansicht die Oberhand, welche die Volksvertretung nicht, wie die Verfassung aussprach, aus zwei, sondern nur aus einer Kammer zusammensetzen wollte. Die Furcht vor der reactionären Partei wurde emsiger verbreitet, eine vermehrte Unruhe zeigte sich im Volk; der Ministerpräsident, Graf Fiquelmont, wurde in der Nacht genöthigt, sein Amt niederzulegen. Freiherr v. Pillersdorf übernahm dasselbe.

Dieser hatte auf die Nachricht, daß sich ein Ausschuß der Nationalgarde constituiren wolle, einen Befehl zu dessen Auflösung erlassen, weil er fürchtete, daß derselbe alle Gewalt in Wien an sich reißen werde. Sogleich nach diesem Befehl entstand eine ungeheure Aufregung in der Stadt, die, mit jedem Augenblick wachsend, den Sturm einer neuen Revolution ausbrechen machte. Die Nationalgarde und die akademische Legion besetzten alle wichtigen Punkte, eine ungeheure Masse wälzte sich nach der Burg, Barricaden wuchsen empor, Alles war auf den Straßen. Eine Deputation forderte von den Ministern die Zurücknahme jenes Befehls und Aenderung der Verfassung. Man gab nach: der Reichstag sollte nur aus einer constituirenden Kammer bestehen. Dies war der Erfolg des 15. Mai. Die kaum gegebene Verfassung war durch eine zweite Revolution schon wieder gestürzt. Aber welch' ein Erstaunen und Schrecken bemächtigte sich der Wiener, als am 17. Mai früh sich die Kunde verbreitete, daß der Kaiser entflohen sey. Er hatte den Weg nach den tiroler Bergen eingeschlagen, um in Insbruck vor den unheimlichen Mächten der Revolution gesichert zu seyn. Gewiß hatte die Hofpartei durch Einwirkung auf die Befürchtungen des Kaisers einen großen Antheil an diesem Entschluß. Das Ministerium hatte nur die Anzeige der Abreise erhalten. Man konnte jeden Augenblick die Proclamirung der Republik erwarten; ein großer Theil des in Wien lebenden Adels reiste sogleich ab, der Mittelstand, von schweren Verlusten durch diese Vereinsamung der Residenz betroffen, zog sich bestürzt von der politischen Bewegung zurück. Eine dem Kaiser nachgesendete Einladung zur Rückkehr hatte keinen Erfolg.

Doch wußte die akademische Legion, sich stützend auf die zum größten Theil aus den Arbeiterklassen gebildete Nationalgarde, die öffentliche Ordnung möglichst zu erhalten. In der That besaß die Legion damals in Wien ein unbestreitbares Ansehen, und Wien wurde von den tapfern todverachtenden Legionairs beherrscht. Da versuchte die alte Partei diese Gewalt der Aula zu brechen. Am 26. Mai wurde die Auflösung der Legion befohlen; sie sollte sich der Nationalgarde einreihen und diese den Befehl vollstrecken. Allein während der Maueranschlag dies verkündete, rückte Militair zur Ausführung der Maaßregel an, besetzte die Thore und fuhr Kanonen auf dem Universitätsplatz auf. Da blieb die Nationalgarde aus, aber die Lärmtrommel tönte durch die Straßen, von allen Thürmen erschallte das Sturmläuten; die Legion ist in der Uni-

versität versammelt, ganze Schaaren von Arbeitern ziehen in die Stadt. Eine Barricade nach der andern entsteht auf den Straßen nach der Universität hin, man warf Meubles und Geräth dazu aus den Fenstern herab. Ganz Wien ist in Waffen, auch die Nationalgarde rückt zum Schutz der Studenten herbei. Zum dritten Male tosen in Wien die Schrecken der Revolution.

Da erklärte das Ministerium, daß es die Auflösung der Legion zurücknehme. Das Militair wurde in die Kasernen zurückgezogen und Nationalgarde, Legionairs und Soldaten besetzten in Gemeinschaft die Thore. Die Barricaden verschwanden erst in einigen Tagen. Der Ausschuß der Studenten, Bürger und Nationalgarden blieb nun an der Spitze der Bewegung.

Während diese Reihe stürmischer Tage Wiens, wie wir bisher geschildert, den Kaiserstaat auf eine neue politische Bahn drängen wollten, erschütterten gleichzeitig die nationalen Bewegungen der Völker Oestreichs sein Wesen bis auf den tiefsten Grund. Aus den verschiedensten und mit einander gar nicht verschmolzenen Nationalitäten ist das vielsprachige Reich zusammen gesetzt. Die Slaven in verschiedenen Stämmen: als Böhmen, Czechen, Polen, Slovaken, Kroaten, Serben und Dalmatier bilden die Mehrzahl (16 Mill.), Ungarn und Italiener jedes gegen 4 Mill., die Deutschen zwar 7 Mill., aber nur gegen 4 Mill. derselben wohnen in einer Masse beisammen, die übrigen sind unter die andern Völker zerstreut. Doch ist die Regierung des Staates immer von den Deutschen ausgegangen. Nun aber in dem allgemeinen Völkerstreben traten die Völker Oestreichs mit ihren Forderungen auf. Die lombardischen Italiener machten in der Revolution vom 18. März in Mailand den Versuch, sich loszureißen. Wir werden diese Ereignisse weiter unten skizziren. Ungarn, dessen uralte Verfassung die Macht des Königs durch die Macht des Adels außerordentlich beschränkte, hatte besonders seit dem Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand das deutliche Bestreben gezeigt, seine Nationalität zur Geltung zu bringen, was den sogenannten Sprachenkampf zwischen den eigentlichen Magyaren und den Slaven veranlaßte, da diese letztern sich der ungarischen Geschäftssprache nicht fügen wollten. Der Reichstag war eben im Januar 1848 wieder zusammen getreten, und hatte, um die Masse des Volkes für sein Streben zu gewinnen, die Ablösung der bäuerlichen Lasten beschlossen, auch den Kroaten den Geschäftsgebrauch ihrer Sprache bewilligt. Nun forderte am 3. März der Landtag in Preßburg constitutionelle Garantien. Am 15. März erschien mitten in die Wiener Bewegung hinein die ungarische Deputation, an ihrer Spitze Graf Bathyany und Kossuth. Der Kaiser bewilligte ihnen am 18. März ein eigenes Ministerium unter Bathyany's Vorsitz. Ungarn war damit von Oestreich getrennt und stand nur noch in Personal-Union mit dem Kaiserstaate. Die Ungarn aber wurden nun in einen Kampf mit den südslavischen Nebenländern verwickelt, welche sich dem ungarischen Ministerium nicht unterwerfen, sondern im directen Zusammenhange mit Wien bleiben wollten. Freiherr von Jellachich, Banus von Kroatien, stellte sich an die Spitze dieser Bewegung. Auch aus Galicien und Krakau kamen Abgeordnete nach Wien und Fürst Lubomirski trug die Wünsche des Landes vor, denen sofortige Berathung verheißen wurde.

Der Hauptherd dieser das Reich fast auflösenden slavischen Pläne bildete sich in Böhmen. Schon am 11. März war eine Versammlung der Czechen im Wenzelsbade in Prag. Man forderte Kenntniß der böhmischen Sprache für alle Beamten des Landes, dann sollte Mähren und Schlesien mit Böhmen vereinigt ein Reich mit einem eigenen Ministerium bilden und zum Kaiser in dasselbe Verhältniß wie Ungarn treten. Eine große Erbitterung gegen alles Deutsche that sich in Böhmen kund; die Wahlen nach Frankfurt wurden auf alle Weise gehindert und erschwert. Ein czechisches National-Comité trat am 24. April in Prag zusammen, das czechische Corps der Nationalgarde, Swornost genannt, unterstützte diese Bestrebungen. Man schrieb einen allgemeinen Slaven-Congreß auf den 31. Mai nach Prag aus. Als der Kaiser von Wien geflohen war, wollten die Böhmen von dem Ministerium keine Befehle mehr annehmen, es bildete sich eine provisorische Regierung und ein constituirender böhmischer Landtag wurde berufen. Unterdeß kam der Slaven-Congreß zusammen. Mit ihren mannigfaltigen Nationaltrachten machte diese Versammlung einen großartigen Eindruck. Sie verlangte staatliche Selbstständigkeit für die Slaven, welche in mehreren Reichen — Böhmen mit Mähren — Galizien mit östreichisch Schlesien — Kroatien und Serbien — eine Föderation unter der östreichischen Dynastie bilden sollten. Manifeste an die Völker Europa's und an den Kaiser von Oestreich wurden erlassen. Blutig aber wurden die Arbeiten dieses Congresses unterbrochen und abgeschnitten. Fürst Windischgrätz, Commandant von Prag, hatte den Wissherad, die Citadelle Prags, mit Kanonen besetzen lassen, auch andere militairische Vorkehrungen getroffen. Eine heftige Spannung mit den Czechen trat ein und brach am Pfingstmontage, 13. Juni, in offne Empörung aus. Vor dem Palais des Fürsten entspann sich der Tumult. Das Militair schritt ein. Die Fürstin, an's Fenster tretend, gleichsam um Beruhigung bittend, wurde erschossen. Der Kampf begann alsbald an mehreren Punkten, Windischgrätz zog sich auf den Hradschin und ließ die Stadt mit Bomben und Granaten beschießen. Mehrere Tage währte der Aufstand, endlich am 17. Juni unterwarf sich die Stadt. Die Mitglieder des Slaven-Congresses waren sogleich im Beginnen der Unruhen unter dem Geleit von Kürassieren aus Prag weggebracht worden. Seitdem haben die Bestrebungen der Czechen wenig Besorgniß mehr erregt. Der Kaiser hatte sich für den Ban Jellachich gegen die Magyaren erklärt und dadurch eine Hinneigung zu den Slaven gezeigt. Die Führer der böhmischen Bewegung arbeiteten für ihre Interessen auf dem Reichstage zu Wien.

Diese große Versammlung war am 22. Juli vom Erzherzog Johann eröffnet worden. Sie enthielt wohl einzelne tüchtige Männer, der großen Masse der Mitglieder aber fehlte es an politischer Bildung und an einer ihrer Aufgabe nöthigen Würde, so daß man für die gedeihliche Erreichung des Zweckes von vorn herein sehr besorgt seyn mußte. Indeß hatte sich in Wien der Verkehr wieder etwas hergestellt und es herrschte eine scheinbare, allerdings am 23. Aug. durch eine Arbeiter-Emeute unterbrochene Ruhe. Der Kaiser kehrte am 12. Aug. zurück und nahm seinen Wohnsitz in Schönbrunn, allein der Empfang zeigte, daß die innige Anhänglichkeit nicht mehr da war. Die reactionären Tendenzen

umlagerten den Hof. Man begann sich von den deutschen allgemeinen Interessen abzusondern und dem Frankfurter Parlament Schwierigkeiten zu bereiten, man schloß sich an Jellachich, den man früher als Hochverräther erklärt hatte, genauer an und beauftragte ihn mit der Entwickelung der ungarisch-kroatischen Wirren, welche bereits zu offnen Feindseligkeiten geführt hatten. Ungarn wurde unruhiger, der Palatin, Erzherzog Stephan, dankte ab und Graf Lamberg wurde auf verfassungswidrige Weise zum Gouverneur Ungarns ernannt. Er sollte die Einstellung des Kampfes mit dem Ban von Kroatien bewirken. Aber am 21. Sept. wurde Lamberg auf der Pesther Brücke von dem Pöbel ermordet und sein Leichnam schrecklich verstümmelt. Ungeheuer war der Eindruck in Wien. Da erschien am 3. Oct. ein Manifest, worin Ban Jellachich zum Gouverneur von Ungarn ernannt und der dortige Reichstag aufgelöst wurde.

Es wurde klar, daß die Hofpartei offen gegen den im Frühjahr betretenen Weg auftrat. Die Gährung in Wien stieg. Da erhielten am 6. Oct. zwei Grenadier-Bataillone in Wien den Befehl, nach Ungarn zu marschiren. Ein Theil widersetzte sich; sie mußten durch Kürassiere escortirt werden. Bewaffnetes Landvolk hinderte an der Donaubrücke den Marsch, die Brücken wurden abgebrochen, Nationalgarde eilte herbei und widersetzte sich auch dem Abmarsche. Jetzt rückte das Regiment Nassau und Artillerie herbei. Es kam zum Kampfe zwischen diesen, den Grenadieren und dem Volke. Der Kampf zog sich in die Stadt, gegen 4 Uhr wurde das Kriegsministerium erstürmt. Schauderhaft wurde der Fanatismus des Volkes; entsetzlich in ihrer Blöße trat die Rohheit hervor. Der verhaßte Kriegsminister Latour wurde unter der Menge gefordert: „Latour muß hängen!" schrieen die Wüthenden. Kaum erscheint er, so ergreift ihn der Knäuel, Hammerschläge, Fußtritte, Messerstiche, Schläge mit Eisenstangen sind sein schreckliches Ende. Man knüpfte ihn an einem Laternenpfahle auf; noch nach dem Leichnam wurde geschossen. Vergeblich waren die Bemühungen gemäßigter Männer, den Minister zu retten. Darauf thürmten sich Barricaden empor, die Nordbahn wurde zerstört, um den Zuzug des Militairs zu hindern. Schrecklich wüthete der Kampf am Zeughause, es wurde erstürmt und die Waffen vertheilt. Während der ganzen Nacht donnerten die Kanonen und läuteten die Glocken zum Sturm. Das Militair hatte sich auf das Belvedere zurückgezogen.

Vom Reichstage war bereits eine Permanenz-Erklärung erfolgt; eine Sicherheits-Commission wurde ernannt. Wien stand unter dem Schutze der Nationalgarde. Am folgenden Morgen, 7. Oct., verließ der Kaiser Schönbrunn und richtete seine Flucht gegen Linz, von da nach Olmütz, wo er am 14. Oct. eintraf.

Wien gewann nun das Ansehen eines Feldlagers. Der Verkehr verschwand von den Straßen, die Läden blieben geschlossen. Ueberall wurde an der Vertheidigung der Stadt gearbeitet; die Verbarricadirung glich an den wichtigsten Stellen förmlichen Forts. Die akademische Legion und die Nationalgarde, deren Commandant Messenhauser war, besetzte die Basteien, auch wurde noch eine Mobilgarde aus den waffenfähigen Arbeitern gebildet und unter den Befehl des General Bem, eines Polen, gestellt. Es ließ sich überhaupt

wahrnehmen, daß ungarisches Geld viel zu dieser Waffenerhebung Wiens mitgewirkt hatte, und daß Polen und italienische Flüchtlinge den Aufstand der Hauptstadt organisiren halfen.

Aber er blieb auf die Hauptstadt beschränkt. Die Provinzen blieben dem Kaiser treu, das Landvolk ebenso und das Heer. In seiner Isolirung lag das Schicksal Wiens bereits vor Augen. Mächtige Heeresmassen zogen sich heran. Jellachich traf mit seiner kroatischen Armee am 10. Oct. vor Wien ein; von Böhmen her rückten die Colonnen des Fürsten Windischgrätz, welcher vom Kaiser mit voller Gewalt als alter ego bekleidet wurde. Am 25. war die Einschließung der Stadt vollendet. Zwar hatte ein ungarisches Heer sich genähert, allein es wollte die Gränze nach Oestreich nicht überschreiten.

Während dieser ganzen schrecklichen Zeit hatte der Reichstag unter dem Präsidium Smolka's seine Sitzungen gehalten, obgleich viele Mitglieder sich entfernt und die czechischen Abgeordneten ihn auch verlassen hatten. Rastlos war die Thätigkeit der in Wien gebliebenen Deputirten. Sie sendeten Deputationen nach Olmütz, um eine Vermittelung der Conflicte zu ermöglichen, aber sie wurden entweder unfreundlich empfangen oder an Windischgrätz verwiesen. Darauf wurde der Reichstag vertagt und nach Kremsier bei Olmütz wieder einberufen, allein die Sitzungen wurden trotzdem in Wien noch fortgesetzt.

So standen nun 62 Bataillone, 60 Schwadronen und 180 Geschütze um die Stadt. Die Legion und die Mobilgarde waren entschlossen, bis auf den Tod zu kämpfen. Weniger entschieden war die Stimmung der Nationalgarde. Am 26. und 27. gingen die Unterhandlungen hin und her, aber es war dem Gemeinderathe nicht möglich, die Forderungen des Fürsten, z. B. Auflösung der Legion, Entwaffnung des Proletariats, zu erfüllen. Am 28. begann der Sturm auf die Stadt. Seine Schrecknisse gleichen den gräuelvollsten Tagen der Geschichte. Wuth streitet gegen Wuth. Mit Energie greifen die Bataillone an, mit Todesmuth und heroischer Tapferkeit werden die Barricaden vertheidigt. Die Kugeln des schweren Geschützes durchsausen die Luft und schlagen in die Häuser ein; Rauchsäulen erheben sich da und dort. Wie im Junikampfe in Paris, schlägt man die Brandmauern der Häuser ein, um durch diese Häuserreihen hinter die Barricaden zu kommen, oben in der Höhe haben sich auf den Böden der Häuser die Volkskämpfer den gleichen Weg gebahnt. Am Abend ist die Leopoldstadt, die Vorstadt, Landstraße und das Schwarzenbergische Palais von den Truppen genommen. Der 29. verging größtentheils in Unterhandlungen. Es sollten am 30. bis Nachmittag 2 Uhr die Feindseligkeiten eingestellt bleiben. Allein als vom Stephansthurme die Ankunft eines ungarischen Heeres signalisirt ward, achteten die Wiener jene Capitulation nicht, sondern begannen den Kampf. Vergeblich versuchten die Ungarn zwischen den Heeren des Fürsten und Jellachich's durchzubrechen, sie wurden an der Schwechat geschlagen. Unterdeß wüthete das erneuerte Bombardement Wiens; schon brannte der Theil der Burg mit der Bibliothek, und vielen Schätzen der Wissenschaft drohte der Untergang. Doch wurden sie noch gerettet. Am letzten Tage des October vollendete sich das furchtbare Trauerspiel. Noch einmal donnerte das schwere Geschütz, die Truppen stürmten das Burgthor und drangen nun

in die Stadt, wo die Arbeiter gegen die Ergebung tobend auf dem Stephansplatze Kanonen gegen ihre bisherigen Mitkämpfer richteten. Die plündernden Kroaten verübten die entsetzlichsten Greuelthaten; der Tag der Zerstörung Magdeburgs schien seine Auferstehung zu feiern.

Am 1. Nov. begann die Entwaffnung der Stadt und hinter ihr folgten die Hinrichtungen mit Pulver und Blei. Robert Blum, Abgeordneter aus der Frankfurter Nationalversammlung, büßte den übermüthigen Drang, der ihn in den Wiener Kampf geführt hatte, mit dem Tode; Messenhauser und Andre folgten auf die blutige Stätte. Die Soldatenherrschaft des Fürsten Windischgrätz verkündete die Wiederkehr von Gesetz und Ordnung. Die Anarchie war erstickt, aber mit ihr zugleich das selbstthätige Leben des kaum erwachten Oestreichs. Der Reichstag trat im November in Kremsier zusammen, nachdem Graf Stadion die Präsidentschaft des Ministeriums übernommen hatte.

Neue Sorgen und Mühen schuf das gegen die östreichische Herrschaft sich auflehnende Ungarn. Wir kommen weiter unten auf diesen furchtbaren Kampf. Kaiser Ferdinand, niedergedrückt durch die blutigen Ereignisse und milderen Sinnes, scheint die Rathschläge der Camarilla und die Ausführung ihrer Pläne, die sich wohl schon nach russischer Hülfe umsahen, verschmäht zu haben. Die Vorgänge in der Umgebung des Monarchen sind in Geheimniß gehüllt. Ihr Erfolg war die Abdankung des Kaisers am 2. Dec. Sein 18jähriger Neffe, Franz Joseph, bestieg den erschütterten Thron; ihm zur Seite steht seine Mutter, die Erzherzogin Sophie. Er bestätigte den Reichstag, welcher in Kremsier fortfuhr, die Verfassung zu berathen. Allein seinen Beschlüssen und Debatten traten immer drohender die wieder aufgelebten Erinnerungen des Absolutismus gegenüber und am 4. März 1849 erfolgte, wenn nicht unerwartet, doch überraschend, die Auflösung des Reichstages. Mehrere Mitglieder desselben wurden verhaftet, andere retteten sich durch die Flucht. Zugleich erschien eine octroyirte Verfassung. Sie wurde im Volke mit der Passivität aufgenommen, zu welcher die Ereignisse hingeführt hatten. Ihre Verwirklichung wird schwere Hindernisse finden. Oestreich bedarf langer Zeit, ehe es aus so vielen nationalen und politischen Kämpfen heraus seine feste Gestaltung wieder erringen wird.

c) Die Revolution in Preußen.

Wenn sonst das Volk der preußischen Monarchie, nach andern Ländern hinblickend, die Uneinigkeiten zwischen Fürsten und Völkern, die mangelhaften Zustände des Staatswesens sah, dann pflegte es im Glanze seiner Geschichte ohne Gleichen und unter dem Schirm seiner geordneten Zustände sich zu sonnen und mit Stolz befriedigt zu fühlen. Ein ruhmvolles Königshaus hatte sich mit dem Volke verschwistert, die Verwaltung des Landes erschien bis in die letzten Verzweigungen trefflich eingerichtet, die Regierung durfte als nur für das Interesse des Volkes thätig angesehen werden. Woher nun bei solcher Lage eine Revolution? Wie konnte ein solcher Staat in den Umsturz verwickelt werden? Die volle Antwort wird erst eine spätere Zeit geben und es wird dabei ein großes Gewicht darauf gelegt werden, daß die durch Stein's und Harden-

berg's Gesetzgebung gewollte und angebahnte Reorganisation des Staates nur halb ausgeführt worden, in's Stocken gerathen und sogar verderbt und hintertrieben worden war. Wir haben aber schon heut darauf hinzudeuten, daß eben nicht Alles in Preußen so war, wie es schien. Die Bureaukratie lastete als ein vom Volk sich sondernder Körper mit allgemeiner Bevormundung auf allen Ständen und Anstalten, und war in einen Mechanismus ausgeartet, der sich theilweise selbst für den Zweck und nicht mehr für ein Mittel zum Volksglück ansah. Ein Beispiel, wie trotz des genauen Verwaltungsbetriebes große Uebelstände im Volke nicht gekannt waren, lieferte der im Februar 1848 in Oberschlesien ausgebrochene Hungertyphus, bei dessen schrecklichen Erscheinungen der Unwille der Nation die Regierung in den Ursachen nicht unbeschuldigt ließ. Diese Last der Bureaukratie wurde immer fühlbarer, je mehr der Geist des vorzugsweise auf der Intelligenz beruhenden Preußens vorschritt. Der Liberalismus hatte in den gebildeten Ständen tiefe Wurzeln geschlagen; die Erweiterungen der ständischen Vertretung durch den König öffneten dem Drange die Kampfbahn. Nun aber trat die Regierung mit einem: „bis hierher und nicht weiter!" ein; sie wagte das Unmögliche — dem Volksgeiste Gränzen zu stecken, indem sie ihn nur halb befriedigte. Dieses Streben trat einerseits auf dem kirchlichen Gebiete mit bedeutender Kühnheit hervor, andrerseits ließ die Regierung durch ihre Aufnahme des vereinigten Landtages die Stimme der Oeffentlichkeit fast unberücksichtigt. Dieser Landtag hatte aber das politische Leben sehr gesteigert, und das Ministerium hatte in der Meinung des Volkes den Boden verloren.

Dies Alles hat zu den erlebten Ereignissen viel beigetragen, allein der ruhige Blick der Geschichte muß auf der andern Seite gestehen, daß nicht Alles in dem Grade schlecht und untauglich war, als es von der Revolution verschrieen worden ist. Despotismus, Tyrannenhaß, Knechtschaft des Volkes, waren Stichwörter des Radicalismus, denen in Preußen keine Wirklichkeit entsprach. Das Getriebe des Staates kann nicht vollkommen abgelebt und morsch gewesen seyn, wie hätte es da die Stürme dieser Zeit so kräftig überdauert! Eben so gerechtfertigt ist die Ueberzeugung, daß der einmal betretene Weg der Reformen vorwärts hätte führen müssen. Die constitutionelle Staatsform war die reifende Frucht in Preußen. Man wollte sie nicht pflücken. Nun, ehe die Reife selbst sie niederfallen machte, brauste der Sturm heran, der sie abschüttelte und den mächtigen Baum selbst bis an die Wurzel erbeben ließ.

Der vereinigte Ausschuß des Landtages, eröffnet am 17. Jan., war noch versammelt, als am 28. Febr. die Pariser Ereignisse in Berlin bekannt wurden. Wie überall, ergriff auch hier eine mächtige Bewegung die Gemüther. Der Ausschuß wurde am 6. März geschlossen und dem Landtage der periodische Zusammentritt bewilligt. Dieses Zugeständniß verhallte jedoch in dem aufwachenden Sturme. Es begannen Versammlungen unter den Zelten, Adressen wurden berathen und unter Anderem auch sofortige Berufung des Landtages gefordert. Die Regierung zögerte; man berieth, man faßte halbe Entschlüsse, während die Ereignisse ringsum heranwuchsen; man hielt es nicht für möglich, daß Preußen eine Revolution haben könne. Es wurde Censurfreiheit nicht gegeben,

sondern als bald bevorstehend angekündigt (8. März). Das Ministerium ging in solchen Dingen nicht gern ohne das Wiener Cabinet. Eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten wurde vom Könige wohlwollend empfangen, aber rasche Bewilligungen nicht gewährt. Der Monarch, noch immer entschlossen, die Verfassung allmälig zu entwickeln, berief den Landtag auf den 27. April.

In 4 Tagen hatten alle diese Entschlüsse eine andere Gestalt. Die Sturmboten des Aufstandes zeigten sich. Bereits am 14. März wurden des Abends Barricaden in einigen Straßen Berlins von jungen Leuten errichtet. Sie wurden nur mit Steinwürfen vertheidigt, das Militair nahm sie. Aber es floß doch Blut. Der Abend des folgenden Tages erneuerte diese Scenen. Die Nachrichten aus Wien waren da. Dort schien Alles erreicht — Metternich's Sturz — eine constitutionelle Regierung; die Erregung in Berlin wurde fieberisch gesteigert. Die Versammlungen unter den Zelten nahmen einen stürmischeren Charakter an, die Reden wurden leidenschaftlicher. Der immer zu Unruhen fertige Pöbel einer Hauptstadt tauchte empor, der Widerhall der Volkstriumphe aus Deutschland tönte immer auffordernder nach Berlin herüber. Das Zögern der Regierung wurde für Widerstand gehalten. Ohne Zweifel haben Emissaire und fremde Handlanger des Revolutionsfeuers in diesen Tagen mitgewirkt. Ledru Rollin in Paris konnte in einer Verwirrung der großen Staaten mit Freuden nur eine Sicherung Frankreichs erblicken; die Polen waren enthusiasmirt für ihre alten Hoffnungen und setzten Alles daran. Aber wie viel auch Fremde die Flammen geschürt haben, so würde man doch oberflächlich urtheilen, wenn man damit die ganze Revolution erklären wollte. Man hätte damit eine Emeute machen, nicht aber das System eines Staates stürzen können.

Der König und seine Umgebung waren durch die Wiener Ereignisse überrascht. Entscheidendes rasches Handeln wurde nun ganz nothwendig. Am 17. März wurde die Censur aufgehoben, doch war das Preßgesetz noch sehr einschränkend. Am 18. März, Sonnabends, empfing der König eine Deputation der Berliner Behörden; er willigte in alle Zeitforderungen. Das alte Ministerium erkannte, daß seine Zeit vorüber war. Eine Deputation vom Rhein begab sich nach dem Schlosse; sie überbrachte die Wünsche und Forderungen der dortigen erregten Gegenden. Alles war in Berlin auf den königlichen Bescheid gespannt; der König antwortete mit dem berühmten Patent vom 18. März, worin er seine Pläne für Deutschland unverholen aussprach. Deutschland solle ein Bundesstaat worden; alle deutschen Staaten sollen constitutionelle Verfassung erhalten; ein deutsches Bundesheer wird verlangt, eine deutsche Flotte verheißen, gleiches Zollsystem beabsichtigt u. s. w.

Um Mittag erschien das Patent, der Jubel war allgemein, Alles strömt nach dem Schlosse hin. Eine unzählbare Menge hatte sich auf dem Platze vor demselben versammelt, und zwar standen die Massen besonders nach der Kurfürstenbrücke zu, von welcher her immer neue Menschenströme zuflossen. Ein summendes, verwirrtes Gedränge, ein Hin- und Herbewegen einzelner Theile dieser weiten Fläche von Menschenköpfen machte sich bemerklich. Einzelne

Männer wurden auf den Schultern ihrer Nachbarn in die Höhe gehoben und man sah die auf solche Weise erhöhten Gestalten sich zur Menge wenden und Worte mit leidenschaftlicher Geberde sprechen. Der colossale Candelaber auf der Mitte des Platzes, der ein Bouquet von Laternen trägt, war bekleidet mit einem traubenartigen Gehänge von aneinander haftenden Menschenkörpern, die sich umklammerten, um den Platz zu überschauen. Alle Fenster waren mit Köpfen besetzt.

Der König erschien auf dem Balcon. Vorher ein dumpfes, fernem Donner gleichendes Getöse — jetzt eine athemlose Stille. Diese Tausende von Augen richten sich nun alle auf den einen Punkt, diese Tausende strengen sich an den leisesten Laut zu vernehmen, der von jenem Punkte herkommt. Die Stimme des Königs war nicht rein und seine sonst so fließende Rede erklang in Absätzen. Er blickte sich um nach allen Seiten, sein Blick schweifte ruhig über das Ganze, kehrte aber immer wieder in der Richtung nach der Brücke zurück.

Kaum hatte der König seine Worte geendet, als ein brausendes Lebehoch, ein endloser Jubel ertönte. Tücher und Hüte wurden geschwenkt, Unbekannte umarmten einander in der Freude über die Gewährung der Volkswünsche. Plötzlich fällt ein Schuß — rasch wieder einer. Der König wich zurück und verschwand in der bewegten Gruppe seiner Umgebung, die ihn einschloß und sich in das Innere des Schlosses zurückzog.

Auf dem Platze erschien Reiterei und aus dem mittleren Portale rückte ein Garde-Bataillon, welches eine Schwenkung machte, um den Platz zu säubern. Wer beschreibt nun diese jählinge Umwandlung? Wer klärt jene räthselvollen Schüsse auf!? Genug, der Wechsel ist ungeheuer, Toben, Tosen, Heulen erfüllt den Platz und sein Menschengewoge. „Auf! vertheidigt euch! man mordet uns! Verrath! zu den Waffen!“ Dieser entsetzliche Ruf erschallt überall. Keine Verständigung ist mehr möglich, eine unsägliche Verwirrung herrscht. Man ringt, um den Eingang einer Straße zu gewinnen und in einzelnen reißenden Strömen fließt der Menschensee in die Straßen ab.

Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich die Bewegung in Berlin aus. Auf allen Straßen schrie man nach Waffen, überall erhoben sich die Barricaden. Das Militair rückte an. Der Kampf begann und mit furchtbarer Gewalt donnerten die Kanonen in den Straßen. Dazwischen das Wuthgeschrei, das Gewehrfeuer, der Todesschrei der Fallenden. Eine gräßliche Nacht! Die stärksten Barricaden standen in den Stadttheilen um das Schloß und wurden vom Volke mit der heftigsten Tapferkeit vertheidigt. Man beschoß sie mit Kartätschen, so daß das königliche Schloß zitterte und bebte. In die erstürmten Häuser drangen die Soldaten und verhafteten zahlreiche Personen. Leuchtend stand der Mond am Himmel und strahlte über die kampfentbrannte Stadt. Dreizehn Stunden währte das entsetzliche Streiten.

Im königlichen Schlosse drängten sich die eilenden Gestalten lautlos an einander vorüber. Die Königin war schon im Beginn der Wuthscenen in Ohnmacht gesunken; der König war von Generalen und Ministern umgeben. Deputationen erschienen, um Einstellung des Blutvergießens zu erflehen. Der König führte einige Personen, die er freundlich empfangen hatte, an's Fenster

und sagte: „Sehen Sie, diese Straße gehört mir!" Offenbar war der Monarch der Meinung, daß seine Soldaten es nur mit der niedrigsten Bevölkerung zu thun hätten. Stunde auf Stunde ging vorüber, der Morgen dämmerte. Endlich ertheilte der König dem Militair den Befehl, abzuziehen. Die Bataillone verließen mit gedämpften Trommeln, einige mit Choralmusik die Stätte des Kampfes. Das Haus des Königs, der König selbst, war der Bewachung der Bürger übergeben. Aber schmachvoll mißbrauchte man die Gewalt dieser Stunde. Der erlangte Sieg genügte nicht; die Rohheit der Menge begehrte sich an der Erniedrigung des Königs zu sättigen. Immer neue Volkshaufen drängen um's Schloß. Die Leichen aus dem nächtlichen Kampfe wurden auf sogenannte Möbelwagen gepackt und in das Schloß geführt. Dort packte man die blutigen Körper ab, und während sie vorüber getragen wurden, nöthigte man den König, herauszutreten und das Haupt zu entblößen. Der Prinz von Preußen, den das Volk einer feindlichen Gesinnung beschuldigte, ungeachtet es wahrscheinlich die Machinationen einer Partei waren, um den Thronfolger aus der Nähe zu bringen, hatte die Hauptstadt verlassen und begab sich dann nach London.

Am 20. März erließ der König eine Amnestie für politische Verbrechen, welche auch den, aus dem Polenprozeß her noch verhafteten Polen die Freiheit zurückgab. Das Volk begleitete sie; es wurde ein Triumphzug. Mieroslawski stand auf einem von Menschen gezogenen Wagen und hielt eine deutsche Fahne in den Händen. Am folgenden Tage hielt der König seinen berühmten Umzug zu Pferde, begleitet von Prinzen, Ministern und Generälen. Er, wie seine Umgebung, hatten die deutschen Farben angelegt, und er erklärte, an die Spitze Deutschlands treten zu wollen, um die deutsche Freiheit und Einheit zu retten. Den Ruf: „Kaiser von Deutschland!" wies der König zurück, aber er redete die in Reih und Glied aufmarschirten Studenten bedeutungsvoll im Sinne deutscher Zukunft an. Wäre doch Deutschlands Einheit rasch aus der Begeisterung jener Stunden hervorgegangen! Noch waren die aufregenden Stunden nicht vorüber. Am 22. März fand die feierliche Beerdigung der im Kampfe gefallenen Bürger statt. Der lange, großartige Trauerzug bewegte sich am Schlosse vorüber. Der König erschien auf dem Balcon mit entblößtem Haupte, die lange Reihe der Särge grüßend. Auf dem Friedrichshain war ein großes, gemeinschaftliches Grab bereitet, welches die Särge in zweifacher Reihe aufnahm. Viele Tausende waren zugegen, aber nichts störte die ernste, große Feier.

Im Lande gab sich nun eine schnelle und allgemeine Betheiligung an dem Erringen einer neuen Zeit kund. In einigen großen Städten, z. B. Breslau, waren die Volkserhebungen von großer Aufregung begleitet. Von hier ging eine Deputation nach Berlin, welcher der König mehrere, in bestimmte Punkte gefaßte Zusicherungen für die neuen politischen Zustände Preußens gab. Ueberall entstanden Clubs und wurden Volksversammlungen abgehalten; die Landleute betheiligten sich in bedeutendem Maaße gar oft in dem Irrthume, daß die ganze Bewegung auf nichts Anderes als eine Verbesserung ihrer Verhältnisse hinauslaufe. Diese Theilnahme des Landvolkes wurde sogleich von der demokratischen Partei genährt und für ihre Zwecke benutzt. Denn der vereinigte Landtag war,

3. April, zusammengetreten und hatte in wenigen Sitzungen nur die dringendsten Vorlagen, hauptsächlich das Wahlgesetz für die neue Volksvertretung, berathen. So ging die Nationalversammlung Preußens aus den allgemeinsten Urwahlen, welche das Land in große Bewegung setzten, hervor. Sie trat am 22. Mai zusammen und wurde vom Könige im weißen Saale des Schlosses eröffnet. Es ist nicht zu leugnen, daß sie zum großen Theil aus Mitgliedern bestand, denen die Reife der politischen Ansicht und die Fähigkeit für parlamentarische Arbeiten fehlte. Camphausen, Hansemann, Auerswald, Graf Schwerin, vom ersten vereinigten Landtage her bekannt, waren schon in den Märztagen in das Ministerium getreten.

Aber noch ehe die Nationalversammlung zusammen trat, hatte Preußen, wie wir unten näher berichten werden, an dem Kriege der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark Theil genommen. Auch im Innern mußten die Waffen gegen die aufständischen Polen erhoben werden. Die aus dem Gefängniß befreiten Polenführer von 1846 waren sogleich in das Herzogthum gegangen, dessen nationale Reorganisation sofort erfolgen sollte. In Stadt und Land erschienen die polnischen Zeichen und Farben, das Landvolk wurde theilweise selbst von den Geistlichen aufgeregt und nach Möglichkeit bewaffnet, so daß die berüchtigten Sensenmänner wieder auftraten. Vergeblich war die Sendung eines königlichen Commissarius, des General Willisen, um die Organisation der Zustände des Großherzogthums zu leiten; der Kampf brach aus. Am 23. April erfolgten die Unruhen in Posen. Von mehreren Seiten trafen die königlichen Truppen mit den Polen zusammen; es fanden mehr oder minder bedeutende Gefechte statt, z. B. bei Miloslaw, bei Buk u. s. w. Endlich wurde die Hauptmacht der Polen vom General Hirschfeld zusammengedrängt und der Aufstand beendet. Allein der Haß zwischen den Polen und Deutschen dauerte fort. Es wurde eine Demarcations-Linie gezogen, welche den zu Deutschland gehörigen Theil von dem eigentlich polnischen Gebiete trennen sollte.

Nach diesen zwar blutigen, doch rasch entschiedenen Ereignissen nahm die Nationalversammlung und der Gang ihrer Thätigkeit die Aufmerksamkeit und Erwartung der Nation in Anspruch. Der von der Regierung vorgelegte Verfassungs-Entwurf wurde verworfen, ein neuer sollte ausgearbeitet werden. Unterdeß verging eine kostbare Zeit über einer Menge Interpellationen und Anträge, z. B. der auf Anerkennung der Revolution, durch welchen der Minister Camphausen zum Rücktritt bewogen wurde. Die Linke, d. h. diejenige Fraction der Versammlung, welche die Opposition am schärfsten führte, gewann immer mehr Ansehen und Einfluß. Der Zustand Berlins war ein höchst unruhiger; die große Zahl der Arbeiter und aufgeregten Köpfe mischte sich durch ihr keckes Auftreten in die Entwickelung der politischen Fragen. Es ereigneten sich nicht selten Auftritte, besonders um das Versammlungs-Local, und unpopulaire Abgeordnete wurden einige Mal verhöhnt und thätlich bedroht. Am 3. Juli wuchs ein solcher Auflauf zu einem Straßen-Aufruhr an, in welchem das große Zeughaus erstürmt und nicht blos Waffen, sondern auch Siegestrophäen geraubt wurden. Allgemeiner Unwille erhob sich in der Nation. Die Zustände

in Berlin beunruhigten das Land. Einerseits mißbilligte man die extremen Schritte der Linken, andererseits fing man an von einer emporkommenden Reaction zu reden. Ein Conflict zwischen der Regierung und der Versammlung begann zu drohen. Am 1. August hatte das Militair bei einem Krawall in Schweidnitz auf einen Haufen Bürger höchst voreilig Feuer gegeben, und eine Anzahl zum Theil schuldloser Menschen waren geblieben. Der Vorfall erregte allgemeine Erbitterung. In der Nationalversammlung wurde ein Armeebefehl an die Officiere beantragt, um dieselben entweder den neuen Grundsätzen zu verpflichten oder zum Austritt zu bewegen. Die Regierung weigerte sich nach längerem Zaudern, in dieses Verlangen einzugehen. Aber die Nationalversammlung erhob am 7. Sept. jenen Antrag zum Beschluß. Das Ministerium Auerswald dankte ab, der Conflict mit der Krone schien ausgebrochen. Der König ernannte den aus dem dänischen Kriege bekannten General Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken, und es zog sich allmälig eine bedeutende Truppenstärke um Berlin zusammen. Noch aber fand der neue Minister-Präsident, General Pfuel, einen Ausweg, indem er dem erwähnten Antrage in anderer Form genügte. Nun begann die Versammlung auch die eigentliche Verfassungsberathung. Allein schon die ersten Beschlüsse wurden mit einer höchst geringen Majorität gefaßt und griffen doch tief in die Verhältnisse ein. Der königliche Titel „von Gottes Gnaden" wurde aufgehoben, eben so der Adel. Die Spannung mit dem Hofe wurde immer sichtbarer; im Lande zeigte sich großer Zwiespalt der Meinungen; einerseits äußerte sich der Unwille des Adels, andererseits die Freude der Adelsfeinde. In diese Aufregung fielen die täglichen Nachrichten aus dem in vollem Aufstande liegenden Wien.

Ein Tumult in Berlin am 16. Oct. führte einen blutigen Zusammenstoß der Bürgerwehr und der Arbeiter herbei. Die Hauptstadt zeigte überhaupt immer mehr die Physiognomie einer Herrschaft der untersten Classen der Bevölkerung. Gegen Ende des October stellte der Abgeordnete Waldeck in der Nationalversammlung den Antrag, den Wienern Hülfe zu senden. Während der Berathung umstand eine aufgeregte, drohende Volksmasse das Sitzungslocal. Es war Abend (31. Oct.), Fackeln erleuchteten den Platz, man stieß Todesdrohungen gegen diejenigen aus, welche dem Antrage nicht beistimmen würden, man suchte die Thüren des Sitzungsgebäudes zu sperren. Doch wurde der Antrag nicht angenommen, allein die Freiheit der Berathung schien gefährdet zu seyn. Am 1. Nov. dankte, in Folge dieser Zustände, der Minister-Präsident v. Pfuel ab; General Brandenburg sollte das Amt übernehmen. Zugleich wurde militairischer Schutz für die Sicherheit der Nationalversammlung aufgeboten. Es erhoben sich über diese letzteren Maaßregeln stürmische Scenen in derselben. Die Ereignisse begannen sichtbar einem entscheidenden Ausgange zuzurollen. Die Macht der Nationalversammlung stellte sich derjenigen der Krone gegenüber. Eine an den König am 2. Nov. abgesendete Deputation, um das Ministerium Brandenburg abzuwenden, erreichte ihren Zweck nicht, und die bei dieser Veranlassung von dem Abgeordneten Jacoby gethane Aeußerung: „Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" konnte als eine tiefverletzende Beleidigung das obwaltende Mißverhältniß nur

erweitern. Das Ministerium Brandenburg, in dem v. Manteufel, v. Ladenberg, v. Strotha Stellen einnahmen, kam trotz allem Widerspruch zu Stande. Am 9. Nov. erfolgte die Vertagung der Nationalversammlung bis zum 27. Nov. und die Verlegung nach der Stadt Brandenburg. Es war ein verhängnißvoller Augenblick in Preußens Geschichte, als die königliche Botschaft verlesen war und die Versammlung beschloß, nicht auseinander zu gehen. Denn die Mehrzahl der Mitglieder der Versammlung, der Krone das Recht zu solcher Anordnung nicht zuerkennend, leistete keine Folge und setzte unter dem Präsidenten v. Unruh ihre Sitzungen fort.

Der längst drohende Conflict war ausgebrochen, mit schrecklichem Antlitz stand der Bürgerkrieg vor den Pforten dieser Tage. Im ganzen Lande herrschte die lauteste Betheiligung an diesem Zerwürfniß — eine ungeheure Spannung auf seinen Ausgang. Der alte, feste preußische Staat erzitterte bis in seine Grundpfeiler. General Wrangel mit den Truppen rückte in Berlin ein; die Nationalversammlung mußte ihr Sitzungsgebäude verlassen. Sie kam im Schützenhause zusammen; das Militair hob sie wiederum auf. Als nun am 15. Nov. das Gleiche in einem andern Locale geschah, als unter den ergreifendsten Auftritten das Militair in den Saal eindrang, benutzten die Abgeordneten eine kurze Pause und riefen das Land durch einen Beschluß auf, dem Ministerium Brandenburg keine Steuern zu zahlen. Wäre dieses geschehen, so mußte die Krone nachgeben, oder eine völlige Unterbrechung des ganzen Staatsgetriebes und der Bürgerkrieg brach herein. Aber jener Beschluß hatte das Schicksal eines auf die Spitze getriebenen Extrems. Zwar gab es in Breslau, Erfurt, Münster, Coblenz bedenkliche Tumulte, aber man hatte sich doch in der Auffassung des Landes getäuscht; es ging auf die Steuerverweigerung nicht ein. Die Nationalversammlung und ihr Widerstand verloren den Boden unter den Füßen und brachen zusammen. Berlin war in Belagerungszustand versetzt.

Der Versuch, die Nationalversammlung in Brandenburg fortzusetzen, wurde am 27. Nov. gemacht, allein die nöthige Anzahl der Abgeordneten kam nicht zusammen. Mehrere Tage setzten sich diese Versuche fort, jedoch vergeblich. Da erfolgte am 5. Dec. die Auflösung der Versammlung und zugleich die Octroyirung einer constitutionellen Verfassung, für welche die Arbeiten der Nationalversammlung sehr ausgedehnt benutzt worden waren. Die Revision dieser Verfassung wurde einer zu berufenden Volksvertretung in zwei Kammern zugewiesen. Das Volk nahm die Verfassung mit Beifall auf, denn sie war von einem freisinnigen Geiste erfüllt und sicherte die Mehrzahl der begehrten Rechte. Auf's Neue bewegte im Monat Januar 1849 eine allgemeine Wahlagitation das preußische Volk. Zwei Parteien standen einander entschieden gegenüber; die eine, welche für die Verfassung kämpfte, die andere, welche dieselbe verwerfen oder doch nur als einen ganz umzuändernden Entwurf betrachten wollte. Es gelang der Verfassungs-Partei eine, wenn auch geringe Majorität zu erreichen. Die Kammern traten am 26. Febr. 1849 zusammen. Eine bedeutende Anzahl Mitglieder der Nationalversammlung und die Führer der Linken, Waldeck, d'Ester u. A. waren wieder gewählt. Die Debatten trugen nicht selten das Gepräge der leidenschaftlichen Aufregung und Erbitterung der Parteien.

Wie nun in den Fortgang dieser Arbeiten die deutsche Kaiserwahl mit ihren Folgen eingriff, gehört in den nächsten Abschnitt. Die Regierung glaubte mit der zweiten Kammer ihre Zwecke nicht erreichen zu können und löste sie am 27. April auf. Es war eine kühne Maaßregel, die das Land in nicht geringe Bewegung versetzte. Aber die bald darauf eintretenden Maiereignisse, die Aufstände in der Rheinprovinz, in Breslau, die Empörungen in Sachsen und Baden zeigten dem Volke die drohende Gefahr der hereinbrechenden Anarchie und die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens mit der Regierung. Die preußischen Waffen unterdrückten die Aufstände und schützten Deutschland vor dem Siege jener rohen und frevelnden Gewalten, welche alle Dämme der Civilisation und Ordnung überfluthet haben würden.

Wie nun die am 7. August wieder eröffneten Kammern die Revision der preuß. Verfassung ausführen und abschließen werden, dies wird die nahe Zukunft bald entschieden haben. Preußen hat eine eben so hohe als schwierige Aufgabe für Deutschland, ja für Europa zu erfüllen. Dazu bedarf es Macht und Ansehen, welches ihm nur aus der Wohlfahrt und der Hingebung des Volkes erwächst. Möge das beendigte Verfassungswerk dafür einen freien, sicheren Weg eröffnen, möge den revolutionären Ideen und Bestrebungen die Zukunft dadurch verschlossen werden, daß man den berechtigten und vernünftigen Forderungen des Volkes und einer zeitgemäßen Umgestaltung des Staates aufrichtig und ausdauernd sich hingiebt.

d) Das Parlament in Frankfurt a. M. Die Mai-Ereignisse 1849. Der dänische Krieg.

Die Schilderung der März-Ereignisse in den deutschen Staaten zeigte uns, wie der Ruf nach einem deutschen Parlament überall laut wurde. Das Volk wollte die neue Gründung des Vaterlandes und seiner Zustände durch seine Vertreter bewerkstelligen. Die Heidelberger Versammlung hatte zur weiteren Einleitung dieser Sache ein Vorparlament berufen. Es trat am 22. März zusammen und wurde unter lebhafter Betheiligung der Frankfurter Einwohnerschaft feierlich eröffnet. Gegen 600 Männer aus allen Gegenden Deutschlands waren hier vereinigt. Leider zeigte sich sogleich der scharfe Zwiespalt der politischen Ansichten. Der größere Theil hielt an der Monarchie fest, eine entschlossene Minderheit, an ihrer Spitze der badische Abgeordnete Hecker, erstrebte eine deutsche Republik. Eine dadurch drohende Spaltung des Vorparlaments wurde noch beseitigt. Nur wenige Tage dauerten seine Sitzungen; seine Hauptbeschlüsse waren: ein Bundesoberhaupt für Deutschland — ein Volkshaus — Einheit im Heerwesen, Gerichtsverfahren u. s. w. Dem Bundestage wurde die Ausführung der Wahlen zur Nationalversammlung aufgegeben und bis zu deren Eröffnung ein Ausschuß von 50 Männern zur weiteren Betreibung des Begonnenen niedergesetzt. Die Wahlen wurden nun in allen deutschen Ländern abgehalten und die Eröffnung der Nationalversammlung auf die Mitte Mai bestimmt.

Bevor dies geschah, versuchten die Republikaner eine Schilderhebung in Baden. Der Dichter Herwegh hatte von Paris aus deutsche Arbeiter zu

einer Einführung der Republik in Deutschland angereizt, Hecker und Struve warben im Seekreise Badens für den gleichen Zweck. Die Republik wurde in Offenburg proclamirt; Waffengewalt mußte einschreiten. Das Treffen bei Kandern kostete dem General v. Gagern das Leben; Herwegh floh mit verächtlicher Feigheit bei Schopfheim, noch ehe das Gefecht begann. Die Freischaaren wurden zerstreut und die Führer flüchteten sich in die Schweiz.

Allmälig hatten sich nun die erwählten Abgeordneten in Frankfurt eingefunden und die Nationalversammlung konnte am 18. Mai eröffnet werden. Im festlichen Zuge vom alten Römersaale aus begaben sich die Abgeordneten unter dem Geläut der Glocken und dem freudigen Zurufe des Volkes in die Paulskirche, wo die Sitzungen stattfanden. Die ersten Verhandlungen waren ziemlich chaotisch, doch bald gewann die Versammlung durch die Wahl Heinrich's v. Gagern zum Präsidenten eine sichere Leitung und einen festen Gang. Das deutsche Volk hatte ausgezeichnete Männer in sein Parlament gesendet und die bedeutendsten Kräfte standen hier im gewaltigen Ringen. Da war der alte, vielgeprüfte Arndt, der Sänger des deutschen Vaterlandsliedes, der fast verschollene Jahn, der volksbeliebte Dichter Uhland; da waren die Vorkämpfer der Freiheit aus der Vergangenheit: Welcker, Bassermann, Römer, Beckerath, Beseler, Biedermann; da waren bedeutende staatsmännische Talente, wie Dahlmann, Radowitz. Und so viele treffliche Männer wirkten mit diesen, ja, es kann nicht geleugnet werden, daß die Partei der extremsten politischen Ansicht — die radicale Linke — gewandte und tüchtige Köpfe zählte, wie Robert Blum, Voigt von Gießen, Simon von Trier, Heinrich Simon u. A. m. Von Allen anerkannt, von den Meisten hochgeehrt wirkte der edle Heinrich v. Gagern, geb. 1799. Ebenso tüchtig im Staatsdienst, als von großer Gesinnung, hatte er sich früher in der hessischen Kammer durch Freimuth ausgezeichnet. In der Märzbewegung war er hessischer Minister-Präsident geworden; jetzt legte er dieses Amt nieder, um alle Kräfte dem deutschen Gesammtvaterlande zu widmen.

Wir können hier keinen Umriß der Verhandlungen des Parlaments beabsichtigen. Hunderte von Petitionen gingen ein; die wichtigsten Angelegenheiten drängten einander, z. B. die Verhältnisse Böhmens, Posens und der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Welch' ein Riesenwerk lag vor dieser Versammlung! Von der Verfassung des Ganzen, vom Bundesoberhaupte herab bis zu den speciellsten Einrichtungen des Verkehrs, sollte Deutschland neu gestaltet werden. Die Versammlung fühlte bald, daß ihr eine Executiv-Gewalt zur Seite stehen müsse. Nach langen und schweren Debatten erfolgte die Wahl des Erzherzogs Johann von Oestreich zum Reichsverweser am 22. Juni. Ein bedeutender Schritt zur Einheit Deutschlands schien gethan. Die Reise des Erzherzogs glich einem Triumphzuge, sein Einzug in Frankfurt am 11. Juli wurde auf die würdigste und herzlichste Weise gefeiert. Er umgab sich sogleich mit einem der Nationalversammlung verantwortlichen Reichsministerium.

Indem die Berathungen nun fortgesetzt wurden, trat das feindliche Verhältniß der Parteien immer schroffer hervor. Unverhüllt zeigten sich die republikanischen Tendenzen der äußersten Linken; ihre Theorien und Grundsätze, oft

durch glänzende Redner vertheidigt, bezweckten in ihren letzten Resultaten nicht blos eine völlige Umgestaltung des Staatslebens, sondern aller gesellschaftlichen Einrichtungen, Familienbande und Religion nicht ausgenommen. Doch war diese Partei zu schwach, um bei den Abstimmungen zu entscheiden. Allein es gingen über dem vielen Reden und Debattiren köstliche Wochen und Monate dahin; Monate, in denen das moralische Gewicht des Parlamentes noch so bedeutend war, daß es die erschütterten Throne selbst respectirten. Die Zeit verfloß, das Ansehen verminderte sich und die particularistischen Gewalten in Deutschland erstarkten wieder.

Daher kam es, daß der erste große Stoß von Außen das Parlament erschüttern mußte. Dies war der Waffenstillstand von Malmoe, welchen Preußen auf 7 Monate mit Dänemark schloß. Das Parlament erachtete denselben den deutschen Interessen nachtheilig und verwarf ihn am 5. Sept. Allein am 16. Sept. wurde dieser Beschluß zurückgenommen und der Waffenstillstand anerkannt. In gewaltiger Aufregung ging die Versammlung auseinander. Clubredner regten das Volk auf, drohende Gestalten von der Gallerie der Paulskirche empfingen die Abgeordneten je nach ihrer Abstimmung für oder wider den Waffenstillstand mit Zischen oder Beifallsruf. Ein großer Haufe Volk hielt eine Versammlung in der Stadtallee. Von da zog sich der Tumult nach dem Gasthofe Westend-Hall, wo Alles zertrümmert wurde, und mit furchtbarem Wuthgeschrei durchzog man die Straßen. Am folgenden Tage, Sonntag den 17. Sept., wurde eine von Tausenden besuchte Volksversammlung auf der Pfingstwiese am Hanauer Bahnhofe abgehalten. Immer neue Zuzüge kamen an, die aufreizendsten Reden wurden gehalten, zu Gewalt, Aufruhr und Barricaden aufgefordert und die mißliebigen Abgeordneten „Verräther des Vaterlandes" genannt. Es war offenbar auf eine Sprengung des Parlaments abgesehen. Der Senat der Stadt Frankfurt erkannte, daß unter solchen Umständen seine Macht zum Schutz der Ordnung und des Parlaments nicht hinreiche und forderte um Mitternacht die Centralgewalt auf, diese Sorge zu übernehmen. Es wurde sogleich Militair aus Mainz entboten und um 3 Uhr des Morgens am 18. Sept. brachte die Taunus-Eisenbahn 2400 Mann Oestreicher und Preußen.

Hellstrahlend brach der Morgen an, aber wild und unruhig sah es auf den Straßen aus. Die Paulskirche war mit Militair umstellt. Aufgeregte Gruppen drängten sich an die Thüren, tobten und versuchten die Thüren zu sprengen; schon drang man ein, aber es gelang, die Wüthenden wieder hinaus zu drängen. Mit ruhiger Geistesgegenwart leitete Gagern während dieser Scenen die Berathungen.

Der Streich gegen die Paulskirche war mißlungen; nun fingen die Aufrührer gegen Mittag an Barricaden zu bauen. Das Straßenpflaster wurde aufgerissen, Balken, Wagen, Kisten herbeigeschleppt, der Aufstand schien von unsichtbaren Führern organisirt und nach einem festen Plane geleitet. Als die Sitzung in der Paulskirche gegen 2 Uhr beendet war, griff das Militair an. Einige Barricaden wurden leicht genommen, andere wurden tapfer und hartnäckig vertheidigt. Auch aus den Fenstern wurde auf die Truppen gefeuert.

Unterdeß rückte hessisches und würtembergisches Militair ein und die Artillerie arbeitete gegen die Barricaden. Gegen 4 Uhr wurde eine Waffenruhe bewilligt.

Aber neue Greuel befleckten in diesen Zwischenstunden den unglücklichen Tag. Die Abgeordneten General Auerswald und Fürst Lichnowsky, Letzterer besonders der äußersten Linken und ihrem Anhange verhaßt, waren vor das Thor geritten. Sie wurden von wilden Gestalten angefallen. Zurückreitend verirrten sie sich in den engen Hintergassen. Die Mordgesellen immer hinter ihnen, neben ihnen. Auerswald wurde wahrscheinlich bald erschossen, Lichnowsky dagegen erfaßt und auf wirklich cannibalische Weise grausam und langsam gemordet. Ein braver Gärtner hatte ihn zu retten versucht; als die Freunde des Fürsten auf erhaltene Kunde zu seiner Rettung herbeieilten, fanden sie ihn zerschlagen und von Wunden entstellt. Nach einigen Stunden verschied er.

Als die Waffenruhe verstrichen war, erneuerte sich der Straßenkampf. Das Militair hatte die Uebermacht, doch vertheidigten sich die fanatischen Aufrührer bis gegen 10 Uhr. Dann verlor sich die wilde Menge. Der Kampf war beendet, Frankfurt wurde aber in Belagerungszustand erklärt.

Allein die republikanische Partei wollte ihr Vorhaben nicht aufgeben. Struve machte am 21. Sept. einen erneuten Einfall in das badische Oberland, wurde aber am 24. bei Staufen geschlagen und gefangen. Auch in Cöln geschah am 25. ein Aufruhr, allein er wurde unterdrückt und ebenso die republikanischen Erhebungen in Gießen, Worms und Sigmaringen vereitelt. Das mußte aber jedem Unbefangenen aus allen diesen, zum Theil thörichten, zum Theil scheußlichen Vorgängen klar werden, daß die leidenschaftlichen Freiheitsmänner der Parlamente und der Clubs, auch wenn sie selbst aus edlem Eifer für die Freiheit wirkten, doch einen Schwarm hinter sich hatten, der unter Freiheit sich nichts dachte als Willkühr, die Befriedigung der tollsten Wünsche und der rohesten Begierden. Alles Edle und Große wurde in den Staub der Gemeinheit gezogen, und an rechtlichen und sittlichen Begriffen herrschte unter diesen Massen vollkommener Mangel. Leider wollten dies manche Führer sogar nicht anders, weil hinter ihrem Freiheitspredigen nur Selbstsucht, Haß oder Rache lag.

Die Parteien des Parlamentes sonderten sich nun in entschiedenere Stellungen und Bestrebungen, und es gebührt der herrschenden Majorität das unleugbare Verdienst, mit Besonnenheit und Festigkeit ein Damm gegen die Anarchie, als gegen die augenblicklich größte Gefahr für Deutschland, gewesen zu seyn. Das Parlament verlor durch diese Unterstützung der gesetzlichen Gewalten und die umsichtige Förderung der berechtigten Freiheit fast alle Popularität, wie es bei der herrschenden Begriffsverwirrung und der politischen Unmündigkeit der Massen kaum anders seyn konnte. Diese Ungunst und mehr noch — die wirkliche Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich, als das Parlament an die Regelung der Verhältnisse zu Oestreich und Preußen kam. Oestreich, so lange geschmeidig und fügsam, als bei dem ungewissen Ausgange der italienischen, slavischen und ungarischen Bewegungen es seine Rettung in Deutschland suchte, begann nun nach den Siegen Radetzky's in Italien, nach der Eröffnung der

Reaction gegen Ungarn und dem Falle Wiens im October eine zögernde, verhindernde und aufreibende Stellung gegen die deutschen Bestrebungen einzunehmen. Das Parlament hatte festgesetzt, daß nur die deutschen Länder Oestreichs in den Bundesstaat aufzunehmen seyen, was eine Personal-Union des deutschen mit dem außerdeutschen Oestreich zur Folge gehabt haben würde. Gagern, welcher im December Präsident des Reichsministeriums wurde, hatte beantragt, daß der deutsche Bundesstaat mit dem Gesammtstaate Oestreich eine politische Union eingehen solle, Oestreich selbst aber wollte mit seinem ganzen Ländergebiet in den deutschen Bundesstaat aufgenommen werden. Auch in den preußischen Angelegenheiten, als dort der Conflict mit der Nationalversammlung ausbrach, drang das Parlament nicht durch, indem es zwar die Steuerverweigerung mißbilligte, aber doch die Entfernung des Ministeriums Brandenburg durchsetzen wollte.

Unterdeß waren die Grundrechte, d. h. die persönlichen und bürgerlichen Freiheitsrechte des deutschen Volkes, berathen und beschlossen worden. Einige Staaten führten sie ein, die größeren zögerten oder weigerten sich. Nun wurde die eigentliche Verfassungsarbeit fortgesetzt. Die schwierigste Frage war die über das Reichsoberhaupt. Einige wollten ein Directorium, Andere einen mehrjährigen, noch Andere einen lebenslänglichen Kaiser. Die stärkste Partei war für ein im preußischen Königshause erbliches Kaiserthum. Da begann das Spiel der unwürdigsten, unpatriotischen Intriguen. Oestreich strebte für sich oder suchte zu hindern, ultramontane Gesinnungen und der Particularismus einiger Fürstenhäuser halfen zur Verwirrung der Gestaltung Deutschlands. Es bildete sich die sogenannte großdeutsche, d. h. östreichische oder anti-preußische Partei aus der unnatürlichen Verbindung der radicalen Linken mit den Oestreichern und Ultramontanen. Da erschien die östreichische Verfassung vom 4. März und zeigte die Unmöglichkeit des Eintritts Oestreichs in einen wirklich selbstständig deutschen Bundesstaat. Der Abgeordnete Welcker stellte am 12. März 1849 seinen berühmten Antrag auf die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser und sofortige Annahme der Verfassung. Der Antrag fiel, aber die Verfassung wurde in wenigen Sitzungen durchberathen, und die großdeutsche Partei setzte die Annahme des suspensiven Veto des Kaisers durch, was voraussichtlich die Annahme dieser Würde erschweren konnte. Darauf fand am 28. März die Kaiserwahl statt. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wurde von 210 Stimmen der Volksvertreter zum Kaiser des deutschen Reiches berufen. Der Präsident Simson verkündete das Ergebniß der Abstimmung und schloß mit den Worten des großen deutschen Dichters:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Ziellos fortzuleiten, zu schwanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser; so laßt uns sprechen und fest es behalten."

„Gott sey mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser!" Ein dreimaliges stürmisches Hoch erschallte in der Versammlung und auf den Gallerien. Das Volk harrte vor der Paulskirche der Entscheidung des großen Momentes. Als ihm die Verkündigung geschah, brach stürmischer Jubel aus, Kanonendonner und Glockengeläute durchtönte die Luft; das neue mächtige Deutschland wollte den Beginn seiner Auferstehung feiern.

Eine Deputation von 24 Mitgliedern, an ihrer Spitze der Präsident Simson (aus Königsberg), wurde zur Ueberbringung der inhaltschweren Botschaft ernannt. Festlich auf der ganzen Reise empfangen, langte sie am 2. April in Berlin an. Der Bahnzug war mit Laubgewinden, Kränzen und Fahnen geschmückt, Tausende von Menschen begrüßten sie und Abgeordnete des Magistrats von Berlin und der preußischen Kammern hießen die Boten des deutschen Volkes willkommen. Die Spannung war groß und allgemein; die zweite Kammer hatte in einer Adresse den Wunsch der Volksvertretung ausgesprochen, daß der König der Wahl sich nicht entziehen möge. Am folgenden Tage, 3. April, war der Empfang der Deputation im Rittersaale des königl. Schlosses. Der König, umgeben von den Prinzen und dem Ministerium, nahm die Anrede und Botschaft des Präsidenten Simson entgegen. Er erwiderte: „Ich ehre das Vertrauen der deutschen Nationalversammlung, aber ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands will ich die Entschließung nicht fassen." Die Entscheidung war gefallen; Viele im deutschen Volke trauerten bei der Kunde, ahnend, was nun über das verworrene Vaterland hereinbrechen würde. Die Deputation nahm die königliche Antwort als Ablehnung auf, und reiste nach Frankfurt zurück. Vergebens wurde in der ersten Kammer der Versuch beantragt, eine andere Entschließung des Königs herbeizuführen; vergebens sprach der Abgeordnete v. Vinke in der zweiten Kammer aus, daß die Antwort, welche die Minister dem Könige angerathen, mit den dargelegten Ansichten nicht im Einklange stände, und beantragte eine neue Adresse an den König. Das Ministerium forderte in einer Note die deutschen Regierungen zu einer Erklärung auf. Da erklärten am 14. April 28 deutsche Regierungen, daß sie die Verfassung der Nationalversammlung und die geschehene Kaiserwahl annähmen, denn die Vereinbarung würde das Resultat leicht unmöglich machen und die von Preußen und andern Staaten gehegten Bedenken ständen nicht im richtigen Verhältniß zu den großen Gefahren, welche ein längerer Verzug des Verfassungswerkes dem Vaterlande nothwendig bringen müßte. Allein Oestreich hatte am 8. April bereits dagegen protestirt und seine Abgeordneten aus Frankfurt zurückberufen. Baiern erkannte ebenfalls die Verfassung und Wahl nicht an. Die preußische Regierung blieb der Ansicht, daß diese Verfassung das wahre Heil Deutschlands nicht fördern werde und daß die Stellung des Oberhauptes eine verfehlte seyn würde. Als nun am 21. April die zweite Kammer in Berlin den Beschluß faßte, daß die Frankfurter Verfassung rechtsgültig sey, da erfolgte am 27. April die Auflösung der Kammer. Zugleich wollte Preußen mit den deutschen Regierungen und der Nationalversammlung in Frankfurt über einen Verfassungs-Entwurf sich vereinbaren, und wenn dies nicht möglich sey, wolle man einen andern Reichstag berufen. Die Regierungen wurden aufgefordert, Bevollmächtigte zu einer Conferenz nach Berlin zu senden.

Aber das Parlament in Frankfurt hatte unter dem Eindruck der Nachricht von der Ablehnung der Kaiserwürde und bei der Gefahr, welche der Verfassung drohte, bereits ausgesprochen, daß es an der beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung unwandelbar festhalten werde. Dieser Beschluß machte jede

Vereinbarung, welche Preußen vorgeschlagen hatte, unmöglich und setzte nun die Nationalversammlung in graden Widerspruch mit den Großstaaten Deutschlands. Die Angelegenheiten des Vaterlandes, welche so hoffnungsreich eingeleitet schienen, verwirrten sich unabsehlich. Hier standen die Großstaaten gegen die Verfassung, dort stand der kühne Wille der Nationalversammlung mit der Verfassung, und 28 kleinere Staaten hatten dieselbe angenommen. Die Lage einiger dieser Staaten wurde von Tage zu Tage gefährlicher; das Volk drängte nach Einführung der Verfassung, Republikaner und Anarchisten wühlten in dieser Aufregung für ihre Zwecke, und die Regierungen waren zu schwach, um die Verfassung durchzuführen.

Nun trieben die gegeneinander wirkenden Kräfte immer eilender zu einem gewaltsamen Ausbruch und Ende. Die Haltung des Parlaments war schon seit den Intriguen der großdeutschen Partei schwankend geworden, jetzt drängte die äußerste Linke zu den schärfsten und äußersten Beschlüssen. Eine stürmische Sitzung folgte der andern: „das deutsche Volk solle die Verfassung zur Geltung bringen; die bewaffnete Macht Deutschlands solle zur Aufrechterhaltung der Verfassung feierlich verpflichtet werden." Nun erklärte auch Preußen am 14. Mai das Mandat seiner Abgeordneten für erloschen und rief dieselben zurück. Sachsen that am 15. Mai dasselbe. Gagern und seine Anhänger hatten Frankfurt auch verlassen. Das Parlament drohte, unvollzählig zu werden, man beschloß also, erst, daß 150, dann, daß 100 Mitglieder beschlußfähig seyen. Mit dem Reichsverweser gerieth die noch tagende Versammlung auch in Zerwürfniß; sie beschloß einen Reichsstatthalter zu ernennen und die bisherige Centralgewalt aufhören zu lassen. Aber alle diese Beschlüsse waren ohnmächtige Waffen einer nicht mehr auf dem Boden einer wahrhaften Macht stehenden Versammlung — schneidende, gewaltige Waffen, wenn das Volk sie ergriffen hätte. Aber das Volk, wie wir sogleich sehen werden, tobte entweder in Gesetzlosigkeit und Anarchie unter dem Vorwande der Reichsverfassung, oder es starrte in schweigendem Zuwarten auf die niedersinkenden Sterne des deutschen Parlaments. Am 30. Mai beschloß dasselbe seine Verlegung nach Stuttgart, wo die Verfassung anerkannt war. Dort, am 6. Juni, wurde eine Regentschaft über Deutschland gewählt, bestehend aus den Abgeordneten: Raveaux, Voigt, Schüler, H. Simon, Becher. Die Centralgewalt wurde annullirt; der Reichsverweser befahl dagegen, auf die Regentschaft zu fahnden. Es gelang aber dem Parlament nicht, die Kräfte Würtembergs für seine Zwecke zu gewinnen. Das Würtembergische Ministerium entzog der zum Rumpf-Parlament herabgekommenen Nationalversammlung seinen Schutz und Mitwirkung. Noch einige Sitzungen wurden gehalten; noch einmal schmückte der Zartsinn der Stuttgarter Frauen am 16. Juni das Sitzungslocal mit Blumen und Kränzen, eine Huldigung, welche doch nur die einstige große Aufgabe der Versammlung in ihren Trümmern ehren wollen konnte. Am 18. Juni wurde die Sitzung durch Militair-Gewalt verhindert, die Abgeordneten reisten ab, dahin — dorthin; das Parlament war zu Ende.

Es hat sich verloren, wie der mächtige Rhein unwürdig sich theilt und versandet. Der Anfang des Parlamentes war schwer, sein Aufgang stolz, sein

Fortgang inneres Zerkämpfen der Kräfte und des Zieles, sein Ausgang das Ringen des Versinkenden und tiefe, tiefe Demüthigung. Warum ist es gestürzt? Aus seinem Fehl ist es gestürzt an der Vielrednerei und der Parteizerklüftung; aus Andrer Fehl ist es gestürzt an den dynastischen Interessen, an Haß von Nord und Süd, an Pfaffenlist und Diplomatentrug. Wann wird das deutsche Volk wiederum alle seine Vertreter aus allen seinen Gauen versammelt sehen?!

Aber der Zerfall des Parlaments und der Sturz seiner Reichsverfassung geschah nicht ohne bedeutende Kämpfe und Volksaufstände. Der Drang des deutschen Volkes nach Einheit hatte in der Verfassung vom 28. März eine Befriedigung gewonnen, die man nun, wie schon oben bemerkt worden, nicht gern wieder aufgeben wollte, und die radicale Partei andrerseits hoffte, in der Verfassung ihre Zwecke verfolgen zu können oder noch lieber, den Kampf um ihre Durchführung für republikanische Tendenzen auszubeuten. Von diesem zweifachen Standpunkte aus muß man einige Erscheinungen in den Mai-Aufständen beurtheilen, denn gewiß waren eine Menge sonst gemäßigter Elemente zum Kampf für die Verfassung bereit und traten erst bei der Wahrnehmung zurück, daß nicht das schwarz-roth-goldne Banner des Reiches, sondern die rothe Fahne der Republik das Zeichen der Kämpfer war.

In Würtemberg begann der Verfassungsstreit. Ministerium und Kammer in Stuttgart wollten dieselbe anerkennen, 20. April, der König weigerte sich. Die Unruhen wurden bedenklich, der König verließ die Stadt, aber bestürmt von Adressen und von den Gründen seiner Minister gab er nach. — In der preuß. Rheinprovinz und in Westphalen regte es sich mächtig. Eine Versammlung der Gemeinderäthe der erstgenannten Provinz wurde ausgeschrieben, von der Regierung verboten, fand aber doch, 8. Mai, statt. Man erkannte die deutsche Verfassung an, man wünschte die Entlassung des Ministeriums Brandenburg, ja man deutete auf eine Lösung vom preußischen Staate. Unterdeß kamen in Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Iserlohn, Hagen und Warendorf sehr bedenkliche Weigerungen der Landwehr vor, sich auf Befehl des Ministeriums Brandenburg einkleiden zu lassen. Es wurde Sturm geläutet, Unruhen entstanden, Iserlohn wurde verbarricadirt, in Elberfeld setzte sich ein Sicherheits-Ausschuß nieder, und hier baute man häuserhohe Barricaden aus Seidenballen und den feinsten Waaren, deren einige einen Werth von 40,000 Thaler haben konnten. Die Regierung zog Truppen zusammen, allein da der Kern der Bevölkerung nicht bei dem Aufstande war, so erfolgte im Allgemeinen kein Kampf. Elberfeld wurde, 16. Mai, geräumt, gegen 600 Mann zogen in die Rheinpfalz ab; Iserlohn mußte mit den Waffen am 17. genommen werden. — Weit heftiger waren die Ereignisse im Königreich Sachsen. Der König weigerte sich, die Reichsverfassung anzuerkennen, die Unruhen brachen in Dresden aus. Der Kampf begann am 3. Mai am Zeughause. Der König floh auf den Königstein Die Truppen kämpften in Dresden fort, sie waren aber augenscheinlich zu schwach, den Aufstand zu unterdrücken. Die Eisenbahnen wurden aufgerissen, die Aufregung zeigte sich auch in Leipzig, wo sie aber rasch vorüberging. Indeß kamen immer neue Zuzüge nach Dresden, wo der Kampf in den stark verbarricadirten Straßen fortdauerte. Eine provisorische Regierung war bereits in

Dresden niedergesetzt. Aber Preußen, von der sächsischen Regierung dazu aufgefordert, sendete Truppen. Schrecklich war die Zerstörung Dresdens. Das Opernhaus brannte nieder, ebenso ein Pavillon im Zwinger, manche Häuser wurden fast demolirt. Viel Blut floß in dem heftigen Getümmel und Widerstande. Endlich am 9. Mai gaben die Insurgenten den Kampf auf: die provisorische Regierung ging auseinander, und Tzschirner, ein Mitglied derselben, zog mit 2000 Mann ab. Dresden war der Regierung des Königs zurückgegeben, aber die Stadt und das ganze Land hatten entsetzlich gelitten.

Aber bald richteten sich alle Blicke von den rheinischen Tumulten und dem sächsischen Aufstande nach der Pfalz und nach Baden, wo die Volkserhebung einen bedeutenden Umfang erreichte und nur durch einen Feldzug unterdrückt werden konnte. Baden war in der Zeit des alten Systems durch den Freimuth seiner Kammern berühmt gewesen und wurde durch den edlen Großherzog Leopold mit wahrer Weisheit regiert. Doch lag das Land den Wühlereien der radicalen Partei von der Schweiz und von Frankreich aus sehr bloßgestellt; schon 1847 waren Schriften zu Aufstand und Mord auffordernd verbreitet worden, und wirklich war das Volk in hohem Grade für die republikanischen Ideen bearbeitet. Wir haben schon 1848 zwei republikanische Aufstände erwähnen müssen. Als es nun im April 1849 der Durchführung der Reichsverfassung galt, begann eine große Aufregung. In der bairischen Rheinpfalz wurde am 2. Mai eine von 12,000 Menschen besuchte Volksversammlung in Kaiserslautern abgehalten, welcher eine zweite noch zahlreichere zu Neustadt an der Hardt folgte, wo man die Vertheidigung der Verfassung beschloß. Das Parlament schickte auf diese Nachrichten einen Commissair, Eisenstuck, welcher aber den obigen Entschluß billigte, jedoch ermahnte, nicht gegen die Gesetze zu handeln. Allein es organisirte sich die Bildung einer Volkswehr. Da erfolgte der Ausbruch im benachbarten Baden. In der Reichsfestung Rastatt empörte sich das Militair; die Festung gerieth in die Gewalt der Meuterer, der Festungsarbeiter, und auch Polen waren dabei. Am 13. Mai war in Offenburg eine große Volksversammlung, welche unter Anderem die Aufhebung aller Steuern, die Einführung einer Progressiv-Steuer, die Besitzergreifung der Domainen durch das Volk u. s. w. beschloß. In Freiburg setzte das Militair seine Officiere ab, der Aufruhr ergriff die Residenz Karlsruhe, so daß der Großherzog am 14. Mai die Flucht ergriff. An diesem Tage noch hielt die provisorische Regierung, in welcher Brentano, ein Mitglied der Frankfurter Linken, und der aus seinem Gefängniß befreite Struve waren, ihren Einzug in Karlsruhe. Freischärler und Abentheurer aus der Schweiz zogen in's Land; es herrschte eine beispiellose Unordnung und Anarchie. Dazu kam bald Uneinigkeit zwischen den Führern der Bewegung. Brentano mußte als Verfechter gemäßigter Ansichten gegen Struve auftreten, welcher die social-demokratische Republik beabsichtigte. Es zeigte sich bald, daß der Aufstand über die vorgebliche Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung hinausstrebte.

Unterdeß hatten die Aufständischen in der Pfalz einen Versuch gemacht, sich der Reichsfestung Landau zu bemächtigen. Allein er verunglückte, und der tapfre Oberst Burckhard schwor, sich mit der Festung eher in die Luft zu spren-

gen, ehe er sie an die Insurgenten verlöre. Der Oberbefehl über die badische Macht wurde dem bekannten Polenführer Mieroslawski übergeben. Der erste Zusammenstoß mit hessischem Militair erfolgte bei Lauterbach am 24. Mai; am 30. war ein Gefecht bei Heppenheim. Es zogen sich nun auch bedeutende Truppenmassen zusammen, doch würde die Bekämpfung des Aufstandes sehr schwierig, vielleicht unmöglich gewesen seyn, wenn nicht Preußen seine Macht gesendet hätte. Der König ließ einige Armeecorps mobil machen; 23 Bataillone unter General Hirschfeld rückten in die Pfalz; 30 Bataillone, geführt vom General Graf Gröben, zogen am rechten Rheinufer nach Baden. Der Prinz von Preußen selbst, auf den bald bei seiner Ankunft in diesen Gegenden in Ingelheim am Rhein ein glücklicherweise verfehltes Attentat versucht wurde, übernahm den Oberbefehl. Ein drittes Corps unter General Peucker bestand aus Reichstruppen. Mitte Juni begannen die Operationen. Zwar errang Mieroslawski bei Weinheim und Ladenburg den 15. und 16. Juni einen vorübergehenden Erfolg, allein Hirschfeld drängte die Pfälzer vor sich her, ging am 20. bei Germersheim über den Rhein und vereinigte sich mit Gröben. Nun wurden die Aufständischen rasch zurückgeworfen. Am 21. siegten die Preußen bei Waghäusel und nahmen dann Mannheim und Heidelberg; am 22. empfing das Peucker'sche Corps, nach einem angestrengten Seitenmarsche, die Flüchtigen bei Sinsheim; am 23. Gefecht bei Ubstadt, am 24. bei Bruchsal. Den 25. wurde bei Durlach noch heftig gekämpft, aber am Nachmittage zog der Prinz von Preußen in Karlsruhe ein. Brentano war in's Oberland geflüchtet; er war nicht radical genug, wurde abgesetzt und ein ehemaliger Officier, Kiefer, zum Dictator ernannt. Mieroslawski hatte bei Rastatt sein Heer gemustert; es waren gegen 40,000 M., welche den anrückenden Preußen, 29. Juni, bei Muggensturm ein zwölfstündiges, blutiges Gefecht lieferten, aber geschlagen wurden. Nun flüchteten treulos die Führer des Aufstandes, zum Theil mit Kassengeldern oder gewinnsüchtiger Beute bereichert, in die Schweiz und ließen das verleitete Volk den Rest des Unglücks allein tragen. Am 7. Juli zog der Prinz von Preußen in Freiburg ein und am 11. Juli gingen die letzten Aufständischen von Constanz aus über die Gränze der Schweiz. Die Festung Rastatt hat sich am 23. Juli ergeben.

Also ist die Empörung gedämpft worden, aber wie traurig sieht es im badischen Lande aus, wie lange werden die Wunden des heillosen Aufstandes noch bluten! Der Großherzog ist zurückgekehrt, und bei dem fast allgemein gewesenen Abfall des Militairs muß ein Corps Preußen in Baden zur Sicherung der Zustände stehen bleiben. Allein die Bevölkerung ist großentheils so radicalisirt, daß es schwer seyn wird, einer vernünftigen Ordnung und Freiheit Eingang zu schaffen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Bestrebungen, nach dem Scheitern des deutschen Parlaments dem Einheitsdrange des Volkes zu genügen und die geschehenen Verheißungen zu erfüllen. Preußen wußte, wie schwer und gefährlich seine Ablehnung der Kaiserwürde gewesen war, es fühlte die damit übernommene Aufgabe, für die deutsche Sache zu wirken. Die in Berlin im Mai abgehaltene Conferenz führte zu dem Bündnisse vom 26. Mai zwischen Preu-

ßen, Sachsen und Hannover. Diese drei Regierungen legten eine Verfassung Deutschlands vor, deren rechtsgültiger Abschluß durch eine National-Vertretung erfolgen solle. Die deutschen Staaten wurden zum Beitritt aufgefordert. Fast alle haben das gethan, nur Würtemberg und Baiern weigern und schließen sich an Oestreich, welches seit der Besiegung des ungarischen Aufstandes in den deutschen Angelegenheiten übermächtig einschreiten, und am liebsten den alten Fuß der Zustände erneuern zu wollen scheint. Das Ziel und der Ausgang der großen Bewegung Deutschlands muß aber etwas ganz Anderes seyn, als eine Herstellung des alten Bundestages. Preußen erwägt dieses und hält fest an der Berufung eines Reichstages durch die Bundesstaaten, ohngeachtet Hannover und Sachsen abtrünnig werden wollen. Um aber die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands ordnen und verwalten zu können und um das Amt des Reichsverwesers, welches ganz unhaltbar geworden, seitdem das Parlament gestürzt ist und Preußen seine weitere Anerkennung versagt hat, mit einem wirksamen Organ zu vertauschen, haben Preußen und Oestreich sich nach langen Unterhandlungen über die Bildung einer interimistischen Centralgewalt geeinigt. Damit scheint allerdings nicht viel mehr gewonnen, als der Bundestag, so daß für die Nation nichts Förderliches in dieser Einrichtung enthalten ist; allein es kann kein Stillstand in der deutschen Sache eintreten, oder die Zukunft würde drohend und ruhelos auf uns blicken. Noch schwanken die Loose, noch liegt die Endgestaltung des Vaterlandes in dämmerhafter Ungewißheit. Das, was unsre Hoffnung — und es war eine gerechte Hoffnung — für Deutschland jüngst gewesen ist, dieses jetzt verwirklicht zu sehen, ist vereitelt. Aber die Geschichte baut ihre festen Bildungen langsamer, als die menschlichen Wünsche, und seyen es selbst die Hoffnungen des Patriotismus. Viel Feinde hat Deutschland; die gefährlichsten sind nicht die, welche die geeinte deutsche Kraft auf den Schlachtfeldern zurückweisen würde; aber die zerstörenden Agitationen des demokratischen Radicalismus, der die Leidenschaften der Menge berechnet, aufgeregt erhält und nach Gutbefinden loslassen möchte; und die Laurer und Flüsterer an den Fürstenhöfen, die dem Rechte des Volkes und der Vernunft der Zeit verwegen entgegentreten — das sind die grimmigsten Feinde des Vaterlandes und seiner Einheit. Sie werden nur dann nicht siegen, wenn der kräftige, besonnene Theil der Nation am Kerne der großen Bewegung festhält.

An die deutschen Bewegungen schließt sich begleitend und oftmals einwirkend der dänische Krieg, entstanden aus den Nationalitäts-Bestrebungen der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Wir haben die Lage dieser Angelegenheiten in Abschnitt 138 kennen gelernt. Nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII. und es folgte ihm Friedrich VII. Bald nach seinem Regierungs-Antritt erließ der König einen offenen Brief, worin auf's Neue die Selbstständigkeit der Herzogthümer dem Interesse des dänischen Gesammtstaates untergeordnet wurde. Dem trat eine lebhafte Erregung Holsteins entgegen; eine Adresse aus Kiel stellte unter andern Forderungen auch die einer selbstständigen, constitutionellen Verfassung und Einverleibung Schleswigs in den deut-

schen Bund. Das Ministerium in Copenhagen antwortete mit der Drohung, die Einverleibung der Herzogthümer in Dänemark mit den Waffen zu erzwingen. Da blieb den Holsteinern auch nur der Weg der Waffen übrig; die Märztage aus Deutschland schallten herüber. Eine provisorische Regierung (Beseler, Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein, Reventlow, Schmidt, Bremer und Olshausen) trat den 19. März gegen die ungerechte Unterdrückung zusammen. Am 24. wurde die Festung Rendsburg genommen, alle Städte des Landes erklärten sich für die provisorische Regierung, auch das Heer trat ihr größtentheils bei und aus Deutschland kamen freiwillige Mitkämpfer. Allein die Herzogthümer waren trotz aller Begeisterung nicht gerüstet zum Kriege. Deutschland mußte Beistand leisten. Der Bundestag nahm Schleswig auf, und beauftragte Preußen und die Staaten des zehnten deutschen Armeecorps, diesen Beschluß auszuführen. Dänemark fiel nun mit 18,000 Mann in Schleswig ein, warf am 9. April durch große Ueberzahl die Schleswig-Holsteiner bei Flensburg zurück und bekam Schleswig in seine Gewalt. Aber die deutschen Truppen nahten heran, deren Oberbefehl General Wrangel führte. Voran waren die preußischen Garden; bei Schleswig „am Dannewerk" trafen sie die Dänen. Ohne die Kampfgenossen, selbst ohne die Kanonen zu erwarten, griffen sie mit dem Bajonett an und erstürmteu die Schanzen. In wilder Flucht eilten die Dänen davon. Das war am Ostermorgen, 23. April. Doch so ruhmvoll, wie der Krieg begonnen, ist er nicht weiter geführt worden. Zwar trieben die Deutschen die Dänen von Ort zu Ort vor sich her und Wrangel hatte Anfang Mai Fridericia besetzt; Jütland empfand die Last des Krieges. Allein die Dänen gingen nach ihren Verlusten auf ihre Schiffe und Deutschland hatte keine Flotte. Auch wurden die Fortschritte der Waffen durch diplomatische Unterhandlungen und die Einmischung des englischen und russischen Cabinets gehindert und vereitelt. Wrangel zog ohne offenkundige Ursache aus Jütland zurück. Was fruchtete die Tapferkeit der Deutschen und ihre Siege bei Düppel, bei Holtrup, bei Gravenstein! Der Krieg zog sich erfolglos in die Länge; der Handel, namentlich der preußische Ostseehandel, litt gewaltig. Während dessen dauerten die Waffenstillstandsunterhandlungen fort. Aber das kleine Dänemark trotzte auf seine Schiffe und die Geneigtheit Rußlands, auch wohl Englands. Es wies die Forderungen Schleswigs sowohl, als Deutschlands zurück. Preußen, welches den Krieg beendigt zu sehen wünschte, schloß am 26. August den Waffenstillstand von Malmoe auf 7 Monate ab. Die Bedingungen waren für Schleswig-Holsteins Hoffnungen und Anstrengungen sehr ungünstig. Welchen Sturm dieser Vertrag in Frankfurt erregte, ist oben erzählt. Auch in Deutschland regte sich viel Unwille, doch gab es in Preußen eine Partei, welche, im Sonderinteresse befangen, den Zusammenhang Preußens mit der Vertheidigung eines deutschen Landes nicht begreifen wollte. Die Landes-Versammlung der Herzogthümer setzte nun rasch die Verfassung derselben fest und die provisorische Regierung trat ihr Amt an die verfassungsmäßige Regierung ab. Zugleich bot das Land alle Anstrengungen für Bildung einer Armee auf. Wirklich waren die Hoffnungen auf den Frieden eine Täuschung; Dänemark kündigte im Februar 1849 den Waffenstillstand auf und am 3. April begannen die Feindselig-

keiten. Deutschland hatte dieses Mal nicht blos aus seinen nördlichen, sondern auch aus den südlichen Staaten Contingente zur Reichsarmee gestellt. Eine herrliche Kriegsthat der Deutschen eröffnete den Feldzug. Am 5. April segelten zwei dänische Kriegsschiffe, der Christian VIII. von 84 Kanonen und die Gefion von 46 Kanonen in den Hafen von Eckernförde. Mit kühnem Muthe nahm die Strandbatterie von 12 Geschützen den Kampf gegen die mächtigen Meergebäude auf; Schleswig-Holsteiner und Nassauer waren es, welche das hitzige Feuer der Schiffe aushielten. Diese geriethen in Nachtheil, konnten aber bei widrigem Winde nicht aus dem Hafen und so wurde die Fregatte Gefion genommen, das Linienschiff aber in Grund versenkt. Den 13. April ließ der Oberbefehlshaber, General Prittwitz, die Düppler Schanzen stürmen. Alles ging gut auf dem Festlande, die Dänen wurden überall geschlagen und zurückgedrängt und die Deutschen rückten in Jütland ein. Die Preußen standen über Aarhus hinaus. Aber es war im Ganzen dasselbe erfolglose Kriegsspiel, wie im vorigen Jahre. Die Dänen flüchteten wieder auf die Schiffe, und die fortdauernden Friedensunterhandlungen lähmten den Gang der Waffen.

Die Zustände in Deutschland waren verworren, die Centralgewalt ohnmächtig, aus einer energischen Führung des Krieges drohte ein europäischer Krieg. Preußen schloß am 10. Juli wieder einen Waffenstillstand. Aber ehe er geschlossen war, übten die Dänen noch eine Rachethat. Die Deutschen, größtentheils Schleswig-Holsteiner, belagerten Fridericia. In der Nacht vom 5. zum 6. Juli machten die Dänen einen Ausfall. Es waren 10,000 durch geistige Getränke ermuthigte Soldaten, begünstigt von der Nacht, gegen 7000 Deutsche. Ein gräßlicher Kampf. Die Deutschen verloren fast 3000 Mann und das ganze Belagerungsgeschütz. Der Waffenstillstand versagte der gerechten Erbitterung den Vergeltungskampf. Dieser Vertrag trennte Schleswig von Holstein; er wurde anfänglich von den Herzogthümern nicht angenommen. Doch haben sich dieselben am 22. August, wenn auch nicht den Rechtsverhältnissen, doch der Thatsache des Waffenstillstandes gefügt. Also wartet auch die Frage über die Zukunft der Herzogthümer noch auf ihre definitive Entscheidung und schwebt einstweilen, wie eine Wetterwolke, über den Cabinetten oder den Waffen der europäischen Großstaaten.

4) Die Revolutionen und der Krieg in Italien. — Der ungarische Aufstand. Schlußwort.

Italien hatte, wie der Gang unserer Erzählung uns unter Nr. 1 zeigte, das Vorspiel zu den mächtigen Erschütterungen Europa's gegeben; Januar und Februar 1848 brachte Revolutionen in Sicilien und Neapel, Aufläufe in Rom, constitutionelle Reformen in Florenz und Turin, und der politische Zustand der Lombardei war wie eine Pulvertonne unter dem Gewitterhimmel. Was nun aus Paris seit dem 24. Febr. herüberblitzte, machte die Spannung noch größer. Am 18. März brach der Aufruhr in Mailand los. Aehnliche Scenen wie anderwärts; derselbe Lärm und leidenschaftliche Aufregung. Der östreichische Feldmarschall Radetzky zog sich mit den Truppen nach Verona zurück. In denselben Tagen stand auch Venedig gegen die östreichische Herrschaft auf und er-

klärte sich zur Republik. König Karl Albert von Sardinien, unter der Theilnahme an den Volksbestrebungen die Pläne des Ehrgeizes und der Herrschsucht verbergend, eröffnete den Krieg gegen Oestreich und zog am 25. März in Mailand ein. Da auch die Herzöge von Parma und Modena geflüchtet waren, so schien dem Könige die Herrschaft Oberitaliens offen zu liegen. In Mailand entschied man sich für den Anschluß an Piemont unter den Bedingungen einer freien Verfassung. Die Anstrengungen für die Behauptung der Freiheit entsprachen jedoch dem anfänglichen Eifer keineswegs.

Aber das Loos der Waffen schlug die Freiheitsversuche der Lombarden und die ehrgeizigen Hoffnungen Sardiniens nieder. Zwar errang Karl Albert einige Triumphe, z. B. bei Goito den 30. Mai; der alte Held Radetzky aber erfocht nach mehreren andern Gefechten bei Custozza, 24. Juli, einen so vollständigen Sieg, daß er am 6. August in Mailand einzog und am 9. August der Waffenstillstand folgte. Auch Modena und Parma wurden an ihre Fürsten zurückgegeben. Der Waffenstillstand verlängerte sich durch den ganzen Winter, doch kam der Friede nicht zu Stande. Am 14. März 1849 wurde der Krieg wieder eröffnet. Er war schnell entschieden. Radetzky schlug am 23. März die Piemontesen bei Novara auf's Haupt. Karl Albert legte die Krone nieder und ging nach Portugal, wo er am 18. Juli starb. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel, schloß mit Oestreich am 26. März einen Waffenstillstand, welcher allerdings von den Piemontesen übel aufgenommen wurde und in Genua einen Aufstand veranlaßte. Auch in Brescia brach ein Tumult aus, welcher von dem östreichischen General Haynau schnell mit blutiger Härte unterdrückt wurde. Der Friede zwischen Oestreich und Sardinien ist am 6. August geschlossen worden. Auch Venedig, welches sich unter dem Volksführer Manin nochmals als Republik erklärt hatte, ist nach einer langen und schweren Belagerung in die Hände der Oestreicher zurückgekehrt. Radetzky zog am 23. August in Venedig ein. Die Herrschaft Oestreichs in dem lombardisch-venetianischen Königreiche ist wieder hergestellt. — Auch in Toscana, wo ein Aufstand am 2. Februar 1849 den Großherzog Leopold zur Flucht nöthigte, worauf die Proclamirung der Republik erfolgte, war dies nur ein kurzes Zwischenspiel. Die Oestreicher unter d'Aspre rückten ein, nahmen Livorno und Florenz im Mai und am 28. Juli kehrte Leopold in seine Residenz zurück.

Die Vorgänge im Königreich Neapel nahmen ungefähr denselben Verlauf. In Neapel selbst stellte ein Aufstand am 24. April, in welchem die königlichen Truppen siegten, die Gewalt des Königs wieder her. Dagegen hatte das Parlament in Palermo am Tage vorher die Absetzung des Hauses Bourbon ausgesprochen. Jedoch zauderte der zum König von Sicilien erwählte Herzog von Genua, ein sardinischer Prinz, die Krone anzunehmen. Trotzdem nun, daß am 5. Sept. Messina nach einem Bombardement von den Königlichen erobert wurde, hielt sich das übrige Sicilien und erklärte sich im März 1849 zur Republik. Allein sie währte nicht lange. Am 4. April siegten die Neapolitaner bei Catania, am 5. April folgte die Eroberung Palermo's. Die Macht und Leidenschaft des Aufstandes war gebrochen, Sicilien ergab sich im Mai auf Gnade und Ungnade und kehrte unter die Herrschaft des Königs zurück.

Am weitesten in Italien sind unstreitig die Ereignisse in Rom gegangen. Daß die Jesuiten am 26. März 1848 aus Rom vertrieben worden, ist durch den Volkshaß gegen sie erklärlich. Aber auch der Papst Pius IX., dessen liberale Politik Italien aufgeregt hatte, erfuhr das Schicksal einer von der radicalen Partei herbeigeführten Verbannung. Er hatte am 14. März eine Constitution gegeben; der Minister Rossi war mit heilsamen und eindringenden Reformen beschäftigt. Da wurde dieser am 15. Nov. ermordet, ein Aufstand brach in Rom los und ein demokratisches Ministerium wurde dem Papst aufgezwungen. Er war ein Gefangener in seinem Palaste. Am 24. Nov. in den Abendstunden kam der bairische Gesandte mit einem Bekannten, den Papst zu besuchen. Während dieser mit der Wache in dem anstoßenden Zimmer sprach, eilte der Papst im Hauskleide durch einen andern Ausgang hinweg. Unten hielt ein Wagen, welcher den Flüchtling zu einem Dampfschiff führte und dieses eilte mit ihm nach Gaeta, wo der König von Neapel ihn empfing. Sogleich erließ nun Pius IX. einen Protest gegen alles in Rom seit dem 16. Nov. Geschehene. Doch ließen sich die Demokraten nicht zurückhalten, es wurde am 8. Dec. eine provisorische Regierung eingesetzt und der Papst am 11. Dec. seiner weltlichen Macht für verlustig erklärt. Es wurde eine Nationalversammlung berufen und am 9. Februar 1849 die römische Republik proclamirt. Unterdeß hatte sich Pius IX. in einer Note an die katholischen Mächte gewendet, welche auch die Wiedereinsetzung des Papstes in Rom beschlossen. Die Römer wählten für den bevorstehenden Krieg ein Triumvirat, in welchem der bekannte Mazzini war. Nun rückten die Oestreicher von Norden, Neapolitaner und Spanier von Süden gegen Rom und ein französisches Heer unter General Oudinot landete am 25. April bei Civita-Vechia. Letztere hatten sich eine Eroberung Rom's wahrscheinlich zu leicht vorgestellt, denn ein am 30. April unternommener Sturm verunglückte. Darauf folgten heftige Kämpfe mit den Belagerten, welche jedoch resultatlos blieben. Dagegen nahmen die Oestreicher am 18. Mai Bologna und am 19. Juni Ancona, wo sie absolutistische Einrichtungen wieder herstellten. Rom selbst war der Schauplatz trauriger Verwüstungen; herrliche Paläste, köstliche Baumreihen, ganze Häuserreihen wurden der Vertheidigung geopfert. Oudinot stürmte am 21. Juni von Neuem und setzte diese Angriffe fort. Die herrlichen Kunstdenkmäler der ewigen Stadt schienen keine Schonung zu gebieten. Da gaben die Römer eine fruchtlose Vertheidigung auf. Sie unterhandelten und am 3. Juli war Rom von den Franzosen vollständig besetzt. Das Triumvirat flüchtete, die Nationalversammlung wurde aufgelöst und am 15. Juli die Wiedereinsetzung der päpstlichen Gewalt verkündet. Pius IX. hat seine Rückkehr verheißen und die Regierung einstweilen an drei Cardinäle übergeben, welche den geistlichen Absolutismus so rücksichtslos ausüben, daß Rom voll Schrecken ist und die Franzosen sich kräftig dagegen erklärten. Doch hat sich der Papst bis jetzt zu einem sehr geringen Maaß von politischen Zugeständnissen bereit gefunden und diese in einer Proclamation vom 20. Sept. bekannt gemacht. Die römischen Verhältnisse bieten also noch keineswegs einen sicheren Blick auf ihre endliche Festsetzung.

Der ungarische Aufstand und Krieg, mit dessen Skizzirung unsre Darstellung der letzten großen Ereignisse sich schließt, ist ein Geschichtsabschnitt so reich an Patriotismus und Großthaten, so voll von blutigen, schrecklichen Tagen, von Kämpfen und Intriguen, daß die Betrachtung noch keineswegs geklärt seyn kann. Ungarn hatte, wie bereits erwähnt, in den Märztagen 1848 eine Constitution und ein selbstständiges Ministerium errungen, wodurch sein Zusammenhang mit Oestreich auf eine bloße Personal-Union beschränkt wurde. Die slavischen Nebenländer wollten nun nicht zu Ungarn gehören, sondern zur östreichischen Gesammtmonarchie, um die möglichsten Zugeständnisse für sich zu erhalten. Es entstand also ein Krieg der Ungarn gegen diese Slaven, welcher im Laufe des Sommers mehrere Schlachten herbeiführte. Der Ban Jellachich von Kroatien, Hauptführer der slavischen Interessen, wurde anfänglich vom kaiserlichen Hofe als Verräther behandelt; später aber änderte sich dieses Verhältniß, weil der Kaiser sich überhaupt den Slaven günstiger zeigte. Nachdem der Prager Aufstand gedämpft, der Slaven-Congreß beseitigt war; nachdem Radetzky bei Custozza den lombardischen Krieg günstig gewendet hatte und man also am Kaiserhofe anfing, sich von der Märzbestürzung zu erholen, richteten sich die Wünsche der Reaction auf eine Zurückführung der ungarischen Verhältnisse. Am 25. Sept. erließ der Kaiser zwei Manifeste an die Völker und an die Armee in Ungarn und ernannte den Grafen Lamberg zum Gouverneur für Ungarn. Der Krieg mit den Slaven solle eingestellt werden. Lamberg wurde ermordet, jedoch an seiner Stelle der den Ungarn verhaßte Jellachich ernannt und der Reichstag aufgelöst. Mit entschiedenem Widerstande wurden diese Befehle in Ungarn aufgenommen. Der Hof wollte Truppen nach Ungarn senden, was die Wiener vereitelten, wie wir es aus der Erzählung der October-Revolution wissen.

Die nach dem verlorenen Absolutismus zurückblickende Partei hatte nun an den Rüstungen gegen Ungarn und der Uebergabe des Oberbefehls an den Bezwinger Wiens, den Fürsten Windischgrätz, noch nicht Garantie genug für ihre Zwecke. Kaiser Ferdinand aber wollte die ungarische Empörung nur bis zu einem gewissen Maaß dämpfen und zeigte sich der Forderung russischer Hülfe abgeneigt. Er trat die Krone seinem Neffen, Franz Joseph, ab. Der ungarische Reichstag verwarf den Thronwechsel. Zu gleicher Zeit begann der Krieg; zuerst glücklich für die kaiserlichen Waffen. Preßburg wurde am 18. Dec. eingenommen, am 27. Raab; der ungarische Reichstag verlegte sich nach Debrezin, und am 5. Januar 1849 zog Windischgrätz in Pesth ein. Nun wüthete der Krieg in den Ebenen Nieder-Ungarns; große und blutige Schlachten (26. Febr. bei Pesth, dann bei Kapolna, Sieg der Ungarn bei Mezököwede) wurden geliefert, deren Gewinn die Nachrichten den Oestreichern meistentheils zuschrieben. In Siebenbürgen hielt General Bem, ein Pole, die Sache der Ungarn mit Energie und Glück aufrecht. Hier aber zeigte sich zuerst der Plan des östreichischen Cabinets, denn im Februar rückte der russische General Engelhard mit 12,000 Mann in Siebenbürgen ein. Vom Anfang März an änderten sich auch die Dinge in Ungarn. Die Oestreicher hatten mit unendlichen Schwierigkeiten in den für ein Heer schwer zugänglichen Niederungen zu ringen und

die Begeisterung, wie die ungestüme Tapferkeit der Ungarn unter ihren Anführern, Görgey und dem Polen Dembinski, drängte die Kaiserlichen zurück. Windischgrätz legte, 21. April, sein Obercommando nieder, General Welden übernahm es, gab es aber auch nach wenigen Wochen an den von Brescia her bekannten General Haynau ab. Die kaiserlichen Truppen mußten offenbar vor den Siegen der Ungarn zurückweichen, Ofen und Pesth wurden am 21. April aufgegeben, und bis an die östreichische Gränze fast drangen die magyarischen Schaaren nach. Unter diesen sieghaften Aussichten sprach der Reichstag in Debrezin die Thronentsetzung der habsburgischen Dynastie aus und gab Ungarn eine republikanische Regierung mit Kossuth als Präsidenten. Am 21. Mai erstürmten die Truppen Görgey's nach einer mehrwöchentlichen Belagerung die starke Festung Ofen. Die Hauptstadt des Landes war wieder in der Gewalt der magyarischen Regierung.

Oestreich war nun entweder in der That auf den Standpunkt gebracht, die Wieder-Eroberung Ungarns nicht ausführen zu können, oder es wollte nicht alle seine Kräfte daran setzen, um auch der deutschen Angelegenheiten Herr zu bleiben, oder es reiften die Pläne der russischen Politik — seltsam! wir haben es erlebt, daß ein Staat von Oestreichs Bedeutung und Erinnerungen den Kaiser von Rußland um Beistand zur Bekämpfung der Ungarn bat. Dieser mächtige und staatskluge Monarch hatte die großen Bewegungen Europa's nicht, wie man zuerst erwartete, bekämpft; er hatte sich aber stark gerüstet und die Streitkräfte seines Reiches in Polen und nach der Türkei hin gesammelt. Jetzt erklärte er, daß die Entsetzung des habsburgischen Hauses von ihm als Verbündeten nicht geduldet werden würde, auch drohe der Aufstand im Fall des Sieges Polen zu ergreifen. Die russischen Heere setzten sich nach Ungarn in Bewegung; es geschah zur Mitte des Juni. Gegen 140,000 Mann unter dem Befehl des Marschall, Fürsten Paskewitsch, überschritten in vier Abtheilungen die ungarische Gränze. Von Preßburg her rückten die östreichischen Streitkräfte und im Süden der Banus Jellachich, zusammen auch gegen 80,000 Mann, gegen die Magyaren heran.

Diesen furchtbaren Heeren setzten die Ungarn bei den verschiedenen Corps im Felde wohl gegen 150,000 M. und in den Festungen noch 50,000 M. entgegen. Das Vertrauen zum Siege ruhte aber nicht allein auf dieser Streiterzahl, sondern mehr noch auf der Begeisterung und Kraft der Schaaren und der Energie und der Ausdauer der Führer.

Gegen die herandringenden Russen stand zunächst der General Dembinski. Eine Schlacht bei Eperies am 22. und 23. Juni kostete beiden Heeren mehrere Tausende. Aber die große, russische Heeressäule wälzte sich nach Pesth hin, nahm Debrezin, 3. Juli, von wo der Reichstag nach Szegedin verlegt worden war. Am 14. Juli zogen die Russen in Pesth ein, welches von Kossuth verlassen und von den Oestreichern besetzt worden war. Doch raffte die Cholera unter allen kämpfenden Streitmassen, besonders aber im russischen Lager, zahlreiche Opfer hinweg. Während dessen hatte der östreichische General Wohlgemuth an der Waag über Görgey gesiegt; auch Raab, wohin sich dieser zog, wurde am 28. Juni erstürmt. Görgey warf sich nach dem festen Comorn und

versuchte von hier aus sich zu Dembinski hindurchzuschlagen. Paskewitsch zog von Pesth aus herbei und es folgten die blutigen Schlachttage bei Waitzen, den 15., 16., 17. Juli. Es war ein entsetzliches Niedermetzeln; indem aber Görgey einige Truppentheile vorschob, wendete er sich selbst mit der Armee nördlich, und die Russen konnten seine nach angestrengten Märschen bewirkte Vereinigung mit Dembinski nicht hindern. Allein obgleich diese Erfolge Görgey's sehr bedeutend waren, so rückte doch der östreichische General Haynau schon über Pesth hinaus, nahm am 2. August Szegedin und marschirte schon auf Arad zu, wo sich ein magyarisches Heer unter Dembinski, Messaros und Desöffy vereinigt hatte. Auch Paskewitsch zog nach einem Siege bei Debrezin und der Einnahme von Groß-Wardein heran. Es war ein blutiger und vielleicht entscheidender Kampf vorauszusehen.

Entfernter von diesen großen Schauplätzen hatte der ungarische General Perczel den Banus Jellachich im Süden erst aufgehalten und dann dessen von der Cholera sehr mitgenommenes Heer in fast vollkommene Unthätigkeit versetzt. Auch die Besatzung von Comorn war im Rücken der Hauptarmee thätig. General Klapka warf sich nach Raab, schlug die Oestreicher, machte reiche Beute und beunruhigte das Land bis Preßburg, ja erschreckte Wien. — In Siebenbürgen schlug sich Bem tapfer gegen die Russen, siegte und wurde besiegt, und machte einen Einfall in die Moldau, ohne erhebliche Folgen. Doch hatte der russische General Lüders schon Hermannstadt genommen und drang nach Ungarn zu vor.

So viel nun auch die Tapferkeit der Heere und Kossuth's Unermüdlichkeit und genialer Reichthum an Hülfsmitteln vermochte, und so wenig der Krieg auf der Neige war, so mußten sich doch bei fortgesetztem Kampfe die besten Kräfte Ungarns und auch Oestreichs verbluten. England, wie ganz Europa dem Kriege mit Theilnahme zuschauend, schickte sich zu einer ernstlichen Vermittelung an. Ein Antrieb mehr für Rußland, seine Erfolge zu beeilen. Schon hatte sich im Innern der ungarischen Sache manches Zeichen von Zerwürfniß gezeigt. Görgey war schon einmal mit Kossuth zerfallen. Auf dem Reichstage zu Szegedin, Ende Juli, hatte man die republikanische Regierungsform zurückgenommen und mit der monarchischen vertauscht. Der Zwiespalt zwischen Kossuth und Görgey erneuerte sich. Plötzlich legte jener die Regierung nieder; Görgey wurde Dictator, am 12. August. Er hatte mit Paskewitsch schon unterhandelt. Am 13. August, in der Nähe von Arad bei Vilagos, streckte Görgey mit 11 Generalen, 20,000 M. Fußvolk, 2000 M. Reiterei und 130 Geschützen vor dem russischen General Rüdiger, der die Ungarn umstellt hatte, das Gewehr. Die Truppen tobten und weinten; man hatte sie überredet, es ginge mit den Russen gegen die Oestreicher. Die Festung Arad hat sich darauf auch ergeben. Paskewitsch schrieb an Kaiser Nicolaus: „Ungarn liegt zu den Füßen Ew. Majestät." In der That war der heroische Kampf beendigt. Einzelne Corps ergaben sich in den folgenden Tagen mit Wehr und Waffen. Nur die Festung Comorn hielt sich noch bis in den October. Die ungarischen Streitkräfte auf den verschiedenen Punkten sollen noch gegen 120,000 Mann betragen haben. Görgey wird in Ungarn als Verräther angesehen.

Oestreich, schwer aufathmend aus diesem heftigsten Kampfe seiner Revolutionen, befindet sich in einer tiefgreifenden Abhängigkeit von Rußland. Die Zukunft der Verhältnisse Ungarns wartet auf die Entscheidung. Indessen sind die fortdauernden Hinrichtungen der Führer des Aufstandes, z. B. des Grafen Ludwig Bathyany und der bei Arad in Gefangenschaft gekommenen Generale (während Görgey in Steiermark lebt) nicht geeignet, Frieden in die Gemüther zurückkehren zu lassen.

Kossuth und mehrere Tausende des ungarischen Heeres, auch Bem, sind in die Türkei geflüchtet. Rußland und Oestreich, in ihrer Verfolgung nicht ruhend, forderten ihre Auslieferung. Der Sultan verweigerte dieselbe, selbst in Aussicht der Möglichkeit, daß dadurch ein Krieg entstände. Dieser Krieg zwischen dem nach Constantinopel und dem Besitz der Dardanellen hinblickenden Rußland und der morsch gewordenen Türkei wird einmal ausbrechen, wenn auch nicht unmittelbar bei dieser Flüchtlings-Angelegenheit. Rußlands Macht und Einfluß ist namentlich durch sein Uebergewicht über Oestreich furchtbar gestiegen. Mit diesem Anwachsen des nordischen Kolosses schließt sich für den jetzigen Augenblick die neueste europäische Bewegung.

Wir haben unser Rundgemälde der letzten zwei Jahre vollendet. Vielen Ereignissen war nur zu einer Andeutung, manchen gar kein Raum gegeben. Die Hauptzüge mögen genügen. Die Zeit des Erlebens ist nicht die Zeit der entscheidenden Betrachtung.

Die Barricaden der Hauptstädte sind zertrümmert, die Plätze der Volksversammlungen leer, der Kanonendonner vom Aetna bis zum Belt und von den Karpathen bis zum Schwarzwald ist verstummt. Europa ist um so viel Schlachtfelder, die Geschichte um so viele entsetzliche Thaten reicher geworden. Was bietet der alte Welttheil der Civilisation für einen Anblick? Ermattete, bestürzte, niedergeschlagene Völker, zerwühlte Staaten, neu-befestigte Throne und über Allem die Furcht oder die Sehnsucht nach neuem Umsturz. Wo noch vor geringer Zeit die Unerfahrenheit oder der Uebermuth mit den Staaten experimentirte, da gräbt heute die Diplomatie und die Intrigue in den nur auf kurze Zeit verlassenen stillen Gängen.

In dem Allen ist kein wahres Mittel, noch weniger ein wahres Ziel der Geschichte. Wir blicken zurück auf unsre Vorbetrachtung. Was ist nach so vielen ungeheuren Tagen und Thaten von den vernunftgemäßen, berechtigten Forderungen der Völker eingedrungen in die staatlichen Verhältnisse, sie durchsaftend, erneuernd und umgestaltend? Haben wir nicht mehr erlebt und gewonnen, als einen Umschwung von der Gewalt des Radicalismus zu der Gewalt der Reaction? Nur Trotz oder Unverstand kann leugnen, daß Vieles und Großes erreicht und geblieben ist, aber der gesunde, freie, vernünftige Pfad zu einer Lösung der europäischen Zukunft ist noch nicht gewonnen.

Doch sehen wir ihn liegen, vor uns über Klippen und Dornbüsche hinweg. So lange die Worte „Freiheit und Ordnung" nicht frisch und freudig zusammen gelten — so lange man die Freiheit verkündet und der Ordnung dabei miß-

trauend den Platz im Winkel giebt — so lange man die Ordnung preiset, aber die Freiheit fürchtet oder verachtet: — so lange wird der Pfad zum Ziele nicht gewonnen seyn.

Also die Ordnung in der Freiheit und die Freiheit in der Ordnung sey der Wahlspruch unsres Mitkämpfens für den Gewinn der Zukunft. Denn Jeder muß mitstreiten auf dem stürmischen, aber unblutigen Felde der Ueberzeugungen und der Entwickelung, damit der Tag des Edlen und der Wahrheit endlich komme. So treten wir aus dem großen Saal der Geschichte hinaus in das uns begrüßende Leben, nicht blos bereichert an Kenntnissen, sondern geläutert im Gemüth, ertüchtigt an der Gesinnung und gehoben durch den Glauben an die wundersame, göttliche Leitung des Menschengeschlechtes. Dann aber sey vor Allem der feste Sinn, das furchtlose Wort und die besonnene That zugewandt dem Vaterlande, dem ehrenreichen, mächtigen „Deutschland für immer!"

Register für alle vier Theile.

(a weist auf den ersten, b auf den zweiten, c auf den dritten, d auf den vierten Theil hin.)

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Erklärung der Titelkupfer.

Zum ersten Bande.
(Seite 109).

Wir sehen Mucius Scävola, wie er, vor Porsenna stehend, seine Faust in das auf einem Altare lodernde Feuer hält und sie von der Flamme verzehren läßt. Im Vordergrunde liegt die Leiche des Schreibers, den Mucius Scävola mit dem Dolche durchstochen hat; im Hintergrunde sitzt Porsenna, von Soldaten umgeben, mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens über die Unerschrockenheit des Römers.

Zum zweiten Bande.
(Seite 136).

Die Leiche des Kaisers Friedrich des Ersten wird aus dem Strome Kalykadnos, in welchem der Fürst den Tod fand, gezogen. Schrecken und Bestürzung malt sich in den Mienen Aller, die dabei zugegen sind. In der Ferne sieht man Abtheilungen des Heeres auf dem Marsche begriffen.

Zum dritten Bande.
(Seite 158).

König Gustav Adolph wird auf den Tod verwundet. Vom rechten zum linken Flügel sprengend kommt er zu nahe an die Feinde. Schon verwundet, will er eben das Schlachtgetümmel verlassen, als ihn eine Kugel in den Rücken trifft. Er richtet den Blick aus tiefster Seele zum Himmel, und schon vom Pferde sinkend spricht er zum Herzoge von Lauenburg: „Ich habe genug, Bruder! suche Du nur Dein Leben zu retten.“ Die Gesichtszüge des Königs sind wohl getroffen. Hinter ihm wüthet das Getümmel der Reiter; im Hintergrunde sieht man den von Wallenstein stark befestigten Windmühlenberg und den Flammenschein des brennenden Lützen.

Zum vierten Bande.

(Seite 62).

Bonaparte, von seinen Generalen umgeben, deren Namen größtentheils der Geschichte angehören, spricht die anfeuernden Worte, „daß vier Jahrtausende von jenen Denkmälern auf sie herabschauen.“ Das Bild zeigt uns im Mittelpunkte den Obergeneral der Franzosen mit der Hand nach den Pyramiden zeigend, den Blick nach seinen Umgebungen wendend, unter welchen wir, wie die erklärende Skizze zeigt, diejenigen wiederfinden, welche seinen Ruhm durch eine lange Reihe von Kriegen und Gefahren theilten. Links im Vordergrunde auf dem schwarzen Pferde Murat, später König von Neapel; weiter hinten Eugene Beauharnois, nachmals Vicekönig von Italien; Junot, Berthier und Duroc, später Marschälle des Kaiserthums; Sulkouki, Lasalle, Bertrand, welcher den Kaiser nach seiner Entthronung in's Exil nach St. Helena begleitete; Rampon und Desaix, der in der ewig denkwürdigen Schlacht bei Marengo seinen Tod fand. Verwundete Mameluken liegen im Vordergrunde, die Hände flehend emporstreckend, und der Hintergrund zeigt uns in der Ebene an dem Fuße der Pyramiden die Linien der französischen Armee und die sich entwickelnden Schwärme der Mameluken.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nösselt, Frdr.

Lehrbuch der Weltgeschichte für Bürger- und Gelehrtenschulen Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte ... mit vier Stahlstichen
Bd.: 4

Leipzig 1850